




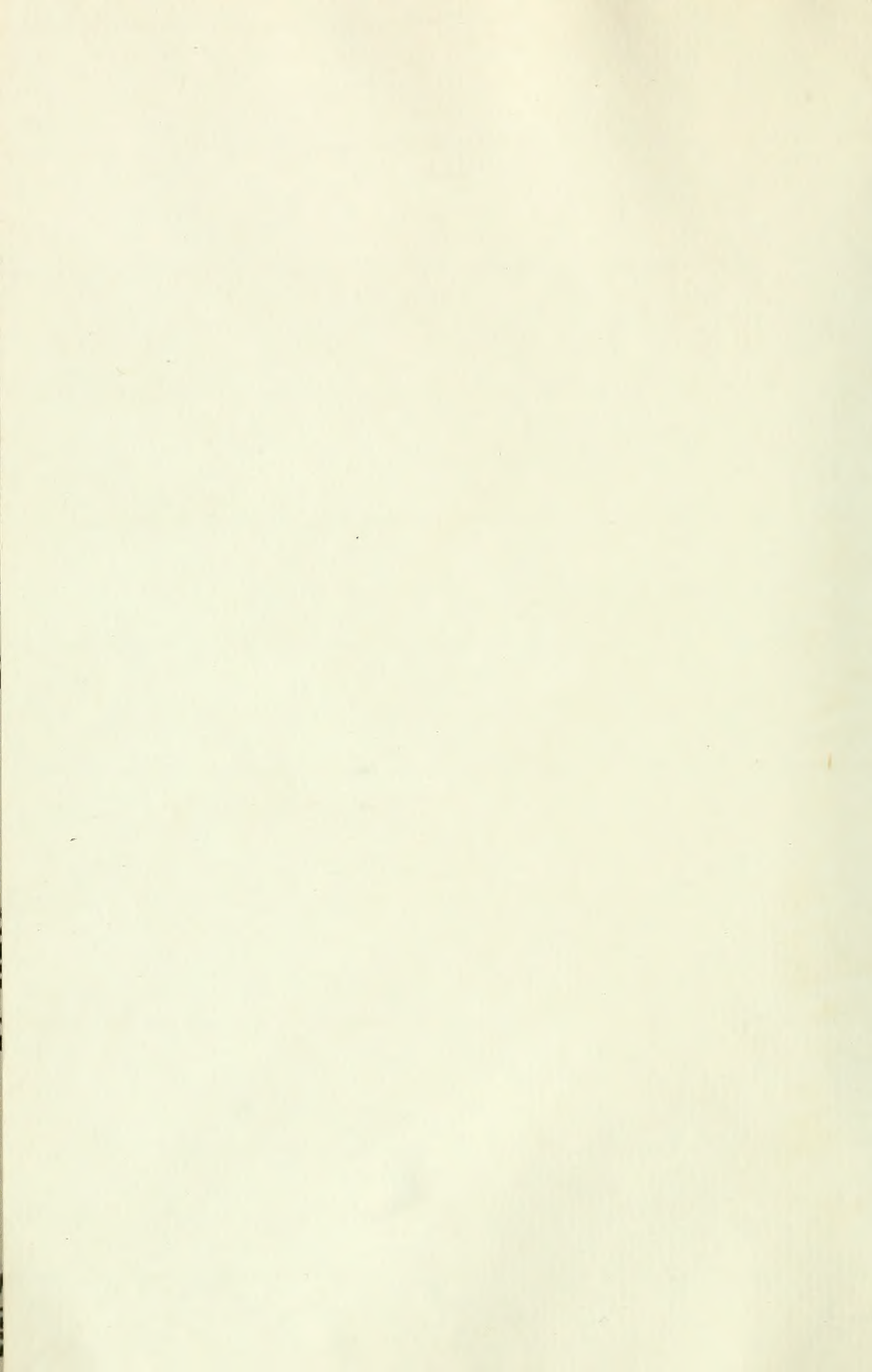


Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Professor Barker Fairley





Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries



HG.B

F85246H

Gop

592437

2. 9.54

Briefe Friedrichs des Großen

In deutscher Übersetzung

Zwei Bände

Mit Illustrationen

von

Adolph v. Menzel



Verlag von Reimar Hobbing in Berlin

1 9 1 4

Briefe Friedrichs des Großen

Zweiter Band

Herausgegeben von

Max Hein

deutsch von

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski und Eberhard König



Verlag von Reimar Hobbing in Berlin

1914

1954
2.9.54

Die Abbildungen sind von Efried Bod
ausgewählt und angeordnet



*Friedrich der Grosse
Bust von Cavacchi im Schloss Georgium zu Dessau*

Im Siebenjährigen Krieg

Einleitung

Am 28. August 1756 brach der König von Potsdam gegen den Feind auf. Er hatte den Krieg kommen sehen; Maria Theresia und ihre Verbündeten wollten ihn; er selbst fühlte und hatte es einige Jahre zuvor ausgesprochen, daß Preußen größer und mächtiger werden mußte. Nicht jugendlicher Latendrang oder Ehrgeiz hatten Friedrich, wie 1740, zu den Waffen greifen lassen; er erscheint 1756 vielmehr eher als der von der politischen Notwendigkeit Getriebene, die Gegner als die eigentlichen Urheber des Krieges. Aber sicherlich war es nicht so, daß diese ihm die Waffen geradezu in die Hand zwangen. Der König kannte den Krieg und seine furchtbaren Greuel, die ihn immer wieder aufs tiefste erschütterten, er kannte die Energie und den Haß Maria Theresias. Aber ebenso war er sich der Notwendigkeit bewußt, Preußen zu vergrößern, damit es stets, auch unter einem unfähigen Herrscher, auf eignen Füßen stehen konnte: Friedrich hielt einen neuen Krieg für seine Pflicht; im festen Vertrauen zu sich und seinen Truppen hat er ihn begonnen. Er hat ihn nicht gesucht, aber er ist ihm nicht ausgewichen.

Das kurze Vorspiel des Herbstfeldzuges von 1756 verhieß das Beste. Die Oesterreicher unter Browne bei Lobositz geschlagen, das kursächsische Heer gefangen, das reiche Sachsen in preussischer Verwaltung. Freilich damit war noch nicht viel gewonnen. 1757 konnten ja erst die „epochemachenden Ereignisse“ eintreten, „die über alles entscheiden und das Anlich Europas verändern. . . Man braucht an nichts zu verzweifeln, muß aber auf jeden Ausgang gefaßt sein“. Im April marschierten die Preußen in Böhmen ein; der 6. Mai brachte ihnen den Sieg vor Prag. Die geschlagenen Oesterreicher wurden in die Stadt eingeschlossen und belagert; nur Daun, der Zauderer, hatte noch seine Armee frei. „Der ganze Feldzug ist für die Oesterreicher so gut wie verloren, . . . sie sind zerstoßen wie Spreu vor dem Winde“, so beruhigt Friedrich seine schwerkrankte Mutter. Selbst in diesen Tagen der Hoffnung auf raschen Sieg und Frieden empfindet er die schweren Verluste der Prager Schlacht schmerzlich und opfert sich „für den Staat auf, nur um nicht zu empfinden, was mir das Herz zerreißt“. Daun nähert sich Prag zu einem Entsatzversuch. Friedrich zieht ihm entgegen und hofft auf einen entscheidenden Sieg, da erleidet er bei Kolin am 18. Juni nach sieben Siegen seine erste Niederlage. Mit der Aussicht auf baldigen Frieden ist es vorbei, die Belagerung von Prag muß aufgehoben

werden, das Heer sich bis nahe an die sächsische Grenze zurückziehen. Aber am 1. Juli ist Friedrich bereits wieder voll „großer Hoffnungen. Wie gewaltig auch die Zahl meiner Feinde sein mag, ich vertraue auf meine gute Sache, auf die bewunderungswürdige Tüchtigkeit meiner Truppen und den redlichen Willen, der alle befehlt“. Am demselben Abend trifft ihn die Nachricht vom Tode seiner Mutter; „dieser Verlust überbietet alles, was mir je Schmerzliches widerfuhr“. Im ersten Ausbruch des Schmerzes kann er wohl sagen: „Vielleicht hat der Himmel unsere teure Mutter von der Erde genommen, damit sie nicht all das Unglück unseres Hauses miterlebt“. Aber schon wenige Tage später stärkt ihm eben die Übermacht des Feindes den Mut: „Ich werde der Zahl meiner Gegner Festigkeit entgegen setzen; sie sollen den Staat nicht niederwerfen, sie begraben denn seine Verteidiger unter den Trümmern ihres Vaterlandes.“ Von allen Seiten dringen sie auf ihn ein, Österreicher und Russen von Osten, Reichstruppen und Franzosen von Südwesten; im Norden drohen die Schweden. Zu Preußen steht nur England. „Ich segne die Stunde, da ich mich der Philosophie ergeben habe: sie allein vermag der Seele in einer Lage wie der meinen Halt zu bieten. Wenn es sich nur um meine Person handelte, wäre mein Gemüt nicht so tief erregt; doch ich habe über Heil und Glück eines mir anvertrauten Volkes zu wachen. . . . Glückselig ist nur der Namenlose, dessen gesunder Verstand von Anfang an auf jeden Ruhm verzichtet hat.“

Schlimme Wochen folgten. Böhmen mußte der König infolge des Ungeschicks August Wilhelms räumen; vergebens suchte er nach einer günstigen Gelegenheit zur Schlacht mit den Österreichern in Schlesien; dann wichen ihm die Franzosen und Reichstruppen in Thüringen aus. Währenddessen traf ihn Anfang September eine Hiobsbotschaft nach der andern. In Ostpreußen wurde Lehwalde geschlagen, in Schlesien sein Freund Winterfeld besieg und getötet; die englischen Truppen in Hannover schlossen mit den Franzosen nach einer schmachvollen Niederlage eine Kapitulation; in dem fast wehrlosen Pommern drangen die Schweden vor. „Die feindliche Übermacht ist zu groß“, schreibt Friedrich im September an Wilhelmine; „selbst wenn ich das Glück hätte, zwei Heere zu schlagen, würde das dritte mich vernichten“. Er ist fest entschlossen, gegen das Unheil anzukämpfen, aber auch dazu, „nie meinen Namen unter die Schande und Schmach meines Hauses zu setzen. . . . Nur Memmen ducken sich unter das Joch, schleppen ergeben ihre Ketten und dulden ruhig die Unterdrückung. . . . Ich wünsche mir nur den Tod“. Freilich den Feldzug wird er durchführen. „Über einmal meiner Pflicht gegen mein Land ledig, dem ich fortan nicht mehr von Nutzen sein kann, mag ich nicht einen müßigen Zuschauer seines Falles abgeben.“ Mit der christlichen Lehre haben seine Selbsterdgedanken nichts zu tun. „Soll ich Dir bekennen, daß sie mir darum desto lieber sind?“ — Einige Wochen später hatten bei Hochbach „20 000 Preußen 50 000 Franzosen und Deutsche geschlagen“, und wieder einen Monat später erklang auf dem Felde von Leuthen das „Nun danket alle Gott“.

War der König nahe daran gewesen, unter der Last der Sorgen und des Mißgeschicks zusammenzubrechen, so machte ihn das große Glück nicht übermütig; „etwas Festigkeit und viel Glück“ hätte er seine Siege zu danken. Ohne Kriegslust sieht er dem kommenden Jahr entgegen. „Welche Menschenopfer, welch entsetzliche Schlächterei! Ich denke nur mit Schauern daran . . . Das Vorurtheil der Welt stempelt diese Bluttaten zwar zum Heldenhum, wenn man sie aber aus der Nähe sieht, sind sie stets grauenvoll.“ In Breslau verlebte er den Winter; seine Schwester Amalie und andere Verwandte und Marquis d'Argens, in diesen Jahren der beste Freund, bildeten seine Gesellschaft. Kunst und Philosophie gewährten ihm Erholung von der Vorbereitung auf den nächsten Feldzug. Denn Friedenshoffnungen waren rasch gescheitert, es hieß „noch ein Jahr Seiltänzen. Ich tröste mich mit der Hoffnung, daß ich dem einen oder andern mit der Balancierstange tüchtig eins auswischen werde“.

Die Siege der letzten Monate erlaubten dem König zu Anfang des Feldzugs von 1758 einen kräftigen Vorstoß; Olmütz wurde sein Ziel. Aber die Belagerung rückte nicht vorwärts, und als ein zu ihrer Fortführung unentbehrlicher Wagenzug in die Hände der Oesterreicher geraten war, mußte er von Olmütz abziehen; vergebens suchte er in Böhmen Daun zur Schlacht zu zwingen. Es hieß noch weiter zurück ins eigne Land; denn schon drohte von Nordosten der Einfall der Russen. Dazu kamen der Tod August Wilhelm's und vor allem bedrohliche Nachrichten über Wilhelmine's Gesundheit; politisches Mißgeschick und häuslicher Kummer schienen, wie so oft in Friedrich's Leben, zusammentreffen zu wollen. „Man sieht seine teuersten Verwandten sterben“, klagt er Ulrike, „und wie einen Schatten verschwinden, und man verliert seine Freunde; und das alles nur, um noch ein paar Unglücksjahre zu ertragen und ihnen dann zu folgen. Nein, es lohnt sich nicht zu leben.“

Bisher hatte das Jahr 1758 nur Mißerfolge gebracht; einer neuen großen Entscheidung zog der König entgegen, als er im August an Amalie schrieb: „Wenn es von mir abhinge, mich in einen entlegenen Erdenwinkel zu vertriehen, flüchtete ich mich noch heute dahin . . . Die Denkweise der großen Männer ist nicht die meine.“ Bald kann er Wilhelmine den Sieg von Zorndorf melden. Aber er wird seines Schlachtenglücks nicht froh. Der ruhmvolle Tag kostete ihm seinen Flügeladjutanten. „Seitdem gehen mir immerfort die Augen über, und was mein Verstand auch anfängt, ich kann mich nicht trösten.“ Eben damals ahnt er, daß ihm bald ein sehr viel grausamerer Schmerz bevorsteht, der Verlust seiner Wilhelmine; ohne sie ist ihm „das Leben unerträglich; wir haben verschiedene Körper, aber nur eine Seele“. Er beschwört sie, sich ihm zu erhalten; alle Schicksalsschläge ließen sich vergessen, nur dieser nicht. Am 14. October starb sie, während der Kampf bei Hochkirch tobte. „Als sollte alles Unglück zusammentreffen, um mich niederzuschmettern, ist mir auch die Markgräfin von Bayreuth entrisen worden, die inniggeliebte Schwester, die der größten Liebe wert war.“

Strategisch schädete die Niederlage von Hochkirch nicht. Meife und Kosel, die die Oesterreicher belagerten, konnten entsetzt, Sachsen von ihnen gesäubert werden; in Dresden nahm der König seine Winterquartiere, während Schlesien von den Feinden geräumt wurde. Aber der Tod seiner Schwester hatte ihn zu tief getroffen, als daß er dieser Erfolge hätte froh werden können. In düsterem Pessimismus schreibt er dem Lord Marschall von Schottland: „Unser Feldzug ist zu Ende, und das beiderseitige Ergebnis ist der Verlust vieler ehrlicher Leute, das Unglück so vieler zeitlebens verstümmelter Soldaten, der Ruin mehrerer Provinzen, die Verwüstung, Plünderung und Einäscherung mancher blühenden Stadt.“ Wie schon nach dem Verlust Jordans und Kesselfings bekennt er, daß gewissen Schicksalschlägen gegenüber „alle Reden der Philosophen eitel und ohnmächtig sind“. Er nennt sich einen „armen, gottverfluchten Mann, der dies Leben herzlich satt hat; der ewige Jude war nicht so lebensmüde wie ich. Habe ich doch alles verloren, was ich auf Erden liebte und achtete“.

Im Dezember ging er nach Breslau; aber wie anders verlief dort dieser Winter als der vergangene. „Ich lebe einsam wie ein Kartäuser“, schreibt er d'Argens. „Ich esse allein zu Mittag, verbringe meine Zeit mit Lesen und Schreiben und esse nicht zu Abend.“ Nur die Arbeit läßt ihn Kummer und Sorgen vergessen. „Aber ach! Sobald die Arbeit getan ist, kehren die schlimmen Gedanken zurück, und zwar ebenso lebhaft wie vordem.“

Bei der Überlegenheit des Feindes hatte der König beschlossen, sich 1759 defensiv zu verhalten. Jüdes Daun dachte nicht daran, energisch vorzugehen; fast tatenlos lagen sich die beiden Heere im südlichen Schlesien gegenüber. Schon damals kann er d'Argens sagen, daß er alt geworden ist, „ein Schatten“. „Ist man erst so weit mit dem Leben fertig, dann schlägt man sich tapfer und scheidet ohne Bedauern aus der Welt.“ Und doch standen die schwersten Jahre ihm damals noch bevor. Die Ankunft der Russen rief ihn nach Norden. Schon hatten sie mehrere preussische Abteilungen zurückgeworfen, und Berlin schien von ihnen bedroht. Bei Kunersdorf unweit Frankfurt trat ihnen Friedrich am 12. August entgegen; es wurde seine furchtbare, freilich auch seine letzte Niederlage. „Das ist ein grausames Mißgeschick, ich werde es nicht überleben. Ich habe keine Hilfsmittel mehr, und um nicht zu lügen, ich halte alles für verloren.“ General Finck erhielt das Kommando des Heeres, Heinrich sollte Generalissimus werden, die Truppen sollten dem Thronfolger schwören. Der König glaubte den Augenblick gekommen, mit dem er seit zwei Jahren gerechnet hatte: er war verzweifelt, glaubte alles verloren und wollte den Zusammenbruch seines Staats nicht erleben. Nach drei Tagen hatte er sich wiedergefunden. Am 16. August erfahren die Vertrauten, daß er „das Unmögliche vollbringt, um den wankenden Staat zu retten“. Er ist zum äußersten Widerstand entschlossen mit dem Mut des Märtyrers; was er dulden muß, „übersteigt die Qualen der Verdammten. Glückselig sind die Toten! Sie sind geborgen vor Gram und aller Unruhe“. Die

Hauptstadt muß geschützt werden. „Wenn mir aber auch dieser Schlag gelingt, glaube ich genug getan zu haben, und es wird mir dann wohl erlaubt sein, an mich selbst zu denken“; nicht ewig „will ich der Spielball irgend eines Zufalls sein“. Noch einmal ist er der Verzweiflung nahe, als er Dauns Anmarsch erfährt, eine neue Schlacht ihm unvermeidlich erscheint. Die Truppen sollen Branntwein bekommen, um tapfer zu kämpfen. „Meine unwandelbare Treue gegen mein Vaterland heißt mich alles wagen; aber mit dieser Gesinnung geht die Hoffnung nicht Hand in Hand. Nur ein glücklicher Zufall kann uns retten.“ Dieser Zufall, ein „Mirakel“, trat ein. Saltykoff glaubte genug getan zu haben, und Daun entschloß sich zum Angriff nicht, vielmehr räumten beide die Mark. Am 4. September konnte der König d'Argens melden: „Ich glaube, Berlin ist nun in Sicherheit.“ Aber noch ist er „von grauzsamem Schwierigkeiten umgeben. Ich bin seit dem Kriege Zenos Schüler geworden. Wenn das so weiter geht, werde ich wohl noch gleichgültiger und fühlloser werden als Zeno selber“. Nach dem Frieden werde er „um Aufnahme ins Invalidenhaus bitten — so weit ist es mit mir gekommen. Überanstrengung nimmt uns die Spannkraft“.

Aber so müde er sich fühlte und so geschwächt sein Heer auch war, einen Frieden, der ihm Gebietsabtretungen auferlegte, lehnte er unbedingt ab. Frankreich war damals zum Friedensschluß bereit; über ein halbes Jahr zogen die Verhandlungen sich hin, in die auch Voltaire sich einmischte. Ihm erklärte der König: „Ich verlange weiter nichts als Frieden, aber ich will keinen schimpflichen Frieden. Nachdem ich mit Erfolg gegen ganz Europa gefochten habe, wäre es allzu schmachvoll, wenn ich durch einen Federstrich verlore, was ich mit dem Degen behauptet habe.“ Im April 1760 scheiterten die Friedensausssichten.

Das unheilvolle Jahr 1759 sollte nicht zu Ende gehen ohne einen weiteren schweren Schlag für Preußen. Friedrich hatte gehofft, Sachsen wie bisher für seine Truppen zu Winterquartieren frei zu haben und Daun verdrängen zu können. Statt dessen nahm dieser am 20. November den General Finck mit 15 000 Mann bei Maxen gefangen — ein unerhörtes Ereignis in der preußischen Armee. „Wie betäubt vom Unglück“, schreibt Friedrich davon an d'Argens. „Ich bin von all den Schicksalschlägen und Katastrophen so müde, daß ich mir tausendmal den Tod wünsche. Ich habe es von Tag zu Tag mehr satt, einen verbrauchten, zum Leiden verdamnten Körper zu bewohnen . . . Seit Jahren mache ich mein Fegesfeuer durch. Gibt es ein anderes Leben, so muß der ewige Vater mir anrechnen, was ich in diesem gelitten habe.“ Daun blieb in Sachsen; nahe beieinander hielten die Gegner in engen Quartieren ihre Winterruhe.

Der König verbrachte den größten Teil des Winters einsam in Freiberg. Am Neujahrstage schrieb er Heinrich: „Der Kummer nagt mir am Herzen; besonders entmutigt es mich, daß ich mit all meinen Mitteln am Ende bin und keine Hilfsquellen mehr finde.“ Zu d'Argens äußert er wenig später: „Noch ein Fehlschlag,

und ich bekomme den Gnadenstoß. Das Leben hört auf, eine Himmelsgabe zu sein; es wird zum Gegenstand des Entsetzens und gleicht den grausamsten Mordthaten, die Tyrannen begehen können.“ Wieder erfüllen ihn Todesgedanken. „Wenn eine Katastrophe eintritt, werde ich nicht das Opfer meines Mißgeschicks sein, sondern das Stück beenden.“ Leid und Mißgeschick von Jugend auf hat ihm das Schicksal beschieden und ihn dadurch weise gemacht. Aber glücklich ist nur, wer sich des Lebens freut und es nicht in seiner Richtigkeit verachtet; „alles auf Erden ist Illusion“. Den einzigen Trost gewähren ihm Philosophie und Kunst. „Ich führe das Leben eines Benediktiners. Sobald meine Geschäfte erledigt sind, vergrabe ich mich in meine Bücher, speise mit ihnen und gehe mit ihnen zu Bett.“ Er dichtet viel und verschafft sich damit „lichte Augenblicke. Aber sobald der Zauber verflogen ist, sinke ich wieder in mein düsteres Grübeln, und das zurückgedrängte Leid gewinnt neue Kraft und Gewalt“. Mehrere politische Flugschriften und eine Arbeit über Karls XII. von Schweden militärische Talente entstanden in diesen Monaten. In der Philosophie wandte er sich ganz dem Stoizismus zu; für die „verstorbene Monade von Wolff“ und Leibniz' „beste aller Welten“ hatte er nur noch Spott übrig. Daneben beschäftigten ihn historische Werke und ein Plan zur Vervollständigung seiner Gemäldesammlung. Wie so oft klagt er: „Ich bin ein Philosoph am falschen Fleck. Ich hätte dazu getaugt, das Leben eines Weisen zu führen. Ein Dämon, der mir meine Ruhe nicht gönnte, hat mich auf die große Bühne der politischen Wechselfälle veretzt.“

„In drei Wochen habe ich 22 000 Mann auf dem Halse, ich selbst verfüge ungefähr über die Hälfte. Es ist also leicht einzusehen, daß ich da, wo ich am schwächsten bin und der erdrückenden Übermacht nichts entgegenzusetzen kann, notwendig zugrunde gehen muß“; in solcher Stimmung eröffnete Friedrich den neuen Feldzug im Mai 1760. Er selbst blieb Daun gegenüber in Sachsen. Schlessen mußte Fouqué halten. Dessen schwere Niederlage bei Landeshut am 23. Juni zwang den König, nach Schlessen zu eilen und Sachsen in „verzweifeltstem Entschluß“ nur ungenügend gedeckt zurückzulassen; wieder hing sein Schicksal „an einem Haar“. Unterlagen seine in Sachsen zurückgebliebenen Truppen etwa der österreichischen Übermacht und wurde er selbst in Schlessen geschlagen, dann schien das Ende nicht weit. „Stößt uns ein Unglück zu“, schreibt er an d'Argens kurz vor dem Abmarsch nach Schlessen, „so nehme ich im voraus Abschied von Ihnen; . . . ich habe meinen festen Entschluß gefaßt.“

Von drei Seiten versuchten die Österreicher mit fast dreifacher Übermacht den König bei Liegnitz einzuschließen. Er warf sich am 15. August auf Laudon und errang einen „großen, unverhofften Erfolg“. Die andern Generäle wagten keinen Angriff mehr, und die Russen, die kurz vor der Vereinigung mit den Östreichern gestanden hatten, zogen ab. Aber den sehnlichst erwarteten Frieden brachte auch dieser Sieg nicht; es gelang weder Daun zur Schlacht zu bewegen, noch die Österreicher aus Schlessen herauszumantvorianen. „Nirgends Aussicht auf eine Entscheidung. Meine

Geduld ist erschlaft; es ist zum Wahnsinnigwerden . . . Ich brate bei gelindem Feuer; ich bin wie ein verstümmelter Körper, der jeden Tag ein paar Glieder verliert. Mein Frohsinn und meine gute Laune sind begraben mit den geliebten und verehrten Menschen, an denen mein Herz hing. Mein Lebensende ist trüb und schmerzlich.“

Im Oktober, nach dem Zug der Österreicher und Russen auf Berlin, verlegte sich der Kriegsschauplatz nach Sachsen. Dieses allein konnte Geld und Menschen zur Fortsetzung des Krieges hergeben, und da standen die Österreicher. Es galt den Versuch, das reiche Land zurückzugewinnen. In den letzten Oktobertagen, kurz vor der neuen Entscheidung und außerdem körperlich leidend, empfindet Friedrich sein Schicksal so herb wie vielleicht nie zuvor. „Meine Jugend habe ich meinem Vater und meine reifen Jahre dem Staat geopfert, damit glaube ich das Recht erworben zu haben, mit meinem Alter nach Gutdünken zu schalten.“ Was nütze es, die Jesuiten zu bekämpfen, schreibt er an Voltaire. „Die große Masse unseres Geschlechts ist dumm und boshaft. Umsonst suche ich in ihm das Abbild Gottes . . . Meine Gesundheit kommt zusehends herunter, und ich gehe vielleicht bald von dannen.“ — Der schwere Tag von Torgau verschaffte den Preußen Winterquartiere in Sachsen und „sieben Monate“ Ruhe; „das ist aber auch die ganze Frucht der Arbeiten, Gefahren und unendlichen Mühen, die dieser harte, grausame Feldzug uns gekostet hat“.

Es wurde wie die vergangenen ein stiller, freudloser Winter für den König. „Ich bin ohne jede Gesellschaft, aller derer beraubt, die ich liebte, ganz auf mich allein angewiesen; ich verbringe mein Leben abwechselnd in fruchtloser Arbeit und in tausend Befürchtungen.“ Auf das Abendessen, das einst in Sanssouci die berühmte Tafelrunde um ihn vereinigt hatte, hatte er seit vier Jahren schon verzichtet, „da es mit meinem Handwerk unverträglich ist; an Marschtagen besteht mein Mittagessen in einer Tasse Schokolade“. Mit 48 Jahren ist er ein alter Mann geworden, ergraut und elend; „mein Geist ist traurig und niedergeschlagen wie der eines Trappistenmönchs“. Nur in der Philosophie findet er Trost; „sie ist mein Stecken und Stab in diesen Zeiten der Verwirrung und des Umsturzes aller Dinge“.

Nach vier Jahren heroischer Anstrengungen und Kämpfe, nach sieben großen Siegen war ein nahes Ende des Krieges noch immer nicht abzusehen. Und dabei fühlte der König seine Kraft abnehmen. Wohl hatte sich der Mannschaftserfaß über Erwarten gut vollzogen, und auch die Geldmittel flossen verhältnismäßig reichlich. Aber wie lange würde das kleine Preußen der vereinigten Macht der drei Großstaaten noch standhalten können? „Ich beginne diesen Feldzug wie ein Mann, der sich kopfüber in die Flut stürzt“, schreibt Friedrich im April 1761 an d'Argens. „Ein schicksalvoller Augenblick kann das Gebäude niederreißen, das wir bisher mit unendlicher Mühe erhalten haben!“ Soviel er auch liebt, er kann seiner „inneren Unruhe nicht Herr werden. Die jetzige Krisis währt zu lange, und die Gefahren bleiben stets die gleichen“.

Während Prinz Heinrich Daun in Sachsen beschäftigt sein sollte, wandte sich der König nach Schlesien, wo wieder die Vereinigung der Oesterreicher und Russen drohte. Lange glückte es Friedrich, sie zu verhindern, Mitte August wurde sie vollzogen. Zwei Wochen lang belagerten die Verbündeten ihn förmlich im Bunzelwitzer Lager, ohne daß ihre Uneinigkeit es zu einem Angriff kommen ließ; im September zogen die Russen ab. Doch zwei empfindliche Verluste brachte dies Jahr noch. Laudon stürmte im Oktober Schweidnitz, und im Dezember ergab sich Kolberg den Russen; zum erstenmal überwinterten die Feinde auf preussischem Boden. Im Oktober 1761 war in England Pitt, Friedrich's treuer Freund, zurückgetreten; seither begannen die Beziehungen zu England sich zu lockern. Nur eine einzige und allzu schwache Hoffnung blieb dem König: ein Bündnis mit der Türkei. Das Jahr schloß noch trauriger ab als das vergangene.

„Ich mache eine Schule der Geduld durch, eine harte, lange, grausame, ja barbarische Schule. Mich überrascht und erstaunt nichts mehr; vielleicht sehe ich den Himmel einstürzen, ohne darauf zu achten. Nur noch ein Schritt, und ich bin reif fürs Trappistenkloster.“ Der König versucht, „die Welt im ganzen, wie von einem fernen Planeten aus, zu betrachten. Dann erscheinen mir alle Dinge winzig klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich wegen solcher Nichtigkeiten so plagen. Was wären wir ohne Philosophie, ohne Nachdenken, ohne Weltentrücktheit und ohne die kühle Verachtung, zu der wir durch Erkenntnis der Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller Dinge gelangen“. Einst waren ihm die Menschen eine Mischung aus gut und böse gewesen. Jetzt schreibt er: „ich kenne diese zweibeinige ungefederte Rasse aus Erfahrung; die guten Charaktere sind seltener als die Konjunkturen der Planeten und die Erscheinung von Kometen“. Die Philosophie gibt ihm zwar den Gebrauch der Beine nicht wieder, „aber sie hilft mir, mich weiterzuschleppen, und das genügt“. Nur seine Bücher bewahren ihn vor dem Irrenhaus. Es ist erstaunlich, wie er selbst in diesen Monaten Kraft und Lust findet zu eingehenden ästhetischen Erörterungen über ein neues Drama Voltaires, über Homer und Virgil; im Sommer 1762 studierte er eifrig eine große Kirchengeschichte. „Die Studien sollen das Spielzeug meines Alters sein, mit dem ich mir die Zeit vertreiben werde, bis mein Licht erlischt. Sie veredeln den Geist, sie beschwichtigen den Durst nach Rache und lindern die Härte der Strafen.“ Aber die damals verfaßten großen Gedichte offenbaren viel Resignation und Bitterkeit.

Glückverheißend begann das Jahr 1762. Am 5. Januar starb die unverdönlliche Feindin Friedrichs, Zarin Elisabeth; ihr folgte sein enthusiastischer Bewunderer Peter III.; im Mai schon wurde Frieden, im Juni ein Bündnis mit Rußland geschlossen. Auch Schweden legte im Mai die Waffen nieder. Aber die Hilfe Rußlands hielt nicht an. Im Juli wurde Peter ermordet, und der König mußte froh sein, daß Katharina II. sich wenigstens nicht auf die Seite seiner Gegner schlug. Ohne Freude berichtet er von den Erfolgen dieser Monate. Nach dem Siege bei Butkersdorf: „Das

führt zu keiner Entscheidung, und was dazu nicht hilft, vermehrt nur meine Verlegenheit. Ich bin der Politik so müde! Könnte ich diesem unglücklichen Kriege mal ein Ende machen, ich glaube, ich sagte der Welt Valet“. Nach der Wiedereroberung von Schweidnitz: „Unsere Feinde haben noch keine Lust, sich zu vertragen.“ Nach Heinrichs Sieg bei Freiberg am 29. Oktober atmet er auf: „Es gewinnt den Anschein, als sei das Schicksal es müde geworden, uns zu verfolgen.“

Ende November 1762 begannen die Verhandlungen, die zu dem am 15. Februar 1763 geschlossenen Frieden führten, der keinen äußeren, bemerkbaren Gewinn brachte und dessen moralische Wirkungen doch so ungeheuer waren. „Du weißt zu gut, wie ich denke, um anzunehmen, daß ich meine Schande oder etwas für die Nachwelt Schändliches unterzeichnet hätte. Ich glaube, wir haben den besten Frieden geschlossen, der bei unserer Lage möglich war.“ Mit diesen schlichten, begeisterungslosen Worten meldet der König seinem Bruder Heinrich das große Ereignis. „Der Friede bringt eine ungeheure Arbeitslast mit sich. Aber der Mensch ist nun mal zum Arbeiten da, wie der Ochse zum Pflügen.“ Zunächst galt es, den Abmarsch der Truppen aus Sachsen zu regeln, dann in Schlesiens Ordnung zu schaffen.

Erst am 30. März traf Friedrich in Berlin ein. Er hatte sich nach der Rückkehr nicht gefehnt. „Ich armer Greis kehre in eine Stadt zurück, von der ich nur die Mauern kenne, wo ich keinen Bekannten wiederfinde, wo eine Riesenaufgabe meiner harrt und wo ich bald meine alten Knochen in einem Hyl lassen werde, das weder Krieg noch Unglück, noch die Schlechtigkeit der Menschen antasten kann. . . Wie fürchte ich mich vor Berlin und der Leere, die ich da finden werde!“ Der alten Frau von Camas schreibt er: „Sie werden mich als Greis und fast als alten Schwächer wiedersehen. Ich bin grau wie ein Esel, verliere jeden Tag einen Zahn und bin von der Sicht halb gelähmt.“ Auch geistig war der König ein alter Mann geworden. Er blieb den Lehren und Interessen treu, die er im Frieden gewonnen, die sich ihm im Kriege als zuverlässige Stütze bewährt hatten. Noch im Februar studierte er wieder Cicero. Rousseaus „Emile“ kam ihm in die Hände, er lehnte ihn ab und wollte von dem Neuen überhaupt nichts wissen: „all die neuen Hervorbringungen taugen nicht viel“. Während die „Aufklärung“ immer weitere Kreise ergreift und den Sturz des Absolutismus vorbereitet, meint er: „Es gibt nichts Ungereimteres als den Gedanken, den Aberglauben austrotten zu wollen. Die Vorurteile sind die Vernunft des Volkes — und verdient das blöde Volk, aufgeklärt zu werden?“

1. An Wilhelmine

Dresden, 30. November [1756].

Liebe Schwester,



für mich brauchst Du von dem bevorstehenden Feldzuge nichts zu befürchten; ein Vorgefühl sagt mir, daß ich weder Tod noch Verwundung zu gewärtigen habe. Und doch muß ich gestehen: wenn etwa eine schlimme Wendung eintreten sollte, dann wünschte ich mir hundertmal lieber den Tod, als daß ich erlebte, was in diesem Falle meiner wartet! Du kennst ja meine Feinde und kannst ermessen, was sie mir zu schlucken geben würden. Aber da die Dinge nun einmal bis zu diesem Äußersten gediehen sind, so müssen wir hoffen, daß die Vorsehung, wofern sie sich überhaupt dazu herbeiläßt, sich in das Elend der Menschen einzumischen, nicht dulden werde, daß die Hoffahrt, Anmaßung und Niedertracht meiner Feinde über die Gerechtigkeit meiner Sache triumphiere . . .

2. An Wilhelmine

Dresden, 19. Februar 1757.

Meine liebe Schwester,

Ist's möglich, daß Du mitten im Drange Deiner häuslichen Verdrießlichkeiten¹ noch für meine Angelegenheiten Gedanken hast? Dein gütiges Herz und der freundliche Anteil, den Du mir in meinen heroischen Nöten vergönnt, könnte sich nicht schöner kundtun. Es ist freilich beschämend, daß ich mich in meinem Alter mit vier wütenden Weibern² herumschlage, die mir das Los des Orpheus zugeacht haben. Doch ich muß mich meiner Haut wehren und es diesen Damen beibringen, den Degen niederzulegen und wieder zu ihrer Spindel zu greifen.

Für meine Person, liebe Schwester, fürchte nichts von diesem Kriege. Nur die Tüchtigen kommen um, der Durchschnitt und Leute meines Schlages bleiben stets erhalten. Wir liegen noch immer in guter Ruhe in unseren Quartieren und ziehen täglich Verstärkungen an uns, sodas die Armee gegen Ende dieses Monats vollzählig sein wird. An die Eröffnung des Feldzugs ist indes nicht vor dem Mai zu denken,

¹ Wilhelmine hatte ihrem Bruder über Zwistigkeiten zwischen ihrer Tochter und deren Gemahl, dem Herzog von Württemberg, geklagt. — ² Die Kaiserinnen Elisabeth und Maria Theresia, die Königin von Polen, Maria Josepha, und die Marquise von Pompadour. Orpheus wurde von thrafischen Weibern zerrissen.

und dann ist nicht sofort auf eine Entscheidung zu rechnen. Erst der Juni wird Klarheit schaffen, was aus uns wird. Sei bitte ganz ruhig über mein Geschick, damit Deine Freundschaft, die mir so wertvoll ist, mir nicht das Herz schwer macht.

Unsere teure Mutter ist völlig außer Gefahr. Sie ist noch schwach, doch das wird sich geben. Mir hängt wie Dir vor der Wiederkehr dieser Krankheit. Es wäre zu wünschen, daß sie sich mehr Bewegung machte, aber leider ist daran nicht zu denken, und wir sind mit unserm Latein zu Ende: sie ist nicht zu überzeugen. Ich bete zum Himmel um Deine Erhaltung und die Kräftigung Deiner kostbaren Gesundheit.

3. An Amalie¹

Meine liebe Schwester,

Lockwitz, 25. März 1757.

Tausend Dank für die Mitteilungen, die Du mir durch Eller² über die Krankheit unserer teuren Mutter zukommen ließest. Das hat mich wesentlich beruhigt und gibt mir wieder ein Gefühl der Sicherheit vor dem Schlage, der mich sehr schwer getroffen hätte.

Was uns hier anlangt, unsere politische wie militärische Lage, so ist zur Stunde alles beim alten, bis auf das eine Neue, daß wir nunmehr Kantonnementsquartiere bezogen haben und der Feind ebenfalls anfängt, sich zu sammeln und sich zu befestigen. Wappne Dich doch ja gegen jedes mögliche Ereigniß; denke an das Vaterland und halte Dir gegenwärtig, daß dessen Verteidigung unsere oberste Pflicht ist. Hörst Du, daß einem von uns ein Unglück zugestoßen sei, so frage, ob er im Kampf gefallen ist, und ist es so, dann danke Gott. Für uns gibt es nur Tod oder Sieg; eins von beiden muß uns beschieden sein. So denkt hier jedermann. Sieh, Du willst doch, daß jeder sein Leben für den Staat darbringe, nicht aber, daß Deine Brüder darin mit ihrem Beispiel vorangehen? Ach, liebe Schwester, in diesem Augenblicke ist Schonung nicht mehr am Platz: hier gilt es nur einen Ruhm ohnegleichen oder Vernichtung. Der Feldzug, der uns bevorsteht, ist wie der von Pharsalus³ für die Römer oder jener von Leutra⁴ für die Griechen, wie Denain⁵ für die Franzosen, oder die Belagerung von Wien⁶ für Österreich; das sind epochemachende Ereignisse, die über alles entscheiden und das Antlitz Europas verändern. Vor dieser Entscheidung heißt es, ein graufiges Glücksspiel bestehen; doch wenn der Knoten gelöst ist,

¹ Prinzessin Amalie (1723—1787) war die einzige unverheiratet gebliebene Schwester des Königs, der sie 1756 zur Äbtissin von Luedlinburg ernannte. Doch lebte sie meist in Berlin. Sie stand Friedrich, schon durch ihre hohe musikalische Begabung, ziemlich nahe. — ² Vgl. den Brief vom 25. Mai 1740.

— ³ Die Schlacht bei Pharsalus beendete 48 v. Chr. den Krieg zwischen Cäsar und Pompejus.

— ⁴ 371 v. Chr. siegte Epaminondas bei Leutra über die Spartaner und begründete damit die Vorherrschaft Thebens.

— ⁵ Bei Denain schlug Villars im Spanischen Erbfolgekrieg 1712 die Engländer, freilich ohne damit an dem durch viele Niederlagen bedingten für Frankreich ungünstigen Ausgang des Krieges etwas Wesentliches ändern zu können; vgl. Werke Bd. I, S. 116. — ⁶ 1683 wurde Wien von den Türken belagert. Karl V. von Lothringen und der Polenkönig Johann Sobieski befreiten die Stadt; vgl. Werke Bd. I, S. 85 f.

hellst sich der Himmel auf und wird wieder heiter. So stellt sich unsere Lage dar. Man braucht an nichts zu verzweifeln, muß aber auf jeden Ausgang gefaßt sein und auf sich nehmen, was das Geschick einem zuteilen will, mit unbewegter Miene, ohne Stolz, wenn es gut ausgeht, vom Unglück aber sich nicht erniedrigen lassen.

Lebwohl, teure Schwester, da hast Du einen Brief ganz voller Moral. Langweilen Dich meine Sprüche, so brauchst Du bloß meine Briefe nicht zu lesen.

4. An die Königin-Mutter

Lager vor Prag¹, Mai 1757.

Meinen Brüdern und mir geht es noch immer gut. Der ganze Feldzug ist für die Österreicher so gut wie verloren und ich habe freie Hand mit 150 000 Mann. Nimm dazu, daß wir Herren über ein Königreich sind, das genötigt ist, uns Truppen und Geld zu liefern. Die Österreicher sind zerstoßen wie Spreu vor dem Winde². Einen Teil meiner Truppen werde ich zur Bewillkommnung der Herren Franzosen absenden und mit dem Rest meines Heeres die Österreicher verfolgen.

¹ Vgl. Werke Bd. III, S. 72 ff. — ² Am 6. Mai hatte Friedrich die Österreicher vor Prag geschlagen.



5. An August Wilhelm

Mein lieber Bruder,

Prag, den 11. Mai 1757.

Ich empfinde alle meine Verluste tief¹ und betäube mich nur in diesem Augensblick, um mich selber darüber hinwegzutäuschen, damit meine Weichherzigkeit nicht mit meiner Pflichterfüllung in Widerspruch gerät. Ich denke nur an das Vaterland und an die Mittel, unsere Feinde niederzuringen. Im gegenwärtigen Zeitpunkt kommt es darauf an, den Blick von dem, was hinter uns liegt, abzuwenden und nur geradeaus zu sehen, unsere Verluste zu ersetzen und alle Anstalten zu treffen, dem Feinde zu schaden. Ich opfere mich für den Staat auf, nehme alle Anstrengungen auf mich, denen ich gewachsen bin, nur um nicht zu empfinden, was mir das Herz zerreißt.

In dieser Wirrsal habe ich wenigstens den Trost, zu hören, daß sich unsere teure Mutter auf dem Wege der Besserung befindet. Das, lieber Bruder, ist der einzige Augenblick der Befriedigung, der mir vergönnt gewesen, seit ich Dich verließ. Die Krisis ist noch nicht ganz überwunden und ich unternehme, was ich kann, indem ich dem Glück anheimgebe, seine letzte Entscheidung über Geschehnisse zu fällen, die sich jeder Voraussicht entziehen. Ich bin mit ebensoviel Freundschaft wie Hochschätzung, teurer Bruder,

Dein treuer Bruder und Diener

F r i d e r i c h.

6. An Wilhelmine

Meine liebe Schwester,

Leitmeritz², 1. Juli 1757.

Für den zärtlichen Anteil, den Du in Deiner Güte an meinem Schicksal³ nimmst, bin ich so empfänglich wie nur möglich. Keine Sorge um mich, teure Schwester! Steht der Mensch doch zu jeder Zeit in der Hand dessen, was wir Schicksal nennen. Wie vielen stößt ein Unfall beim Spaziergang, innerhalb ihrer vier Wände oder in ihrem Bett zu; und wie viele kommen wohlbehalten aus allen Kriegsgefahren davon. Dabei sind ja für einen Heerführer diese Gefahren nicht so zahlreich, wie für die übrigen Offiziere. Arbeit werde ich haben, doch ich fürchte mich nicht davor. Ich werde allerhand Mühsal zu bestehen haben, aber die Arzte sagen ja, körperliche Anstrengung sei gesund. Es wird also dies alles so ausgehen, wie es dem Himmel gefällt . . .

Deutschland befindet sich zur Stunde in einer furchtbaren Krisis. Mir ward die Aufgabe zuteil, ganz allein für seine Freiheiten, seine Rechte und seine Religion einzustehen; unterliege ich diesmal, so ist es darum geschehen. Trotzdem habe ich

¹ Die Verluste in der Schlacht bei Prag, besonders der Tod Schwerins; vgl. Werke Bd. III, S. 71 ff. — ² Val. Werke Bd. III, S. 82. — ³ In der Niederlage von Kolin vom 18. Juni; vgl. Werke Bd. III, S. 78 ff.



*Arbeitskabinett des Königs in Sanssouci
Blustiftzeichnung von Wenzel in der Naturhistorischen zu Berlin*

große Hoffnungen, und wie gewaltig auch die Zahl meiner Feinde sein mag, ich vertraue auf meine gute Sache, auf die bewunderungswürdige Tüchtigkeit meiner Truppen und den redlichen Willen, der alle befehlet, vom Feldmarschall bis zum geringsten Soldaten hinab.

Sei mir nicht böse, wenn ich mich diesmal kurz fasse; ich habe eine Fülle von Arbeit zu leisten, um mit allen meinen Maßnahmen fertig zu werden. Ich umarme Dich von ganzem Herzen und bitte Dich, meiner aufrichtigen Zuneigung und wärmsten Zärtlichkeit versichert zu sein.

Dein getreuer Bruder und Diener

Friderich.



7. An Amalie

Meine liebe Schwester,

Leitmeritz, 1. Juli 1757.

Alles Schwere kommt auf einmal über mich. Ach, meine geliebte Mutter! Guter Gott, so werde ich nicht mehr den Trost haben, dich wiederzusehen¹. Gott, Gott,

¹ Die Königin-Mutter war am 28. Juni in Berlin gestorben.

welches Verhängnis für mich! Ich bin mehr tot als lebendig. Ich erhielt einen Brief von der Königin, der mich von allem unterrichtet. Vielleicht hat der Himmel unsere teure Mutter von der Erde genommen, damit sie nicht all das Unheil unseres Hauses miterlebt. Ich bin außerstande, liebe Schwester, Dir hierzu noch mehr zu sagen. Ich umarme Dich von ganzem Herzen.

Friderich.

8. An Wilhelmine

Leitmeritz, 5. Juli 1757.

Meine liebe Schwester,

Ich benutze einen Kurier von Plotho¹, der nach Regensburg geht, um Dir von dem neuen Leid, das uns niederdrückt, Mitteilung zu machen². Wir haben keine Mutter mehr. Dieser Verlust überbietet alles, was mir je Schmerzliches widerfuhr. Dabei bin ich gezwungen zu handeln, und habe garnicht die Zeit, meinen Tränen einmal freien Lauf zu lassen. Vergegenwärtige Dir diese Lage für ein empfindsames Herz, das auf eine so grausame Probe gestellt wird. Alle Verluste in der Welt sind zu ersetzen, nur die, die der Tod bringt, geben keiner Hoffnung Raum. Doch genug über einen so betrübenden Gegenstand. Ich bitte den Himmel, daß er Dich erhalte, sonst hätte ich ja fast gar keine Freunde mehr in der Welt. Ich bin mit vollkommener Zärtlichkeit, liebe Schwester.

Dein getreuester Bruder und Diener

Friderich.

9. An Ulrike³

Leitmeritz, 7. Juli 1757.

Liebe Schwester,

Von meiner Schlappe vom 18. vergangenen Monats bei Kolin, die mich zwang, die Belagerung von Prag aufzugeben, wirst Du bereits unterrichtet sein. In dieser grausamen Lage traf mich noch der Verlust meiner angebeteten Mutter, und jetzt muß ich darauf gefaßt sein, daß alle meine Feinde, erklärte wie heimliche, ihr Haupt erheben und ein jeder das Seine zu meinem Untergange beitragen will. Unter diesen Verhältnissen, liebe Schwester, werde ich der Zahl meiner Gegner Festigkeit und Mut

¹ Erich Christoph Eder von Plotho (1707—1788) war 1754—1766 Friedrichs Gesandter beim Regensburger Reichstag. — ² Vgl. auch Werke Bd. X, S. 111 ff. — ³ Luise Ulrike (1720—1782) heiratete 1744 (vgl. den Abschiedsgruß an Ulrike, Werke Bd. X, S. 80 f.) den Kronprinzen Adolf Friedrich von Schweden, der 1751—1771 regierte.

entgegensehen; sie sollen den Staat nicht niederwerfen, sie begraben denn seine Verteidiger unter den Trümmern ihres Vaterlandes. Mehr vermag ich für den Augenblick nicht zu sagen. Bei meiner Empfänglichkeit für Deine Freundschaft schreibe ich Dir ganz gewiß öfter, wenn die große Menge der Pflichten und die ewige Unruhe mich dazu kommen ließen. Ich bitte Dich, weder an meinen Untergang noch an meine Erhaltung zu denken: das Leben ist nur schön, wenn Ehre und Wohlbefinden es begleiten, hingegen ist der Tod der Unterdrückung und Schande vorzuziehen. Ich umarme Dich von ganzem Herzen und bin mit vollkommenster Zärtlichkeit, liebe Schwester,

Dein getreuester Bruder und Diener

Friderich.

10. An Wilhelmine

Leitmeritz, 13. Juli 1757.

Liebe Schwester,

Dein Brief ist richtig an mich gelangt¹. Ich ermesse daraus Dein Weh über den unerseßlichen Verlust, den wir an der verehrungswertesten und würdigsten Mutter der Welt erlitten haben. Mich haben so viele Schläge heimgesucht, daß ich wie betäubt bin. Die Franzosen haben sich Frieslands bemächtigt und wollen über die Weser gehen². Sie haben die Schweden aufgestachelt, sich gegen mich zu erklären; die lassen 17000 Mann nach Pommern übersetzen³. Die Russen belagern Memel. Lehwaldt ist von ihnen im Rücken und von vorn bedroht⁴. Die Reichstruppen rüsten gleichfalls zum Vormarsch. Dies alles wird mich zur Räumung Böhmens nötigen, sobald eine solche Zahl von Feinden sich in Bewegung setzt. Ich bin zu den äußersten Kraftanstrengungen entschlossen, um mein Vaterland zu retten, und will es darauf ankommen lassen, ob das Glück sich eines Besseren besinnen will oder ob es mir gänzlich den Rücken kehrt. Das sind Zukunftsmöglichkeiten, auf die der menschlichen Voraussicht gar kein Einfluß gegeben ist. Ich segne die Stunde, da ich mich der Philosophie ergeben habe: sie allein vermag der Seele in einer Lage wie der meinen Halt zu bieten.

Du sollst bis ins einzelne wissen, was mich quält, liebe Schwester. Wenn es sich nur um meine Person handelte, wäre mein Gemüt nicht so tief erregt; doch ich habe über Heil und Glück eines mir anvertrauten Volkes zu wachen. Das ist der große

¹ Dieser Brief liegt nicht vor. — ² Vgl. Werke Bd. III, S. 86f. — ³ Schweden begannen den Krieg zufolge einem im März 1757 mit Frankreich geschlossenen Bündnis; vgl. Werke Bd. III, S. 58. —

⁴ Fermor nahm Memel am 5. Juli; vgl. Werke Bd. III, S. 112. Lehwaldt wurde von ihm und von Aprarin, der von Osten her anrückte, in seinem Lager bei Insterburg bedroht.

Einsatz; da wird mir der geringfügigste Fehler zum Vorwurf, wenn ich durch Säumnis oder Übereilung dem kleinsten Unheil Raum gebe, zumal im gegenwärtigen Augenblick, wo jeder Fehler ein Hauptfehler ist.

Schließlich gilt es hier die Freiheit Deutschlands, die Freiheit der protestantischen Sache, für die schon soviel Blut geflossen ist. Diese beiden großen Fragen stehen auf dem Spiel. Die Krisis ist so gefährlich, daß eine unheilvolle Viertelstunde für alle Zeiten die Zwingherrschafft des Hauses Oesterreich einsehen kann.

Mir geht es wie einem Reisenden, der unter eine Rotte verbrecherischer Gesellen geraten ist, die ihn ermorden wollen, um sich seine Habe zu teilen. Seit der Liga von Cambrai¹ kenne ich kein Beispiel einer Verschwörung, wie sie dies schmachvolle Triumvirat wider mich darstellt. Es ist abscheulich und schlägt aller Menschlichkeit und allen anständigen Sitten ins Gesicht. Hat die Welt jemals dergleichen gesehen, daß drei große Fürsten sich zusammenrotten zur Vernichtung eines vierten, der ihnen nichts getan hat? Weder mit Frankreich habe ich Händel gehabt, noch mit Rußland, und noch weniger mit Schweden. Wenn in der bürgerlichen Gesellschaft drei Bürger sich verabreden wollten, ihren lieben Nachbarn auszurauben, hätten sie damit unfehlbar von Rechts wegen Rad und Galgen vermerkt. Und nun geben gar gekrönte Häupter, in deren Namen in ihren Staaten derartige Gesetze beobachtet werden, ihren Untertanen solch ein empörendes Beispiel! Sie, die zu Gesetzgebern auf der Welt berufen sind, werden durch ihren Vorgang Lehrmeister des Verbrechens! O Zeiten, o Sitten! Wahrhaftig, ebensogut könnte einer unter Tigern, Leoparden und Luchsen hausen, wenn er in einem Jahrhundert, das für gestittet gilt, unter solchem Mord- und Raubgesindel leben soll, solchen hinterlistigen Menschen, die unsere arme Welt beherrschen.

Glücklich, liebe Schwester, ist der Namenlose, dessen gesunder Verstand von Jugend an auf jeden Ruhm verzichtet hat, der keine Reider hat, weil er im Dunkeln lebt, dessen Lebenslos keines Frevlers Begehrlichkeit reizt. Doch diese Betrachtungen führen zu nichts. Wir sind wohl oder übel das, wozu die Geburt, die hierin allein den Ausschlag gibt, uns beim Eintritt in die Welt bestimmt hat. Ich habe nun geglaubt, da ich König bin, gezieme es mir, zu denken wie ein Fürst, und habe mir's zum Grundsatz gemacht, daß einem Fürsten sein guter Name teurer sein müsse als sein Leben. Man hat sich wider mich verschworen, der Wiener Hof hat sich so weit vergessen, daß er es darauf anlegt, mich zu mißhandeln; das zu dulden ging wider meine Ehre. So kam es zwischen uns zum Kriege. Eine Verbrüderung von Verbrechern fällt über mich her. Da hast Du die Geschichte, die mir widerfahren ist. Es hält schwer, mir zu helfen; gegen ganz schlimme Übel gibt es eben nur verzweifelte Kuren.

¹ 1508 verbanden sich in der Liga von Cambrai der Papst, der Kaiser, Frankreich und Spanien gegen Venedig. Vgl. Friedrich Fluß: *ist von 1753*, „Schreiben eines Schreibers an einen venezianischen Nobilité“, Werke Bd. V, S. 194 ff.

Ich bitte Dich tausendmal um Nachsicht: drei große Seiten lang rede ich nur von meinen Angelegenheiten; bei jedem andern wäre das ein ganz erstaunlicher Mißbrauch der Freundschaft. Indes ich kenne Deine Anhänglichkeit, liebe Schwester, und bin überzeugt, Du verübelst es mir nicht, wenn ich Dir einmal mein Herz ausschütte. Ist es Dir doch ganz ergeben, ganz besetzt von Gefühlen zärtlichster Verehrung, mit der ich bin, liebe Schwester,

Dein getreuer Bruder und Diener

F r i e d r i c h.

II. An August Wilhelm

Leitmeritz, 19. Juli 1757.

Du weißt nicht, was Du willst, noch was Du tust. In einem Briefe schreibst Du, ich möchte Dir von hier aus Brot senden, und dabei gibst Du feige Gabel preis, das die Verbindung mit Zittau, Deinem Magazin, heisst! Du wirst immer nur ein jammervoller Heerführer sein. Befehle doch einen Harem von Hoffräuleins, meinewegen; solange ich am Leben bin, vertraue ich Dir nicht mehr den Befehl über zehn Mann an. Wenn ich tot bin, mache so viel Dummheiten, wie Du willst; die gehen dann auf Deine Rechnung. Aber solange ich lebe, sollst Du keine mehr machen, die dem Staat zum Nachteil ausschlagen. Das ist alles, was ich Dir zu sagen habe. Mögen Deine besten Offiziere jetzt die Schweinerei, die Du angerichtet hast, wieder gutmachen; prüfe Deine Kraft, ehe Du um ein Kommando bittest! Was ich Dir sage, ist hart, doch wahr. Du zwingst mich dazu, indem Du mich in dringende Gefahr bringst, meinen Ruf und den der Armee einzubüßen und den Staat aufs Spiel zu setzen².

12. An d'Argens

[Leitmeritz,] 19. Juli 1757.

Mein lieber Marquis,

Sehen Sie in mir eine Mauer, in die das Schicksal seit zwei Jahren Bresche gelegt hat. Von allen Seiten bin ich erschüttert. Häusliches Unglück, geheimer Kummer, öffentliches Mißgeschick³, bevorstehende Noth — das ist meine Nahrung. Glauben

¹ August Wilhelm war mit der Dedung Schlesiens und der Lauf gegen Daun beauftragt worden, hatte aber diese Aufgabe nicht lösen können. Das wichtige Cabel und die großen Magazine in Zittau gerieten in die Hände der Österreicher, und Friedrich mußte sich darauf zur Räumung Schlesiens entschließen; vgl. Werke Bd. III, S. 83f. — ² August Wilhelm nahm am Kriege nicht weiter teil; er starb unverheiratet mit seinem Bruder am 12. Juni 1758 in Braniburg. — ³ Friedrich denkt an den Tod seiner Mutter (vgl. Werke Bd. III, S. 121) und die Niederlage bei Kolin (vgl. Werke Bd. III, S. 78 ff.).

Sie indes nicht, daß ich nachgäbe. Und wenn Himmel und Erde zusammenstürzen, ich lasse mich unter ihren Trümmern mit derselben Kaltblütigkeit begraben, mit der ich Ihnen diese Zeilen schreibe. In solchen schicksalsvollen Zeiten muß man sich ein eisernes Gemüt und ein ehernes Herz anschaffen, um jedes Gefühl zu verlieren. Jetzt hat der Stoizismus seine Zeit. Die armen Jünger Epiturs könnten zu dieser Stunde keine Phrase ihrer Philosophie zum besten geben. Der nächste Monat wird furchtbar werden und die endgültige Entscheidung für mein armes Land bringen. Ich für mein Teil gedenke es zu retten oder mit ihm unterzugehen und habe mir eine der Zeit und den Umständen entsprechende Denkweise zurechtgelegt. Wir können unsere Lage nur mit der zur Zeit des Marius und Sulla¹ und des Triumvirats² vergleichen, kurz, mit aller Wut und Erbitterung, die die römischen Bürgerkriege entfesselt haben. Sie sind zu weit entfernt von hier, um sich eine Vorstellung von der Krise zu machen, in der wir uns befinden, und von den Schrecknissen, die uns umgeben. Denken Sie bitte an den Verlust meiner Liebsten, die mir Schlag auf Schlag entrisfen wurden, und an all das Unglück, das ich voraussehe und das mit Riesenschritten auf mich zueilt! Kurz, was unterscheidet meine Lage noch von der des armen Hiob? Wie meine schwache Gesundheit all diesen Stürmen widersteht, weiß ich nicht, und ich wundere mich selbst, daß ich mich in Lagen aufrechthalte, bei deren Anblick ich noch vor drei Jahren geschandert hätte. Das ist ein wenig erfreulicher und tröstlicher Brief, aber ich schütte mein Herz aus und schreibe Ihnen mehr, um es zu erleichtern, als um Sie zu unterhalten. Schreiben Sie mir bisweilen und seien Sie meiner Freundschaft versichert. Leben Sie wohl.

Die Philosophie, mein Lieber, ist recht gut zur Linderung vergangener und künftiger Leiden, aber den gegenwärtigen hält sie nicht stand.

13. An Wilhelmine

Raumburg³, 9. September 1757.

Meine teure Schwester,

Ich erhielt Deinen Brief am 6. mit der Einlage von Voltaire⁴. Deine Betrachtungen sind sehr wahr, nur leider, liebste Schwester, ist die Wahrheit für die Menschen nicht geschaffen. Politiker gängeln das Volk und es wird beständig hinter's Licht geführt von jedem, der Lust hat, es zu betrügen. Das ist nicht meine Schuld, man muß

¹ Friedrich meint die schweren Kämpfe zwischen Optimaten und Volkspartei, die Rom etwa 88 bis 82 v. Chr. schwer erschütterten. — ² Der König denkt wohl an das erste Triumvirat von 60 v. Chr., das Cäsar, Pompeius und Crassus miteinander schlossen und nicht an das zweite von 43 v. Chr., das Octavian, Antonius und Lepidus eingingen. — ³ Vgl. Werke Bd. III, S. 91. — ⁴ Liegen nicht vor.

sich eben in sein Geschick finden. Wenn Europa erst einmal von seinen wahnwitzigen Erregungen zu sich kommt, wird es vielleicht selber staunen, wohin es in seiner Tollheit geraten ist. Doch mir wird das alsdann kaum noch nützen oder schaden . . . Alles, was mir in meiner gegenwärtigen Lage bleibt, liebe Schwester, ist der Versuch, mich nach Kräften an der Philosophie aufzurichten. Bis zu diesem Augenblicke hat mir das Unglück den Rücken gestützt, statt mich in den Staub zu beugen. Gewiß, hart genug sind die Prüfungen, durch die ich hindurch muß, aber ich habe mich mit allem, was mir möglicherweise widerfahren kann, von vornherein abgefunden; nahe geht mir allein das Mißgeschick meines Volkes, das ich glücklich machen wollte. Nun, liebe Schwester, man muß sich in Geduld fassen und wider den Strom anschwimmen, solange die Kräfte reichen. Ich bitte Dich herzlich, Dich zu beruhigen. Freilich ist mir Dein lebhaftes Mitgefühl unschätzbar; ich bin sehr empfänglich dafür und sehe in Dir das einzige Beispiel vollkommener Freundschaft in diesem ruchlosen Zeitalter. Doch mit aller Unruhe ändert man sein Geschick nicht, vielmehr gilt es unter Umständen, wo man auf das Schlimmste gefaßt sein muß, sich gegen jede Wendung zu wappnen. Das heißt allerdings, wenn Du so willst, seinen Trost in der Notwendigkeit des Übels und der Vergeblichkeit aller Gegenmittel finden. Doch wenn einem nichts weiter übrig bleibt? Sechs Seiten könnte ich Dir schreiben, folgte ich nur meinem Herzen; indessen ich fühle, daß ich Schluß machen muß, sonst wird die Sendung zu umfangreich. Mein Herz ist ganz Zärtlichkeit und Dankbarkeit für Dich. Sei überzeugt, solange ich atme, wird das Gedenken an soviel Menschenwert meinem Innern eingeprägt bleiben. Es ist mir unmöglich, all meine Gefühle hier auszudrücken, aber sei gewiß, wenn ich Dich nicht seit langer Zeit leidenschaftlich liebte als Bruder, so würde ich Dich anbeten als das Wunder, den Phönix unserer Lage . . .

14. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha¹

[Dittelsädt,] 16. September 1757.

Nie werde ich den gestrigen Tag vergessen. Er hat mir einen alten und berechtigten Wunsch erfüllt, eine Fürstin zu sehen und zu hören, die ganz Europa bewundert. Ich finde es nicht erstaunlich, daß Sie die Herzen bezwingen; Sie sind sicherlich dazu geschaffen, die Hochachtung und die Huldigungen aller zu gewinnen, die das Glück

¹ Luise Dorothea (1710—1767), geborene Prinzessin von Sachsen-Meiningen, heiratete 1729 Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha-Altenburg; dieser Staat bestand 1680—1825, die heutige Verteilung der Ernestinischen Länder beruht auf einem Vertrage von 1826. Luise Dorothea war eine geistvolle Frau, die von Voltaire, d'Alembert, Diderot des Briefwechsels gewürdigt wurde. Am 15. September hatte Friedrich die Franzosen und Österreicher aus Gotha vertrieben und dem Herzogspaar einen Besuch abgestattet; vgl. Werke Bd. III, S. 93 f.

haben, Sie kennen zu lernen. Unverständlich ist mir nur, wie Sie Feinde haben können, und wie Völker, die nicht für barbarisch gelten wollen, so schmähtlich gegen den Ihnen schuldigen Respekt und überhaupt gegen die Achtung verstoßen konnten, die allen Souveränen gebührt. Warum konnte ich nicht herbeieilen, um soviel Ausschreitungen und Schamlosigkeiten zu verhindern! Ich vermag Ihnen nur ein volles Maß an gutem Willen darzubieten, und doch fühle ich wohl, daß unter den jetzigen Umständen etwas Wirkliches und Handgreifliches von nöten ist. Wäre ich doch so glücklich, Frau Herzogin, Ihnen einen Dienst leisten zu können! Möchte Ihr Glück Ihrer Tugend gleichkommen!

15. An Wilhelmine

Erfurt¹, 17. September 1757.

Meine liebe Schwester,

Deine lieben Briefe sind mein einziger Trost. Könnte der Himmel soviel Edelsinn und heroische Empfindungen vergelten!

Seit meinem letzten Schreiben an Dich² häuft sich bei mir nur Unglück auf Unglück. Es scheint, das Schicksal will seinen ganzen wütenden Ingrimme auf meinen armen Staat entladen. Die Schweden sind in Pommern eingerückt³. Die Franzosen haben mit dem König von England einen für diesen erniedrigenden Neutralitätsvertrag⁴ geschlossen. Seine Truppen sind jetzt gezwungen, sich aufzulösen und Quartiere zu nehmen, wo die Franzosen sie ihnen anweisen, ohne daß darum die betreffenden Staaten von Kontributionen und Lieferungen befreit wären. Die Franzosen sind im vollen Anmarsche, um die Gegend von Halberstadt und Magdeburg zu überschwemmen. Aus Ostpreußen erwarte ich von einem Tag zum andern die Nachricht von einem Treffen. Das Verhältnis der Streitkräfte ist 25000 zu 80000. Die Oesterreicher sind in Schlesien eingerückt, wohin der Prinz von Bevern ihnen folgt⁵. Ich bin hier vorgegangen, um der vereinigten französischen und Reichsarmee auf den Hals zu kommen, die sich zurückgezogen und hinter Eisenach verschanzt hat, zwischen Bergen, wo alle Regeln des Krieges mir eine Verfolgung und erst recht einen Angriff verbieten. Sobald ich mich nach Sachsen zurückziehe, wird der ganze Schwarm mir folgen. Ich bin fest entschlossen, dem ersten besten von den feindlichen Generalen, der mir nahekommt, zuleibe zu gehen, entscheide daraus, was da mag. Ich will immer noch den Himmel für seine Güte segnen, wenn er mir nur die Günst ge-

¹ Vgl. Werke Bd. III, S. 92. — ² Vom 15. September. — ³ Auf dem pommerischen Kriegsschauplatz fiel nichts Bedeutendes vor; vgl. Werke Bd. III, S. 93 und 114. — ⁴ Konvention von Kloster Zeven vom 8. September 1757, wonach zwischen England und Frankreich Waffenruhe eintrat. Die Konvention wurde nicht ratifiziert und blieb also bedeutungslos; vgl. Werke Bd. III, S. 91 und 101. — ⁵ Vgl. auch Werke Bd. III, S. 89 f.

währet, mit dem Degen in der Faust unterzugehen. Sollte auch diese Hoffnung mich täuschen, dann wirst Du mir zugeben, daß es allzu hart wäre, mich vor einer Nothe von Verrätern im Staube sehen zu müssen, deren glückgekrönte Verbrechen ihnen den Vortheil verschaffen, mir ihren Willen zu diktieren. Wie vermöchte ich, meine teure, meine unvergleichliche Schwester, der Gefühle der Rache und der Erbitterung Herr zu werden gegen all meine Nachbarn, unter denen nicht einer ist, der nicht an der Beschleunigung meines Sturzes mitgeholfen hätte, sich nicht seines Theils freute an dem, was mir abgejagt ist? Kann wohl ein Fürst seinen Staat, den Ruhm seiner Nation, die Ehre seines eigenen Namens überleben? Mag doch ein Kurfürst von Bayern bei seiner großen Jugend, oder besser: in einer Art Abhängigkeit von seinen Ministern gegen die Stimme der Ehre taub und stumpf bleiben, sich knechtisch der herrschenden Übermacht des Hauses Oesterreich ausliefern und die Hand küssen, die seinen Vater in den Staub gebeugt hat' — ich will es seiner Jugend und seiner geistigen Dürftigkeit zugute halten. Doch soll das für mich ein Vorbild sein? Nein, liebe Schwester, Du denkst zu groß, um mir solche Feigheit anzufinnen. Soll das kostbare Vorrecht der Freiheit den gekrönten Häuptern des achtzehnten Jahrhunderts weniger teuer sein als einst den Patriziern Roms? Und wo steht geschrieben, daß Brutus und Cato es an hoher Gesinnung Fürsten und Königen zuvortun würden? Die Festigkeit besteht im Widerstand gegen das Unglück; nur Memmen ducken sich unter das Joch, schleppen ergeben ihre Ketten und dulden ruhig die Unterdrückung. Nie wird es mir möglich sein, in solche Schmach zu willigen. Hat mich die Ehre doch schon hundertmal im Kriege mein Leben der Gefahr aussetzen und aus geringerem Anlaß als hier dem Tode trogen lassen. Das Leben ist es sicherlich nicht wert, sich so fest daran zu klammern, zumal, wenn man voraussehen muß, daß es fortan nur ein Gewebe von Mühlsal sein wird und daß man sein Brot wird mit Tränen essen müssen:

Endlos wie ein Jahrhundert Schmerz und Noth,
Und nur ein kurzer Augenblick der Tod.

Hätte ich nur meiner Neigung folgen wollen, ich hätte gleich nach der unglücklichen Schlacht, die ich verloren hatte, ein Ende gemacht; doch ich fühlte, das wäre Schwäche und es sei meine Pflicht, die Scharte wieder auszuwehen. Meine Hingebung an den Staat meldete sich wieder; ich sagte mir: Im Glück Verteidiger zu finden, das will nichts bedeuten, wohl aber im Unglück. So machte ich es mir zur Ehrensache, allen Schaden wieder gut zu machen, was mir noch leghin in der Laußitz gelungen ist. Kaum aber bin ich hierher geeilt, neuen Feinden die Stirn zu bieten, da wird mir bei Görlitz Winterfeldt² geschlagen und getödtet, da dringen die

¹ Kurfürst Maximilian Joseph, Kaiser Karls VII. Sohn, hatte am 22. April 1745 mit Oesterreich in Füssen seinen Frieden gemacht; vgl. Werke Bd. II, S. 201 f. — ² Winterfeldt wurde am 7. September bei Mops geschlagen und fiel; vgl. Werke Bd. III, S. 89.

Franzosen ins Herz meiner Staaten ein, da blockieren die Schweden Stettin¹. Nichts Förderliches bleibt mir jetzt bei der Übermacht der Feinde zu beginnen. Selbst wenn ich das Glück hätte, zwei Heere zu schlagen, würde das dritte mich vernichten. Die Dankbarkeit, die innige Anhänglichkeit an Dich, unsere altbewährte Freundschaft, die sich nie verleugnet, verpflichtet mich, hier ganz offen gegen Dich zu verfahren. Mein, meine herrliche Schwester, ich will keinen meiner Schritte vor Dir geheimhalten, von allem will ich Dich in Kenntniß setzen. Meine Gedanken, das Innerste meines Herzens, meine Entschlüsse, alles soll Dir zu seiner Zeit eröffnet und bekannt werden. Überstürzen werde ich nichts, andererseits wird es mir aber auch unmöglich sein, meine Gesinnung zu ändern. Freilich schien nach der Prager Schlacht die Sache der Königin von Ungarn bedenklich genug; aber sie hatte doch mächtige Verbündete und noch bedeutende Hilfsquellen; ich habe weder das eine noch das andere. Ich würde von einem Unglück nicht niedergeschlagen sein, ich habe schon so viele überstanden: die verlorenen Schlachten bei Kolin und bei Jägersdorf² in Ostpreußen; den unglückseligen Rückzug meines Bruders und den Verlust des Magazins von Zittau, die Einbuße aller meiner westfälischen Provinzen, das Unglück und den Tod Winterfeldts, die Besetzung Pommerns, Magdeburgs und des Halberstädtischen Landes, die Untreue meiner Verbündeten. Und trotz all dieser Schläge rede ich mich auf gegen das Mißgeschick, sodaß ich glauben darf, daß meine Haltung bis heute von jeder Schwäche frei ist. Ich bin fest entschlossen, gegen das Unheil anzukämpfen, zugleich aber auch, nie meinen Namen unter die Schande und Schmach meines Hauses zu setzen. Da hast Du alles, liebe Schwester, was im Grunde meiner Seele vorgeht, die Generalbeichte über alles, was mich zur Zeit innerlich bewegt.

Was Dich nun anlangt, meine unvergleichliche Schwester, so habe ich nicht das Herz, Dich in Deinen Entschlüssen umstimmen zu wollen³. Unsere Denkweise ist ganz die gleiche; unmöglich kann ich Empfindungen, die ich täglich selber hege, bei Dir verdammen. Das Leben ward uns von der Natur als eine Wohlthat gegeben; sobald es eine solche nicht mehr ist, läuft der Vertrag ab, wird jeder Mensch Herr darüber, seinem Mißgeschick ein Ende zu setzen in dem Augenblick, da er es für geraten hält. Einen Schauspieler, der auf der Bühne bleibt, wenn er nichts mehr zu sagen hat, pfeift man aus. Unglückliche beklagt die Welt nur in den ersten Augenblicken; bald wird sie ihres Mitgeföhls müde; dann sieht die Schmähsucht der Menschen über sie zu Gericht und befindet, alles, was sie betroffen, hätten sie sich nur durch eigne Schuld zugezogen; schon ist der Stab über sie gebrochen und schließlich fallen sie der Verachtung anheim. Überlasse ich mich fernerhin dem gewöhnlichen Lauf der Natur, so werden derummer und meine schlechte Gesundheit in wenigen Jahren meine Tage kürzen. Das hüße mich selber überleben und feige dulden, was zu vermeiden in meiner Hand liegt.

¹ Dies veruchten die Schweden erst im Oktober. — ² Am 30. August wurde Lehwaldt bei Groß-Jägersdorf von Morarin erschlagen; vgl. Werke Bd. III, S. 112 f. — ³ Wilhelmine hatte geäußert, sie wollte das Unglück Friedrichs und seines Hauses nicht überleben.

Außer Dir bleibst mir in der weiten Welt niemand mehr, der mich noch aus Diesseits hände; meine Freunde, meine teuersten Verwandten ruhen im Grabe — mit einem Wort: ich habe alles verloren. Ist Dein Entschluß der gleiche wie meiner, so enden wir gemeinsam unser Unglück, unser unseliges Geschick; die in der Welt zurückbleiben, mögen sich dann mit den Sorgen abfinden, die auf ihnen lasten werden, und all das Schwere auf sich nehmen, das so lange unsere Schultern gedrückt hat. Das sind, meine angebetete Schwester, gar trübselige Betrachtungen, doch sie schicken sich zu meinem Zustand. Zum mindesten wird keiner sagen können, ich hätte die Freiheit meines Volkes, die Größe meines Hauses überlebt; mein Tod wird den Beginn der Zwingherrschaft des Hauses Oesterreich bezeichnen. Doch was liegt daran, wie es zu gehen wird, wenn ich nicht mehr bin? Mein Gedächtnis wird dann nicht belastet sein mit all dem Elend, das nach meinem Erdenleben über die Welt kommen wird, und dann wird man dankbar, wenn auch zu spät, erkennen, daß ich mich bis zum letzten der Unterdrückung und Knechtung meines Vaterlandes entgegengestellt habe und daß ich lediglich dank der Erbarmlichkeit derer unterlegen bin, die es mit ihrem tyrannischen Unterjocher gehalten haben, anstatt sich mit ihrem Verteidiger zu verbünden . . .



16. An Wilhelmine

Buttelstädt, 28. September 1757.

Meine liebe Schwester,

Wenn etwas in der Welt mich trösten könnte, so wäre es Deine zartfühlende Teilnahme an meinem Unglück. Doch, meine liebe, meine anbetungswürdige Schwester, das Maß muß demnächst voll sein und nur wenig fehlt noch daran, so befinde ich mich in der Lage, die Du schilderst . . .

Ich wünsche mir nur den Tod. In welcher Gestalt ich ihn suchen soll, das scheint mir noch dunkel; vielleicht hängt es gar nicht einmal mehr lange von meiner Wahl ab, ihn so zu finden, wie ich ihn haben möchte. Urteile also selbst, was mir übrig bleibt, welchen Entschluß ein Mann von Ehre zu ergreifen hat, der zeitlebens wie Cato gedacht hat und es sich wünscht, zu sterben wie dieser¹. Es gibt für mich nur eine Thür ins Freie; mir diese versperrten zu wollen, wäre grausam. Täglich leide ich tausend Tode, dabei kann ein einziger mich von allen meinen Leiden erlösen.

Könnte etwas mich noch in meinem Entschluß wanken machen, so wäre es höchstens, ich schwöre es Dir, meine Freundschaft zu Dir. Andererseits wird mir die Welt so unerträglich, meine Lage so gräßlich und die Zukunft so grausam, daß ich, von aller Unentschiedenheit weit entfernt, von Tag zu Tag in meinem Entschlusse nur fester werde. Ich bin nun einmal verpflichtet, diesen Feldzug zu Ende zu führen; ich werde es tun, was es mich auch kosten mag. Doch sobald ich meiner Pflicht gegen mein Vaterland ledig bin, dem ich fortan nicht mehr von Nutzen sein kann, mag ich nicht einen müßigen Zuschauer seines Falles abgeben: Ein Tag soll uns beide untergehen sehen.

Blickt man solchem Entschlusse zum ersten Male ins Angesicht, so scheint er furchtbar. Heute habe ich mich schon so daran gewöhnt, daß diese Vorstellung mir bezaubernd und frohlich ist. Ich gebe der Natur, was sie doch bald von mir heimgefordert hätte, ich tausche des Lebens schale Reize gegen eine Ruhe ein, die mir keiner mehr rauben kann. Wozu da noch schwanken? Liegt es nicht auf der Hand, daß ich mir den Vollgenuß einer löblichen That sichere, einer That, die unter den gegebenen Verhältnissen eine Nothwendigkeit ist? Ich habe den ganzen Gegenstand des Briefes, den ich Dir, ich glaube am 22. oder 23. schrieb, in Verse gebracht². Finde ich in diesen Tagen die Zeit dazu, so will ich Dir eine Abschrift zusenden. Schließlich, liebe Schwester, bin ich bemüht, die kurze Frist, die mir noch zu leben vergönnt ist, mir einigermaßen zu versüßen, um möglichst ruhig zu enden. Ich kann Dich nur immer wieder bitten, mache Dir den Gedanken zu eigen: dies ist das einzige Gute für mich, der einzige Ausweg, der mir verblieb, um glücklich zu sein. Es ist ein Augenblick, der uns früher oder später doch nicht erspart bleibt, und sind wir einmal tot, so kann weder Reid noch Haß, noch menschliche Bosheit uns verfolgen, selbst der Blitzstrahl der Götter trifft nur noch ohnmächtig auf unsern Leichenstein.

Ich fühle es, der Gegenstand meiner Briefe ist todtraurig. Sie verlangen vom Leser eine gehörige Grundlage an Stoizismus. Indessen ist es mehr nach meinem Sinne, Dir in voller Natürlichkeit mein Inneres zu erschließen, als vor Dir auszukramen, was ich nicht empfinde, und bei meinem verfluchten Geschick den Glücklichen zu spielen. Ja, meine herrliche, unvergleichliche Schwester, ich spreche meine Gedanken frei vor Dir aus, ich vertraue Dir alle Geheimnisse meiner Seele und meine ver-

¹ Vgl. den Brief vom 20. August 1759. — ² Friedrich meint den Brief vom 17. September und die Epistel an d'Argens „Verteidigung des Selbstmordes“; vgl. Werke Bd. X, S. 126 ff. und 141 f.

schwiegensten Entschlüsse an. Ich weiß, mein Vorsatz widerspricht der christlichen Lehre vollständig. Soll ich es Dir bekennen, daß er mir darum desto lieber ist? Früher oder später wird die Welt sich über mein Ende ihre besonderen Gedanken machen und daran herumdeuteln. Was tut's auch? Genug, ich habe alles reiflich geprüft, habe mir jedes Einzelne vorgestellt und mir alles mögliche gesagt. Auf jeden Zweifel habe ich Antwort gefunden; so bleibt mir nur noch übrig, das Ende der Weinlese oder den ersten Heurigen abzuwarten, um vom Herbst und dem ganzen Elend Abschied zu nehmen. Ich würde zufrieden sterben, könnte ich Dich im Glück zurücklassen. Doch leider darf ich das nicht hoffen; kenne ich doch viel zu genau Deine treue Gesinnung gegen mich und die Zärtlichkeit eines Herzens, das einzig in der Welt ist. Kurz, liebe Schwester, diese Vorstellungen beherrschen mich so ganz, daß ich nichts anderes zu denken oder Dir zu schreiben vermag. Sei überzeugt, solange ich noch atme, wird meine Dankbarkeit, meine Bewunderung und lebhafteste Zärtlichkeit kein Ende haben.

Dein getreuester Bruder und Diener

Friderich.



17. An Wilhelmine

Bei Weisensfels, 5. November (1757).

Liebste Schwester,

Endlich, teure Schwester, kann ich Dir etwas Gutes melden. Du wußtest ohne Zweifel, daß die Franzosen nebst der Reichsarmee Leipzig einnehmen wollten. Ich bin herbeigeeilt und habe sie über die Saale zurückgejagt. Der Herzog von Richelieu¹ hatte ihnen eine Verstärkung von 20 Bataillonen und 40 Schwadronen geschickt; sie

¹ Das mit der Reichsarmee vereinigte französische Heer, das bei Rosbach besiegte wurde, stand unter dem Prinzen Soubise; der Herzog von Richelieu befehligte das andere französische Heer in Niederdeutschland; vgl. Werke Bd. III, S. 96 ff., Werke Bd. X, S. 148 f. und 152 f.

selbst haben ihre Stärke auf 63 000 Mann angegeben. Gestern habe ich sie refognosziert, konnte sie aber in ihrer Stellung nicht angreifen; das hat sie verwegen gemacht. Heute rückten sie vor, um mich anzugreifen, ich bin ihnen aber zuvorgekommen. Das war eine sanfte Schlacht. Gottlob hatte ich keine hundert Tote; der einzig schwer verwundete General ist Meinecke¹. Mein Bruder Heinrich und General Seydlitz haben leichte Streifschüsse am Arm. Wir haben alle Kanonen des Feindes erbeutet; seine Verwirrung ist vollständig; ich bin in vollem Marsche, um ihn über die Unstrut zurückzuwerfen. Nach soviel Aufregung dank dem Himmel ein günstiges Ereignis! Es wird heißen, daß 20 000 Preußen 50 000 Franzosen und Deutsche geschlagen haben. Jetzt werde ich zufrieden ins Grab steigen, seit der Ruhm und die Ehre meines Volkes gerettet sind. Wir können wohl noch unglücklich sein, aber nicht mehr ehrlos. Du, meine liebe Schwester, meine gute, göttliche und liebevolle Schwester, die Du so gütig am Schicksal eines Bruders, der Dich anbetet, teilnimmst, teile auch meine Freude mit mir. Sobald ich Zeit habe, werde ich mehr davon schreiben. Ich umarme Dich von ganzem Herzen. Lebwohl.

18. An d'Argens

[Dürregoy] bei Breslau, 13. Dezember [1757].

Mein göttlicher Marquis,

Da Sie acht Monate lang das Bett gehütet haben, müssen Sie nun recht ausgeruht sein. Könnten Sie sich wohl entschließen, den Winter mit mir in Schlessien zu verbringen, sobald alles hier ruhig ist? Freundschaft oder Trägheit — was wird den Sieg davontragen? Voller Ungeduld erwarte ich Ihre Antwort. Wahrhaftig, Sie täten ein gutes Werk, wenn Sie mich besuchen kämen! Ich bin ohne Gesellschaft und ohne Beistand. Fassen Sie diesen großen Entschluß, der Ihrer schönen Seele würdig ist, so will ich Ihnen Ihre Reiseroute schicken und Sie bis Januar in Glogau in Gewahrksam lassen, um Sie dann bei mir in Breslau einzuquartieren. Das wird für Sie so viel sein wie der ganze harte Feldzug, den ich geführt habe, und ich werde vor der ganzen Welt erklären, daß diese Anstrengung größer ist, als wenn Sie sechs Schlachten gewonnen hätten. Sie wissen, was der hochgepriesene Judenkönig gesagt hat, jener weise König, der tausend Rebweiber hatte: „Wer sich selbst bezwingt, ist stärker denn der Städte gewinnt.“² Zweifellos werden Sie dieser starke Mann sein und mir den Trost nicht mißgönnen, den ich in Ihrer Gesellschaft finde. Ich werde Ihnen jemand zur Begleitung schicken und für Pferde und alle Ausgaben aufkommen.

¹ Generalmajor von Meinecke war der Chef der Bayreuther Dragoner. — ² Sprüche Salomonis Kap. XVI, Vers 32.

Nun also, lieber Marquis, frischen Mut¹! Wir werden jede Zugluft fernhalten; ich werde für Watte, Pelze und Kapuzen sorgen, um Sie recht einzumummeln. Sie werden im Dom das schöne Mausoleum von Bernini² sehen, wenn Sie Lust haben, und alle Bequemlichkeit finden, die Sie sich wünschen können. Es steht Ihnen frei, Ihre Gemahlin mitzunehmen. Leben Sie wohl, lieber Marquis. Ich erwarte Ihre Antwort wie ein Mißeräther sein Urteil oder seinen Freispruch.

19. An d'Argens

Striegau, 26. Dezember 1757.

Wie Sie sich denken können, lieber Marquis, hat mich Ihr Brief hoch erfreut durch Ihren Freundschaftsbeweis und Ihr Versprechen, mich zu besuchen. Sie können gemächlich reisen. Ich habe Jäger nach Berlin geschickt, um Sie zu begleiten. Sie können kleine Tagereisen machen, die erste bis Frankfurt, die zweite bis Krossen, die dritte bis Grünberg, die vierte bis Glogau, die fünfte bis Parchwitz und die sechste bis Breslau. Ich habe angeordnet, daß Pferde bestellt und die Zimmer unterwegs geheizt werden, auch daß Ihnen überall gute Hühner zubereitet werden. Ihr Zimmer im Hause ist mit Wandteppichen ausgekleidet und luftdicht verschlossen; Sie werden von Zugluft und Lärm nicht belästigt werden. Liegnitz hat eben kapituliert³; somit werden Sie unterwegs ungefährdet sein und in Breslau so gut aufgehoben wie in Berlin⁴.

Könnte mir Eitelkeit den Kopf umnebeln, so wäre es durch Ihre Briefe geschehen⁵. Allein, mein Lieber, wenn ich mich selbst prüfe, streiche ich drei Viertel von Ihrem Lobe. Alles, was Ihre Beredsamkeit so gefällig aufbauscht, ist nur etwas Festigkeit und viel Glück. Sie werden mich so wiederfinden, wie Sie mich verlassen haben, und Sie können überzeugt sein, daß all die Dinge, die von ferne so glänzend aussehen, in der Nähe oft sehr klein sind. Kurz, mein Lieber, was den Reiz meines Lebens bilden soll, ist die Freude Ihrer Gesellschaft. Wie es scheint, werden wir einen allgemeinen Frieden bekommen; niemand wünscht es sehnlicher als ich⁶. Inzwischen werde ich meine Mußestunden wie Sie zum Studieren benutzen; so wendet man seine Zeit zweifellos am besten an. Sie werden eine Sintflut von Versen zu sehen bekommen, die meinen Feldzug überschwemmt hat. Es sind welche an Sie darunter und Epigramme auf all meine Feinde. Leben Sie wohl, lieber Marquis; ich umarme Sie.

¹ D'Argens besuchte Friedrich in Breslau. Auch seine Schwester, Prinzessin Amalie, leistete ihm Gesellschaft. — ² Von Lorenzo Bernini (1598—1680) befinden sich im Breslauer Dom mehrere Skulpturen. — ³ Liegnitz kapitulierte am 26. Dezember; vgl. Werke Bd. III, S. 111. — ⁴ Anspielung auf d'Argens' vielverspottete Angstlichkeit. — ⁵ Die Briefe liegen nicht vor. — ⁶ Im Januar 1758 erfuhr Friedrich freilich, daß an Frieden mit Maria Theresia vorläufig nicht zu denken war; höchstens bestand in Frankreich einige Friedensneigung.

20. An Wilhelmine

Breslau, 14. Januar 1758.

. . . Es freut mich sehr, daß Du Musit hast und Dich etwas zu zerstreuen beginnst. Glaube mir, liebe Schwester, es gibt im Leben keinen anderen Trost als etwas Philosophie und Kunstgenuß. Hier sind meine beiden Nichten aus Schwedt zu Gast¹. Mein Bruder Ferdinand hat sich von seinem hitzigen Fieber noch nicht ganz erholt, ist aber außer Gefahr².

Ich habe stets viel Geschäfte und Zurüstungen für den kommenden Feldzug. Ich schwöre Dir, ich werde den Himmel an dem Tage segnen, wo ich von dem Seil herabsteigen kann, auf dem ich tanzen muß. Wünsche ich doch nichts so sehnlich herbei, als den Augenblick, wo ich Dich wieder persönlich meiner zärtlichen Dankbarkeit, meiner Hochachtung und all der Gefühle versichern kann, mit denen ich, liebste Schwester, verbleibe

Dein treuer Bruder und Diener

Friedrich.

21. An Wilhelmine

Breslau, 8. Februar [1758].

. . . Wir sind hier in leidlicher Ruhe, liebe Schwester. Wir ergänzen unsere Verluste und rüsten uns, unseren Feinden im nächsten Frühjahr so gut wie möglich entgegenzutreten. Meine Schwester Amalie³ ist nach Berlin zurückgekehrt und ich führe ungefähr das Leben eines Einsiedlers. Ich arbeite viel, gehe garnicht aus und erhole mich abends mit meiner kleinen Gesellschaft und mit Musit.

Es tut mir wirklich sehr leid, daß Euer Land für alle möglichen Besuche so bequem liegt. Die Triumviern Europas haben Gewalt anstatt der Herrschaft der Gesetze eingeführt. Auf dem weiten Erdenrund sieht man nur noch Unrecht und Gewalttat, und wenn das Glück uns nicht wunderbar begünstigt, wird die Tyrannei die ganze bekannte Welt in Ketten schlagen. Wir alle müssen uns damit trösten, daß unser Zeitalter in der Weltgeschichte Epoche machen wird und daß wir die außerordentlichsten Ereignisse erlebt haben, die der Wechsel aller Erdendinge seit lange hervorgebracht hat. Das ist viel für unsere Neugier, aber wenig für unser Glück. Kurz, liebe Schwester, die Lumpen von Kaisern, Kaiserinnen und Königen zwingen mich dies Jahr noch zum Seiltanzen. Ich tröste mich mit der Hoffnung, daß ich dem einen oder andern mit der Balancierstange tüchtig eins auswichen werde; ist das

¹ Die Töchter der Markgräfin Sophie von Schwedt, die mit Friedrich Wilhelm von Schwedt verheiratet war. Ihre Töchter waren Friederike Dorothea Sophie, die Gemahlin des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg, und Anna Elisabeth Luise, die Gemahlin des Prinzen Ferdinand von Preußen. — ² Vgl. den Brief vom 20. März 1759. — ³ Amalie reiste am 3. Februar von Breslau ab.



Friedrich Wilhelm von Seydlitz, preuss. General der Kavallerie.
Gemälde, eines unbekannt. Künstlers im Besitz des Freiherrn
von Seydlitz-Kunzbuch, auf Klein-Weikau

aber geschehen, so muß man wahrhaftig an den Frieden denken. Welche Menschenopfer, welch entsetzliche Schlächtere! Ich denke nur mit Schauern daran. Was man aber auch dabei empfinden mag, es gilt, sich ein ehernes Herz zu schaffen und sich auf Mord und Gemegel vorzubereiten. Das Vorurteil der Welt stempelt diese Bluttaten zwar zum Heldentum, wenn man sie aber aus der Nähe sieht, sind sie stets grauenvoll . . .

22. An d'Argens

Littau¹, 7. Mai 1758.

. . . Wir bestehen hier die größten Abenteuer. Ich habe Daun aus Böhmen nach Mähren gejagt²; kurz, wir werden uns so lange herumschlagen, bis unsere verfluchten Feinde sich zum Frieden bequemen. Ihr Brief, mein Lieber, hatte einen Geruch von Rassa und Senneblättern, daß er mich schon purgierte, als ich ihn öffnete. Großer Gott, machen Sie Ihren armen Körper doch nicht zur Apotheke! Was? Ein Brief, der 60 deutsche Meilen zurückgelegt hat, behält durch Ihre bloße Berührung so viel medizinische Kraft, um nach achttägiger Reise noch auf mich zu wirken! Wie muß es erst in Ihrer Nähe sein! Das ist eine neue Entdeckung in der Medizin. Zweifellos wird man die Kranken künftig durch die mittelbare Gnade von Mitteln purgieren, die andere eingenommen haben, vielleicht gar durch Briefe. Dann werden die purgierenden Briefe von einem Ende Europas zum andern wandern und ihre Wirkung tun wie Wechsel, die an den Überbringer zahlbar sind. Für wahr, lieber Marquis, Sie sind ein wunderlicher Mensch! Um Gottes willen, bringen Sie sich doch nicht aus übertriebener Sorge für Ihre Gesundheit ums Leben! Mögen die Arzneyen die schönste Seele unter den Schöngelstern verschonen und Ihr reines und lauterer, Bayards³ würdiges Herz, das ich so hochschätze. Vale.

23. An Feldmarschall von Kalkstein⁴

Lager bei Proßnitz⁵, 21. Juni 1758.

Lieber Feldmarschall,

Durch eine Verkettung von Schicksalschlägen, deren Opfer ich seit einigen Jahren bin, habe ich soeben einen Bruder verloren⁶, den ich zärtlich liebte — trotz allem

¹ Vgl. Werke Bd. III, S. 130. — ² Friedrich rüstete damals zur Belagerung von Olmütz; Daun suchte er über seine Absichten möglichst lange zu täuschen; vgl. Werke Bd. III, S. 129 ff. — ³ Pierre du Terrail, Seigneur de Bayard (1476—1524), der „Ritter ohne Furcht und Tadel“, auf dessen Namen Friedrich als Kronprinz in Rheinsberg einen Orden gegründet hatte, an dessen Spitze Fouquet stand. — ⁴ Christoff Wilhelm von Kalkstein war 1718—1729 Friedrichs Militärgouverneur gewesen; 1747 wurde er Feldmarschall. — ⁵ Vgl. Werke Bd. III, S. 130. — ⁶ August Wilhelm war am 12. Juni 1758 in Dranienburg gestorben; vgl. Werke Bd. III, S. 152 und den Brief an August Wilhelm vom 19. Juli 1757.

Gram, den er mir bereitet hat. Sein Tod macht es mir zur traurigen Pflicht, für seine Kinder¹ zu sorgen und Vaterstelle bei ihnen zu vertreten. Bei meinem Fernsein und den großen Geschäften, die auf mir lasten, vermag ich mich um ihre Erziehung nicht zu kümmern. Ich beschwöre Sie aber bei der Treue und Anhänglichkeit, die Sie meinem Vater und dem Staate so oft bewiesen haben, bei Ihrer Freundschaft zu dem Entschlafenen und, wie ich hoffe, auch zu mir, über die Erziehung der armen Kinder zu wachen. Sie wissen, wie folgenschwer es für mehrere Millionen Seelen ist, ob sie, die Prinzen, gut erzogen werden, nach den Grundsätzen der Ehre und in den Gesinnungen, die für unsere Regierungsform nötig sind. Wenn auch Ihre Gesundheit schwach ist, hoffe ich doch, lieber Feldmarschall, Sie werden als guter Patriot in meiner Abwesenheit meine Pflichten übernehmen. Dadurch würden Sie eine ewige Dankeschuld zu so vielem andern fügen, wofür ich Ihnen schon verpflichtet bin, und meine Hochachtung und Dankbarkeit noch vermehren.

24. An Heinrich

Lager bei Proßnitz, 25. Juni 1758.

Ich erhielt aus Berlin eine sehr traurige und schlimme Nachricht. Es ist der Tod meines Bruders, worauf ich garnicht gefaßt war. Er geht mir um so näher, als ich ihn stets zärtlich geliebt und allen Kummer, den er mir bereitet hat, immer auf Rechnung seiner Schwäche gesetzt habe, schlechtem Rate zu folgen, sowie auf Rechnung seines cholertischen Temperaments, dessen er nicht stets Herr war. In Anbetracht seines guten Herzens und seiner übrigen guten Eigenschaften habe ich seinen oft recht ungeregelten Wandel mit Geduld ertragen und ihm manches Pflichtwidrige in seinem Benehmen gegen mich nachgesehen. Wie sehr Du ihn geliebt hast, weiß ich. Ich hoffe, wenn Du Dich aus Freundschaft für ihn, wie es natürlich ist, den ersten Regungen des Schmerzes überlassen hast, wirst Du alles aufbieten, was eine starke Seele vermag, nicht um aus Deinem Gedächtnis einen Bruder auszulöschen, dessen Andenken in Deinem und meinem Herzen ewig fortleben soll, sondern um das Übermaß eines Schmerzes zu dämpfen, das Dir verhängnisvoll werden könnte. Denke bitte daran, daß ich binnen Jahresfrist meine angebetete Mutter und einen stets zärtlich geliebten Bruder verloren habe, und bereite mir in meiner jetzigen kritischen Lage keinen neuen Gram, indem Du Dich durch Kummer krank machst. Gebrauche Deine Vernunft und nimm Zuflucht zur Philosophie — das sind für uns die einzigen Mittel zur Linderung von Leiden, für die es keine andere Arznei

¹ Der spätere König Friedrich Wilhelm II., Heinrich († 1767), Wilhelmine, seit 1767 Gemahlin des Erbstatthalters Wilhelm V. von Holland, zu deren Schutz Friedrich Wilhelm II. 1788 seinen bekann- ten Zug nach Holland unternahm, und der als Kind verstorbene Georg.

gibt. Denke an den Staat und an unser Vaterland, das vielleicht den größten Gefahren ausgesetzt wäre, wenn unsere Reffen im Verlauf dieses schrecklichen Krieges unter Vormundschaft kämen¹. Bedenke schließlich, daß wir alle sterblich sind, und daß unsere zärtlichsten Bande, unsere engste Zusammengehörigkeit uns nicht vor dem allgemeinen Gesetz unseres Geschlechtes bewahren. Bedenke auch: unser Leben geht so schnell dahin, daß es uns nicht einmal Zeit zur Betrübniß läßt, und wenn wir die anderen beweinen, können wir mit untrüglicher Sicherheit annehmen, daß man auch uns bald beweinen wird. Kurz, lieber Bruder, ich kann und will nicht näher auf den traurigen Gegenstand dieses Briefes eingehen. Ich sorge mich nur um Dich und wünsche Dir langes Leben und gute Gesundheit. Zugleich wünsche ich, daß die Fülle Deiner Obliegenheiten und der Ruhm, den Du erwerben wirst, Dir zur Ablenkung von Dingen dienen werden, die Dir das Herz zerreißen, Dich betrüben und niederwerfen müssen.

25. An Heinrich

[Dpořchna,] den 19. [Juli 1758.]

Mein lieber Bruder,

Sicherlich täuscht sich der gewaltig, der in dieser Welt nach vollkommenem Glück und alle dem trachtet, was man Vollkommenheit nennt. Das darfst Du so wenig erwarten wie ein anderer Sterblicher. Für alles Unglück im Leben gibt es Abhilfe, nur nicht für den Tod geliebter Menschen. Als eine Spartanerin die Nachricht erhielt, ihr Sohn sei in der Schlacht von Marathon gefallen, antwortete sie dem Unglücksboten: „Ich wußte, als ich ihn gebar, daß er nicht unsterblich sein würde.“ Das soll man stets in solchen Fällen denken und sich bei allen Verlusten, die uns treffen, sagen, daß unsere Liebe sich an einen Toten klammert, daß alles, was wir besitzen, uns nur zu vergänglichem, unsicherem Genuß gegeben ist, kurz, daß in dieser Welt nichts beständig und zuverlässig ist. Aber, lieber Bruder, durch solche Betrachtungen darfst Du nicht zum Misanthropen werden. Jeder Mensch, der in der Gesellschaft lebt, soll danach streben, sich ihr nützlich zu machen. Besonders ein Prinz wie Du muß daran denken, daß er der Welt nicht eher entsagen darf, als bis er sie ganz verläßt. Ich kann Dir nur den einen Rat geben: biete alles auf, um Dich zu zerstreuen und Deine Blicke von dem schmerzlichen Gegenstand abzulenken, der Deinen Schmerz nur verschärft, ohne Dir Linderung zu bringen. Ich weiß, wie stark der erste Eindruck ist; keine Standhaftigkeit widersteht ihm. Ist das aber vorüber, so muß der Mensch wieder die Herrschaft über sich gewinnen. Du hast einen Bruder verloren, aber Dir bleibt

¹ D. h. wenn Friedrich und Heinrich während des Krieges sterben.

doch eine ganze Familie, die Dich liebt, und für sie mußt Du leben. Du also bitte alles Erdendliche, nicht um Dich zu trösten, sondern um Dich zu betäuben. Ich bin ernstlich in Sorge um Dich und fürchte sehr, daß dieser Kummer Dir am Leben nagt und Dein bißchen Gesundheit völlig untergräbt. Von den Geschäften schreibe ich Dir nichts, zumal mein Zauberbuch¹ voll genug davon sein wird. Gib mir bitte Nachricht, was Du von meiner Bayreuther Schwester weißt; ich habe lange nichts von ihr gehört.

26. An Ulrike

Königsgräß², 20. Juli 1758.

Liebe Schwester,

Wir können uns in unserer Trübsal nur die Hand reichen und miteinander den erlittenen Verlust betrauern. Ich habe diesen Bruder stets zärtlich geliebt, und sein Tod hat mich um so mehr erschüttert, als ich seine Krankheit für eine Lendengicht hielt, nicht aber für tödtlich. Das hat man vom Leben, liebe Schwester! Man sieht seine teuersten Verwandten scheiden und wie einen Schatten verschwinden, man verliert seine Freunde, und das alles nur, um noch ein paar Unglücksjahre zu ertragen und ihnen dann zu folgen. Nein, es lohnt sich nicht zu leben! Seit zwei Jahren haben sich häusliche Kummernisse, empfindliche Verluste der ehrwürdigsten Menschen, Schicksalsschläge, öffentliches Unglück, kurz, alles über meinem Haupte vereinigt³. Ich bin von Deiner Teilnahme fest überzeugt, aber ich kann nicht umhin, Dir zu gestehen, daß soviel Schicksalsschläge und Ungemach meine Lage furchtbar, ja verzweifelt machen. Der Tod meiner teuren, würdigen Mutter genügte schon, mir den Dolch ins Herz zu stoßen — aber was ist seitdem nicht alles geschehen und worauf muß ich mich nicht noch gefaßt machen! Kurz, liebe Schwester, bewahre mir ein freundliches Andenken und vergiß einen Bruder nicht, der bis zum letzten Atemzuge mit größter Zärtlichkeit Dein sein wird.

27. An Heinrich

Klenny bei Skalitz⁴, 3. August 1758.

Mein lieber Bruder,

Wir haben äußere Feinde genug und brauchen uns nicht in unserer Familie zu zerfleischen. Ich hoffe, Du wirst meiner Besinnung so gerecht werden, daß Du mich

¹ Gemeint sind Friedrichs chiffrierte geheime Briefe. — ² Val. Werke Bd. III, S. 134. Friedrich wollte hier Dann zur Schlacht nötigen. — ³ Die Stimmung des Königs ist auch aus dem Scheitern der Belagerung von Olmütz zu erklären; vgl. Werke Bd. III, S. 132. — ⁴ Vgl. Werke Bd. III, S. 135.

nicht für einen entarteten Bruder oder Verwandten ansteht¹. Jetzt, lieber Bruder, gilt es, den Staat zu erhalten und alle irdischen Mittel aufzubieten, um uns unserer Feinde zu erwehren². Was Du mir von meiner Bayreuther Schwester schreibst, läßt mich erzittern. Sie ist mir nächst unserer würdigen Mutter das Liebste auf Erden, eine Schwester, die mein Herz und mein ganzes Vertrauen besitzt und deren Charakter alle Kronen dieser Welt nicht aufwiegen könnten. Ich bin seit meiner zartesten Kindheit mit ihr zusammen erzogen worden. Du kannst also versichert sein, daß zwischen uns beiden die unlöslichen Bande der Liebe und der Zusammengehörigkeit fürs Leben bestehen. Kein Band, das im späteren Alter geschlossen wird, kann diese Festigkeit haben. Gebe der Himmel, daß ich vor ihr sterbe und daß dieser letzte Schlag mein Leben nicht trifft, ohne mich wirklich zu vernichten! Könnte ich mit Dir sprechen, ich sagte Dir tausend Dinge, die ich der Feder nicht anvertrauen mag, um Dich in großen Zügen von allem, was hier vorgeht, zu unterrichten. Wie Du wissen wirst, habe ich bisher nichts verloren, und angesichts der gegenwärtigen Umstände steht es mit meiner Armee so gut wie möglich. Du wirst mir entgegen, das sei nicht alles. Zugegeben! Kurz, lieber Bruder, dies ist eine furchtbare Prüfungszeit für unsere arme Familie und für alles, was preussisch ist. Wenn es so weitergeht, muß man sein Herz mit Eisen panzern, um widerstehen zu können. Aber trotz allem, was ich mir nicht verhehle, mache ich gute Miene zum bösen Spiel und bestrebe mich, soviel an mir ist, denen den Mut nicht zu rauben, die man am Bande der Hoffnung und des edlen Selbstvertrauens leiten muß . . .

Ich beschwöre Dich, wenn es Dir möglich ist, meiner teuren Bayreuther Schwester von mir alles zu sagen, was die lebendigste und zärtlichste Freundschaft Dir eingeben kann.

28. An Wilhelmine

Lager bei Stalitz, 4. August 1758.

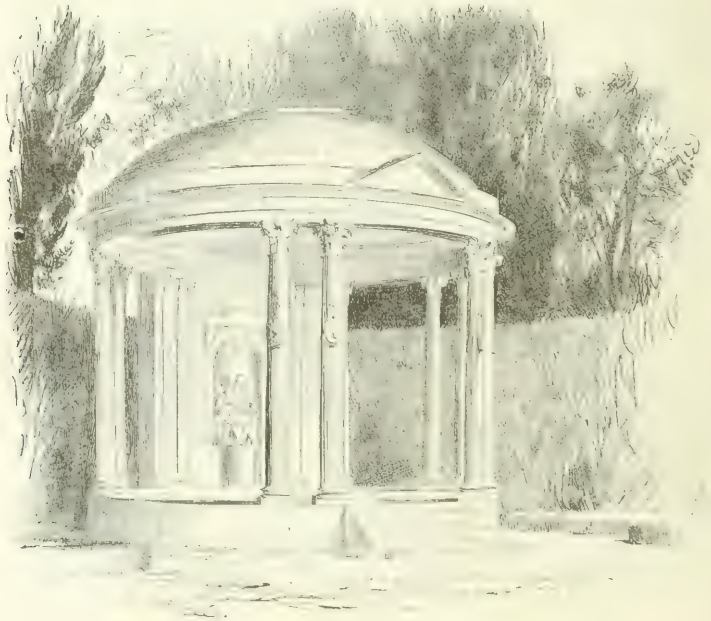
Liebe Schwester,

Wie ich höre, geht es Dir sehr schlecht. Du kannst Dir denken, wie groß meine Besorgnis, mein Kummer, meine Verzweiflung ist. Habe ich je einen Freundschaftsbeweis von Dir gefordert, hast Du je Liebe für mich empfunden, so bitte ich Dich jetzt um eine Probe davon. Erhalte Dich am Leben, und wenn es nicht um Deiner selbst willen ist, so denke: es geschieht für einen Bruder, der Dich anbetet, der Dich als seine Herzensfreundin, als seinen Trost ansteht. Denke daran, daß Du mir von allen

¹ Heinrich hatte in einem Brief vom 28. Juli sein Hehl daraus gemacht, daß ihn die Art, wie Friedrich sich über August Wilhelms Tod zu trösten versuchte, verletzete; er hatte ihm weiter mitgeteilt, daß Wilhelmine schwer krank wäre. — ² Friedrich war damals in großer Sorge; er hatte sich eben zur Räumung Böhmens entschließen müssen, um den Russen entgegenzuziehen; der Kriegsschauplatz war damit wieder Preußen geworden.

meinen überlebenden Verwandten die teuerste bist. Ich werde Mittel finden, mich aller meiner Feinde zu entledigen; ich werde, wenn es dem Himmel gefällt, den Staat aus der Gefahr retten; aber verliere ich Dich, so ist es nicht wieder gutzumachen und Du selbst stößt mir den Dolch ins Herz. Alle äußeren Ereignisse können sich ändern, aber der Verlust eines Menschen wie Du ist ein unheilbares Unglück. Bei allem, was Dir lieb und teuer ist, suche Deinen eignen großen Kummer zu bezwingen und auch den, den wir etwa teilen; vor allem aber erhalte Dich am Leben. Das meine ist an das Deine geknüpft; ohne Dich wird es mir unerträglich. Du bist mein Trost, nur Dir allein kann ich mein Herz zwanglos öffnen. Ja, liebe Schwester, entweder kennst Du mich schlecht, oder, wenn Du mich kennst, wirst Du alle Kraft zusammennehmen, um wieder zu genesen. Du wirst Deine Sorgen beschwichtigen, wirst Dich selbst bezwingen und die größte Achtsamkeit auf Dich wenden.

Was mich betrifft, so mache Dir keine Sorgen. Du weißt, die Geschäfte gehen niemals glatt; aber ich versichere Dir, Du sollst gute Nachrichten von unsern Kriegsoperationen erhalten. Mir geht es gut und wird es gut gehen, wenn ich nur von Deiner Besserung erfahre. Erhalte ich aber schlechte Nachrichten aus Bayreuth, so wird meine Standhaftigkeit unterliegen.



29. An Amalie

Hermsdorf bei Polkwitz, 14. August 1758.

. . . Ich komme jetzt auf Deinen zweiten Brief¹, meine liebe Schwester, und da wage ich es auszusprechen, daß ich in der Philosophie nicht die Ehre habe, zu denken wie Du. Ich weiß sehr wohl einen Kummer zu tragen, der mich persönlich trifft; doch hier ist's ein großes nationales Unheil, dem ich mit unterliege, und die Denkweise der großen Männer ist nicht die meine. Mögen sie dazu auf der Welt sein, Schicksalsschläge auszuhalten, und mag es der Vorsehung ein Vergnügen machen, ihnen etwas aufzupacken; mich geht das nichts an. Der gute Herrgott spielt nach Deiner Darstellung etwa die Rolle eines geschickten Müllers, der den gewichtigsten Packer dem größten Esel auflegt. Mag denn der Esel der Vorsehung sein, wer da will; ich für mein Teil begehre höchstens die Ehre, ein bescheidener Klepper zu heißen. Ich schwöre Dir, ich habe mehr als mein vollgerütteltes Maß, und wenn es von mir abhinge, mich in einen entlegenen Erdenwinkel zu vertriehen, flüchtete ich noch heute dahin. Sei mir nicht böse, liebe Schwester, wenn ich mich nicht weiter hierüber auslasse. Ich bin wie eine Frau in der Hoffnung, die ihren schweren Tag kommen fühlt: ich empfinde die ersten Wehen und bin genötigt, alles für eine glückliche Niederkunft vorzubereiten. Ich umarme Dich von ganzem Herzen und bitte Dich, eines Bruders zu gedenken, der Dich im Leben wie im Tode liebt.

P.S. In diesem Augenblicke schreibt man mir von der Armee, daß der arme Herzog binand an einem hitzigen Fieber erkrankt ist².

30. An Wilhelmine

Lager bei Küstrin, 25. [August 1758.]³

Liebe Schwester,

Zu meiner Befriedigung kann ich Dir melden, daß wir die Russen geschlagen haben. Wir haben nicht viel dabei verloren, der Feind aber hat sehr beträchtliche Verluste an Menschen und Geschütz gehabt. Ich umarme Dich von ganzem Herzen. Ich bin völlig unverfehrt und hoffe, diese Botschaft wird zur Wiederherstellung Deiner Gesundheit und zu Deiner völligen Genesung beitragen.

Lebwohl, liebste und teuerste Schwester. Ich umarme Dich vieltausendmal.

F r i d e r i c h.

¹ Dieser Brief liegt nicht vor. — ² Vgl. den Brief vom 20. März 1759. — ³ Der Tag von Jorndorf; vgl. Werke Bd. III, S. 137 ff.



31. An Wilhelmine

[Lamsfel¹,] 30. August 1758.

Liebe Schwester,

Soeben erhalte ich Deinen lieben Brief vom 20. Augusti. Ich finde darin lauter Beweise Deiner Freundschaft und Zärtlichkeit, auf die ich mich stets verließ und von der ich so fest überzeugt bin wie vom Tageslicht. Aber, liebe Schwester, was ich jetzt in Deinen Briefen suche, das ist Nachricht darüber, wie es Dir geht, und davon sprichst Du nur unbestimmt und mithin wenig tröstlich. Bei Gott, lerne mich besser kennen und glaub nicht, daß irgend etwas, was auf Eitelkeit und Eigennuß Bezug hat, irgendwie mitspricht bei der zärtlichen und unverbrüchlichen Freundschaft und bei der Anhänglichkeit fürs Leben, die ich Dir gewidmet habe! Wenn Du mich lieb hast, gib mir einige Hoffnung auf Deine Wiederherstellung. Nein, ohne Dich wäre mir das Leben unerträglich. Das sind keine Redensarten, das ist die Wahrheit!

Was mich betrifft, so wäre an meiner Stelle jeder andere übergücklich nach einem so großen Siege wie dem vom 25., der den Russen mehr als 30 000 Mann gekostet hat². Aber leider habe ich dabei einen Flügeladjutanten verloren³, den ich mir erzogen hatte und der außerordentliche Anhänglichkeit für mich besaß. In einem kritischen Augenblick setzte sich der tapfere Mann an die Spitze einer Schwadron, attackierte eine russische Abtheilung und warf sie über den Haufen; dabei fand er den Heldentod, mit siebenundzwanzig Wunden bedeckt. Seitdem gehen mir

¹ Vgl. Werke Bd. III, S. 139 und den Brief an Frau von Brech vom Oktober 1731. — ² Der Verlust der Russen betrug höchstens 20 000 Mann, der der Preußen etwa 11 000 Mann. — ³ Hauptmann von Oppen.

immerfort die Augen über, und was mein Verstand auch anfängt, ich kann mich darüber nicht trösten. So bin ich nun; Dir vertraue ich all meine Schmerzen und meinen heimlichen Kummer an. Bedenke drum, was aus mir würde, träfe mich das nie heilbare Unglück, Dich zu verlieren! Ach, meine teure, meine göttliche Schwester, bitte vollbringe doch Unmögliches, um wieder zu genesen! Mein Leben, mein Glück und Dasein liegen in Deinen Händen. Ich beschwöre Dich, mach, daß ich bald Trost erhalte und nicht zum unglücklichsten aller Sterblichen werde. In diesem Sinne bleibe ich, teuerste Schwester, bis zum letzten Atemzuge Dein getreuester Bruder und Diener

Friderich.

32. An d'Argens

[Lübben¹] 6. September 1758.

Ihren Brief aus Hamburg, lieber Marquis, habe ich erhalten. Ich habe nicht daran gezweifelt, daß Sie an der Niederlage der Russen Anteil nehmen würden. Iwan, der große Iwan², Generalleutnant der Barbaren, nebst vielen anderen, ist unser Gefangener. Aber, mein Lieber, die Menge meiner Feinde hindert mich, meine Erfolge gründlich auszunutzen. Ich sehe mich auf das Leben eines fahrenden Ritters beschränkt, ich ziehe hin und her und finde auf allen Straßen neue Feinde, mit denen ich einen Strauß wagen muß. Auf Einzelheiten gehe ich nicht ein; wenn Sie aber von einer neuen Schlacht hören, wundern Sie sich nicht. Schließlich gewöhnen wir uns an Schlachten, ja sie werden unser tägliches Brot. Ich wünsche sehnlichst das Ende von alledem herbei, aber ein gutes Ende. Solange es nicht dahin kommt, müssen wir uns herumschlagen. Leben Sie wohl, mein Lieber. Meine Lage und das Leben, das ich führen muß, sind den Mufen nicht hold. Ich sage mit Lukrez: „Mächtige Venus, Du, die Du in Deinen Armen den grausamen Kriegsgott hältst, der in Deine Reize verliebt, sein furchtbares Haupt an Deinem Busen bettet, geruhe ihn zu erweichen, auf daß die Schrecken des Krieges, die die Welt verheeren, endlich den Segnungen des Friedens weichen³“, auf daß das preussische Volk nach soviel Angst und Not wieder aufatmen könne, auf daß d'Argens friedlich nach Berlin zurückkehren und mit mir in den Armen der Philosophie die Ruhe genießen möge, deren die Mufen bedürfen, um noch etliche Lorbeerblätter zu pflücken, die Apollo seinen Jüngern schenkt. Das, mein Lieber, ist meine Gebetsformel. Beten Sie mit mir, damit unser Flehen erhört werde, und zweifeln Sie nicht an meiner Freundschaft. Vale.

¹ Vgl. Werke Bd. III, S. 141. — ² Iwan Saltykow, russischer General, wurde bei Zornsdorf gefangen genommen. — ³ Lukrez, „De natura rerum“, Buch I, Vers 30—41.

33. An Heinrich

[Schönfeld¹], den 21. [September 1758.]

Lieber Bruder,

. . . Ich beschwöre Dich, raube mir die Hoffnung nicht; sie ist die einzige Stütze der Unglücklichen! Bedenke, daß ich mit meiner Bayreuther Schwester aufgewachsen und erzogen bin, daß diese erste Anhänglichkeit unzerstörbar ist. Unsere lebendigste Zärtlichkeit hat nie die geringste Einbuße erfahren; wir haben verschiedene Körper, aber nur eine Seele. Ich habe so viel Unglück aller Art erlitten, das mir das Leben verleiden könnte, und nur das Eine kann ich noch befürchten, das mir das Dasein vollends unerträglich machen wird. So, lieber Bruder, sieht es in meinem Herzensgrunde aus, und doch schildere ich Dir nur einen Teil der düsteren Vorstellungen, die mich beherrschen. Meine Gedanken sind heute so schwarz, daß Du es nicht übelnehmen wirst, wenn ich sie in meiner Brust verschließe.

34. An den Lord Marschall von Schottland

Doberschütz², 19. Oktober 1758.

Mit tiefem Bedauern, Mylord Marschall von Schottland, teile ich Ihnen den Tod meines wackeren Feldmarschalls Keith³ mit. Als sollte alles Unglück zusammen treffen, um mich niederzuschmettern, ist mir auch die Markgräfin von Bayreuth entrisen worden, die inniggeliebte Schwester⁴, die der größten Liebe wert war.

Friderich.

Welch traurige Botschaft für uns beide⁵!

35. An den Lord Marschall von Schottland

Dresden, 23. November 1758.

Es bleibt uns nichts, lieber Mylord, als gemeinsam über unsere Verluste zu weinen. Wäre mein Kopf ein Behälter von Tränen, er reichte für meinen Schmerz

¹ Vgl. Werke Bd. III, S. 141. — ² Vgl. Werke Bd. III, S. 145. — ³ Feldmarschall Keith fiel bei Hochkirch; vgl. das Gedicht an den Lord Marschall auf den Tod seines Bruders vom Dezember 1758, Werke Bd. X, S. 154 ff. — ⁴ Wilhelmine war am 14. Oktober, dem Tag der Niederlage von Hochkirch, gestorben. — ⁵ Nur dieser Zusatz ist eigenhändig.

nicht aus. Unser Feldzug ist zu Ende und das beiderseitige Ergebnis ist der Verlust vieler ehrlicher Leute, das Unglück so vieler zeitlebens verstümmelter Soldaten, der Ruin mehrerer Provinzen, die Verwüstung, Plünderung und Einäschung mancher blühenden Stadt. Das, lieber Mylord, sind Heldentaten, vor denen die Menschlichkeit erschauert, traurige Wirkungen der Bosheit und Ehrsucht einiger Mächte haben, die ihren zügellosen Leidenschaften alles zum Opfer bringen! Ihnen, lieber Mylord, wünsche ich nichts, was mit meinem Schicksal irgendwelche Ähnlichkeit hat, aber alles, was ihm fehlt. Das ist das einzige Mittel zu Ihrem Glück, an dem ich mehr als irgendwer Anteil nehme. Ich verbleibe bis ins Grab Ihr alter Freund

Friderich.

36. An Voltaire

Dresden, 6. Dezember 1758.

Es war für Sie nicht schwer, den Schmerz über den Verlust zu ermessen, den ich erlitten habe¹. Es gibt Schicksalsschläge, die sich mit Standhaftigkeit und etwas Mut wieder gutmachen lassen. Aber es gibt auch andere, denen gegenüber alle Charakterstärke, mit der man sich wappnet, und alle Reden der Philosophen eitel und ohnmächtig sind. Sie sind es, mit denen mein Anstern mich gerade in den schwierigsten und arbeitsreichsten Augenblicken meines Lebens peinigt.

Ich bin nicht krank gewesen, wie man Ihnen gesagt hat. Mein Leiden besteht nur in Hämorrhoidal- und Nierenkoliken. Hätte es von mir abgehungen, ich hätte mich gern dem Tod geweiht, den dergleichen Schicksalsschläge doch früher oder später herbeiführen, um ihr, die das Licht nicht mehr schaut, das Leben zu retten und ihre Tage zu verlängern. Vergessen Sie ihr Andenken nie und sammeln Sie bitte alle Kräfte, um ihr ein Ehrenmal zu errichten. Sie brauchen ihr nur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ohne von der Wahrheit abzuweichen, werden Sie den schönsten und reichsten Stoff finden².

Ich wünsche Ihnen mehr Glück und Ruhe, als ich habe.

Friderich.

¹ Der Tod Wilhelminens. — ² Voltaire verfaßte darauf eine Trauerode, die jedoch nicht Friedrichs Beifall fand. Er versuchte es dann ein zweites Mal und mit besserem Erfolge.



37. An d'Argens

Breslau¹, 22. [Dezember 1758].

Ich kenne Sie nun schon lange genug, lieber Marquis, um vorherzusehen, daß Sie, einmal in Hamburg, nicht so bald weggehen würden, und ohne ein Prophet zu sein, sage ich mit Sicherheit voraus, daß Sie noch im nächsten Sommer dort sein werden, wosfern nicht der Friede und die schöne Jahreszeit Ihnen gestatten, auf dem Wasserwege nach Berlin zu kommen. Für die Komplimente, die Sie mir über diesen Feldzug machen, vielen Dank. Obwohl ich und die Truppen ungeheure Strapazen ausgestanden haben, verdienen wir kein Lob. Es ist alles so leidlich abgelaufen. Mit anderen Worten: noch ist nichts entschieden und alles aufs neue zur Entscheidung gestellt. Ich habe dies Leben herzlich satt; der ewige Jude war nicht so lebensmüde wie ich. Habe ich doch alles verloren, was ich auf Erden liebte und achtete; ich bin umgeben von Unglücklichen, denen ich in der Not der Zeit nicht beistehen kann. Noch bin ich ganz niedergeschmettert von der Verwüstung unserer schönsten Provinzen und von den Greuelthaten, die eine Horde, mehr Tiere als Menschen, darin verübt hat. Ich bin auf meine alten Tage fast zum Theaterkönig herabgesunken, und wie Sie mir zugeben werden, ist diese Stellung nicht reizvoll genug, um die Seele eines Philosophen ans Leben zu fesseln. Ich bin mit Geschäften und Verdruß überbürdet und führe das Leben eines Anachoreten. Essen Sie Auster und Hummern in Hamburg, schlucken Sie alle Pillen aus den Apotheken, benutzen Sie alle Klüftiere der Bader, schließen Sie sich luftdicht in Ihr Zimmer ein; aber während Sie diese Seligkeit genießen, wie die Auserwählten im Paradiese, vergessen Sie einen armen, gottverfluchten Mann nicht, der verdammt ist, sich bis ans Ende der Zeiten herumzuschlagen und unter der Bürde seiner Arbeit zu erliegen. Leben Sie wohl.

¹ Vgl. Werke Bd. III, S. 151.

38. An d'Argens

[Breslau,] 1. März 1759.

Es muß Ihnen sehr schlecht ergangen sein, lieber Marquis, da Sie mir die Psalmen so schön aussagen¹. Ich könnte mit einer Jeremiade antworten, würde Sie damit aber nur langweilen und unterlasse es also. Vermuthlich sind Sie nicht in Berlin; ich richte meinen Brief daher nach Hamburg, wo er Sie sicherlich antrifft. Der Feldzug wird dies Jahr früh eröffnet. Ich weiß nicht, welches Schicksal meiner harret und welche Wendung die Dinge nehmen werden. Alles, was von mir abhängt, werde ich tun, um mich zu behaupten. Unterliege ich, so soll der Feind es teuer bezahlen. Der Tod des Königs von Spanien könnte mich von 30 bis 40 000 Mann befreien, aber das genügt noch nicht, um meine Lage zu bessern². Bedenken Sie, daß ich 300 000 Mann auf dem Hals habe und ihnen selbst nur 150 000 entgegenstellen kann. Dieser Krieg ist furchtbar; er wird von Tag zu Tag un- menschlicher und barbarischer. Unser gebildetes Jahrhundert ist noch sehr roh oder besser gesagt: der Mensch ist eine unbeherrschbare Bestie, sobald er sich der Wut seiner zügellosen Leidenschaften überläßt. Ich lebe in meinem Winterquartier wie ein Kartäuser. Ich esse allein zu Mittag, verbringe meine Zeit mit Lesen und Schreiben und speise nicht zu Abend. Wenn man traurig ist, fällt es auf die Dauer zu schwer, seinen Gram immerfort zu verbergen: es ist besser, mit seinen Gedanken allein zu sein, als seinen Kummer unter die Leute zu tragen. Nichts bringt mir Linderung außer der Anspannung, wie sie steter Fleiß und Aufmerksamkeit erfordern. Diese Ab- lenkung zwingt uns, solange sie währt, die trüben Gedanken zu verschleuchen. Aber ach! Sobald die Arbeit getan ist, kehren die schlimmen Vorstellungen zurück, und zwar ebenso lebhaft wie vordem. Maupertuis hatte recht: auch ich bin überzeugt, daß die Summe des Leids die der Lust überwiegt. Doch einerlei! Ich habe fast nichts mehr zu verlieren, und die kurze Frist, die mir noch bleibt, gilt mir zu wenig, um mich noch ernstlich darum zu bekümmern. Leben Sie wohl, lieber Marquis. Seien Sie nicht so schreibfaul: ich habe seit einem halben Jahr nur zwei Briefe von Ihnen bekommen. Hätten Sie Ihre „Kabbalistischen Briefe“ in dem Tempo geschrieben, so wären Sie darüber gestorben. Aber Sie betrachten mich als sicheren Freund und vernachlässigen mich, da Sie ja wissen, daß ich Ihnen doch treu bleibe. Zwar haben Sie im Grunde recht, aber ich bitte Sie trotzdem, mich wie einen zu behandeln,

¹ D'Argens hatte in seinem Brief vom 22. Februar auf einige Psalmstellen angespielt. — ² König Ferdinand VI. (1746 bis August 1759) kränkelte. Nachfolger war sein Stiefbruder Karl, damals König beider Sizilien, der sich verpflichtet hatte, bei der Thronbesteigung in Spanien auf Neapel und Sizilien zu verzichten, wo nach den Bestimmungen des Aachener Friedens ihm ein jüngerer Bruder, Philipp von Parma, folgen sollte, dessen Land Oesterreich und Sardinien sich teilen wollten. Karl dagegen hätte die Nachfolge in Unteritalien gern einem seiner Söhne zugewandt. Darüber konnte es in Italien Krieg geben.

den Sie sich warm halten müssen, und mir öfters zu schreiben. Ich überlasse Sie Ihrem Bett, Ihrem Apotheker und der Obhut des Schicksals, das hier unter dem Monde alles bestimmt und lenkt und Sie und mich, die Staatsmänner und die Heerführer, die Weisen und die Narren gleichermaßen zum besten hält. Vale.

39. An Ferdinand¹

[Breslau,] 20. März 1759.

Mein lieber Bruder,

Ich habe Dich nur aus Freundschaft um Nachrichten von Dir gebeten und nicht, weil ich hoffte, Dich hier wiederzusehen. Deine Gesundheit ist durch das hitzige Fieber, das Du letztes Jahr hattest, so schwer erschüttert, daß sie nur durch Zeit, Ruhe und Heilmittel wieder gekräftigt werden kann. Also bitte ich Dich inständigst, lieber Bruder, Dich zu beruhigen, auf den nächsten Feldzug zu verzichten und Deine Berufung aufzubieten, damit der Kummer nicht auch Dir noch am Leben zehrt und etwas zerstören hilft, was sich durch Medizin und längere Kuren, die man Dir verschreiben will, wiederherstellen ließe. Ich bin soeben im Begriff, mein Vagabundenleben aufzunehmen. So bitte ich Dich denn jetzt gleich um Entschuldigung, wenn Du keine Briefe oder Antworten von mir erhältst. Das ist kein Mangel an Freundschaft, sondern meine Notlage, und meine Bürde ist so drückend, daß es Dich nicht bez fremden darf, wenn Zeit und Strapazen mir versagen, was mein Herz begehrt. Mache mir gleichwohl die Freude, mir hin und wieder über Dein Befinden zu schreiben. Dann bekomme ich wenigstens sichere Nachrichten, und die sind mir lieber als die falschen Gerüchte, die ausgestreut werden und einen oft in grausamer Ungewißheit lassen. Lebwohl, lieber Bruder! Ich umarme Dich und bete tausendmal für Deine Genesung.

40. An d'Argens

[Bolkshayn,] 4. April 1759.

Roël², der eben ankommt, bringt mir die traurige Kunde von Ihrer Krankheit. Da es eine Ausschüttung des Blutes ist und die schlechten Säfte nun aus dem Körper heraus sind, werden Sie den Winter über wohl und gesund sein. Sie müssen

¹ Ferdinand war der jüngste, 1730 geborene Bruder Friedrichs. Er hatte sich 1757 vor Prag und Breslau ausgezeichnet, doch nöthigten ihn wiederholte schwere Erkrankungen 1759 zum Verzicht auf weitere Teilnahme am Krieg. — ² Friedrichs Leibkoch; vgl. Werke Bd. X, S. 237 ff.

bis zu Ihrer völligen Wiederherstellung in Frankfurt bleiben und dann nach Berlin zurückkehren. Obwohl ich sehr schwach bin, muß ich am 7. nach Sachsen aufbrechen. So bleibt die Frage offen, Marquis, wo wir uns wiedersehen werden. Ich bin strenger gegen meinen Körper als Sie gegen den Ihren; wenn marschirt werden muß, hat er eben mitzumachen. Freilich habe ich dringendere Gründe als Sie. Der Feldzug muß glücklich enden, damit wir einen guten Frieden bekommen, und es verlohnt sich schon, daß ich dafür meine Gesundheit dem Staat opfere. Der Feldzug wird bis Mitte Dezember dauern, dann finde ich hoffentlich etwas Ruhe. Kurz, lieber Marquis, ich überlasse mich ganz dem Zufall¹, der mit den Sterblichen sein Spiel treibt und sich einen Spaß daraus macht, die Ereignisse immer anders zu wenden, als man es erwartet hatte. Ich wünsche Ihnen Ruhe und Gesundheit und bete zum Himmel, daß Sie nach Berlin zurückkehren, ohne daß die kleine Reise Ihnen schadet. Leben Sie wohl, lieber Marquis; ich umarme Sie.

41. An d'Argens

Reichshennersdorf, 28. Mai 1759.

Ich bin hier, lieber Marquis, so beschäftigt mit unseren heroischen Vorheiten, daß ich sehr fürchte, Sie in Ihrem löblichen Vorhaben nur schwach unterstützen zu können². Ich habe den Feind nicht geschlagen, da ich keine Gelegenheit dazu fand. Meine Aufgabe wird sich sehr schwer bewältigen lassen. Der Feind, der mir in Schlessen gegenübersteht, ist 90 000 Mann stark; ich habe ihm knapp 50 000 entgegenzustellen. Die Verlegenheiten werden mit dem Augenblick beginnen, wo die Heere ins Feld rücken. Wir werden sehr viel Geschicklichkeit, Kunst und Tapferkeit brauchen, um uns aus der drohenden Gefahr herauszuziehen . . . Noch ist kein Anlaß, Viktoria zu rufen oder die Zukunft vorauszusagen. Die Hauptarbeit, die Lösung des Knotens, steht uns erst bevor, und es muß abgewartet werden, wie das Schicksal die Ereignisse lenkt. Was aber auch geschieht, nichts soll meine Philosophie umstoßen. An meine Gesundheit und meine innere Zufriedenheit denke ich nicht; das sind Dinge, die mir höchst gleichgültig erscheinen. Ich sehe, lieber Marquis, Sie lassen sich irreführen wie die Öffentlichkeit³. Meine Lage mag von fern wohl noch halbwegs glänzend erscheinen, aber aus der Nähe betrachtet, ist es nichts als ein dicker Rauch. Ich weiß fast nicht mehr, ob es auf Erden noch ein Sanssouci gibt: wo der Ort auch liegen mag, für mich paßt der Name nicht mehr. Kurz, lieber Marquis, ich bin alt, traurig und

¹ Vgl. Werke Bd. X, S. 118 ff. — ² D'Argens plante die Herausgabe einer Zeitschrift zur publikistischen Unterstützung des Königs. — ³ D'Argens hatte am 17. Mai die Hoffnung auf baldigen völligen Sieg und auf Frieden ausgesprochen. Tatsächlich hatte Friedrich beschloffen, bei der numerischen Überlegenheit des Feindes sich defensiv zu halten und Daun den Angriff zu überlassen, der seine Operationen erst Ende Juni begann.

grämlich. Hin und wieder leuchtet meine alte Fröhlichkeit wohl noch auf, aber es sind nur Funken, die mangels einer nährenden Kohlenglut verglimmen; es sind Blitze, die durch dunkle Wetterwolken flammen. Ich rede die Wahrheit: wenn Sie mich sähen, fänden Sie die Spuren dessen, was ich einst war, nicht mehr. Sie sähen einen alt und grau gewordenen Mann, der die Hälfte seiner Zähne verloren hat, einen Mann ohne Heiterkeit, ohne Feuer, ohne Einbildungskraft, kurz einen Schatten, der weniger darstellt als die Spuren von Luskulum, von dem die Architekten so viele phantastische Pläne entworfen haben, weil die Ruinen fehlen, die ihnen den Grundriß von Ciceros Wohnung angeben könnten. Das ist übrigens weniger das Werk der Jahre als des Kummers; es ist der traurige Anfang der Hinfälligkeit, die der Herbst unseres Lebens unweigerlich mit sich bringt. Solche Betrachtungen machen mich höchst gleichgültig gegen das Leben und bringen mich in die rechte Stimmung eines Mannes, dem es bestimmt ist, auf Tod und Leben zu kämpfen. Ist man mit dem Leben erst so weit fertig, dann schlägt man sich tapfer und scheidet ohne Bedauern aus dieser Welt. Sie, mein Lieber, haben sich kein so blutiges Handwerk ausgesucht: bewahren Sie sich Ihre gute Laune, bis Sie einen berechtigten Grund zur Betrübniß haben, und züchtigen Sie Ihre Feinde mit Ihrer Feder, indes ich meine geringe Begabung dazu verwenden will, sie mit kräftigen Säbelhieben und Geschüßsalven zu vernichten. Leben Sie wohl, lieber Marquis! Der Himmel gebe Ihnen Frieden und beschirme Sie!

42. An Voltaire

Reichshennersdorf, 2. Juli 1759.

Deine Muse, Freund, verlacht mich,
 Fleht sie mich um Frieden an¹.
 Frieden wünsch' ich und ihn acht' ich,
 Doch den vielgeliebten Mann,
 Euren großen König, kann
 Ich mir nicht zu Willen zwingen,
 Und nicht besser wird's gelingen
 Bei der Ungarin, die er verehrt,
 Und der Russin, mir so hassenswert—
 Diesem Spielertrio, ehrsuchtstoll,
 Dessen heimlichste Gedanken,
 Unklar mir, Tronchin² nur kennen soll.

¹ Voltaire hatte in einem Brief vom Juni den König als Philosophen gebeten, dem Blutvergießen bald ein Ende zu machen. Er sollte mit Philosophen leben und nicht mit „Mördern in kurzen Waffenröcken“. — ² Theodore Tronchin (1709—1781), berühmter Genfer Arzt.



Heinrich Prinz von Preussen
Bruder Friedrichs des Grossen. Zeichnung von Mengel in der
Naturgeschichte zu Döberitz nach einer Brust von Heudorff

Ach, die Hirne brächten sie, die franken,
 Nur mit Nießwurz zu Verstand!
 Du jedoch, dem Frieden zugewandt,
 Der zum Vizekammerherrn ernannt
 Soll von Ludwig von der Mühlen¹ sein —
 Lade Deinen Herrn zum Frieden ein!

An ihn müssen Sie sich wenden, oder an seinen d'Amboise² im Weiberrock. Aber diese Leute haben den Kopf voll ehrgeiziger Pläne und lassen nicht mit sich reden. Sie wollen die Schiedsrichter der Herrscher sein, und das wollen Männer von meiner Sinnesart nicht leiden. Ich liebe den Frieden ebenso sehr wie Sie und sehne ihn herbei. Aber ich will einen guten, dauerhaften und ehrenvollen Frieden. Sokrates und Plato hätten darin ebenso gedacht wie ich, wären sie auf Erden an die verwünschteste Stelle gesetzt worden, die ich einnehme.

Glauben Sie, es sei ein Vergnügen, dies Hundeleben zu führen, Unbekannte fallen zu sehen und umzubringen, Tag für Tag Freunde und Bekannte zu verlieren, immerfort den eigenen Ruf den Launen des Zufalls preiszugeben, das ganze Jahr in Angst und Wüten zu schweben und fortwährend Leben und Glück aufs Spiel zu setzen?

Den Wert der Ruhe, die Reize der Geselligkeit, die Freuden des Lebens kenne ich wahrhaftig und möchte ebenso gern glücklich sein wie irgendeiner. Aber obwohl ich alle diese Güter herbeiwünsche, will ich sie doch nicht mit Schmach und Niedrigkeit erkaufen. Die Philosophie lehrt uns, unsere Pflicht zu tun, dem Vaterlande treu zu dienen, ihm unser Blut, unsere Ruhe, unser ganzes Sein zu opfern. Der berühmte Zadig³ erlebte manches Abenteuer, das nicht nach seinem Geschmack war, Candide³ desgleichen; trotzdem trugen sie ihr Leid geduldig. Könnte ich einem schöneren Vorbild folgen als dem dieser Helden? . . .

Glauben Sie mir, unsere kurzen Waffenröcke sind ebensoviel wert wie Ihre roten Absätze⁴, die ungarischen Dolmans und die grünen Wämser der russischen Bärenhäuter. Gegenwärtig sitzen wir diesen auf den Hacken; sie geben uns durch ihre Dölpeleien leichtes Spiel. Sie werden sehen, daß ich mich dies Jahr noch aus der Verzlegenheit ziehen und die Grünen wie die Weißen mir vom Halse schaffen werde.

Der Heilige Geist muß die von Seiner Heiligkeit gesegnete Kreatur wohl verkehrt inspiriert haben⁵; sie scheint recht viel Blei in den Fußgestellen zu haben. Ich werde das alles um so sicherer übersehen, als ich in meinem Lager eine wahrhafte Heldin

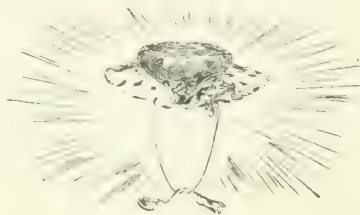
¹ Die Schlacht bei Fontenay am 11. Mai 1745 (vgl. Werke Bd. II, S. 206 f.) hatte Ludwig XV. in ungefährlcher Stellung nahe bei einer Mühle mitgemacht; daher erhielt er den Epitheton Louis du moulin. — ² Die Marquise von Pompadour. George d'Amboise, Erzbischof von Rouen, war 1498—1510 der leitende Minister Ludwigs XII. von Frankreich. — ³ Titelfeld der Voltaire'scher Werke. — ⁴ Das Abzeichen der französischen Edelleute. — ⁵ Papst Klemens XIII. sollte Daun einen gezeigten Hut und Degen geschenkt haben; vgl. Werke Bd. III, S. 153; Werke Bd. V, S. 219 ff.; Werke Bd. VIII, S. 122 f.; Werke Bd. X, S. 161 f.

habe, eine Jungfrau, die tapferer ist als Jeanne d'Arc. Dies göttliche Mädchen ist mitten in Westfalen zu Hause, in der Gegend von Hildesheim. Ferner habe ich einen Schwärmer, der Gott weiß woher stammt. Er schwört bei Gott und seinem Erzteufel, daß wir alles in Stücke hauen werden.

Das ist meine Logik. Der gute König Karl¹ vertrieb die Engländer aus Gallien mit Hilfe einer Jungfrau; es ist also klar, daß wir mit Hilfe der meinen die drei Meeren besiegen werden; denn wie Sie wissen, bewahren die Heiligen im Paradiese stets eine hündische Zuneigung für die Jungfrauen. Ich setze hinzu, daß Mohammed seine Taube hatte, Sertorius² seine Hinde und Ihre Schwärmer aus den Cevennen³ die dicke Mikola. Daraus schließe ich, daß meine Jungfrau und mein Gottesmann mindestens ebensoviel wert sind.

Schreiben Sie dem Kriege keine Unglücksfälle und Kalamitäten zu, die nichts damit zu tun haben. Der schändliche Anschlag von Damiens⁴, das grausame Mordatentat gegen den König von Portugal⁵ gehören zu den Verbrechen, die im Krieg wie im Frieden stattfinden. Sie sind die Folge der Wut und Verblendung durch falschen Eifer. Trotz aller philosophischen Schulen wird der Mensch die bösertigste Bestie auf der Welt bleiben. Aberglaube, Eigennuß, Rache, Verrat und Undank werden bis ans Ende der Zeiten blutige und tragische Szenen hervorbringen; denn uns leiten gewöhnlich die Leidenschaften und nur sehr selten die Vernunft. Es wird stets Kriege, Prozesse, Verwüstungen, Pest, Erdbeben und Bankerotte geben. Um diese Dinge drehen sich alle Annalen der Weltgeschichte. Da das so ist, muß es wohl notwendig sein. Meister Pangloss⁶ wird Ihnen den Grund dafür angeben. Ich, der ich nicht die Ehre habe, Doktor zu sein, gestehe meine Unwissenheit ein. Immerhin scheint mir, ein wohlthätiger Welterschöpfer hätte uns glücklicher gemacht, als wir sind. Im Unglück haben wir nur Zenos Schild und im Glück die Kränze von Epikurs Garten . . .

¹ König Karl VII. von Frankreich (1422—1461) mit Hilfe der Jungfrau von Orleans. — ² Vgl. den Brief vom 20. August 1759. — ³ Jean Cavalier (1670—1740) war 1702—1704 der Führer der ausländischen Protestanten in den Cevennen; seine Prophetin hieß „die große Marie“. — ⁴ Am 5. Januar 1757 hatte ein gewisser Damiens ein Mordatentat auf Ludwig XV. versucht; vgl. Werke Bd. III, S. 58 f. — ⁵ Am 4. September 1758 hatte der Jesuit Malagrida einen Anschlag auf König Josef I. von Portugal versucht; vgl. Werke Bd. III, S. 153 f. und Bd. VIII, S. 115 ff. — ⁶ Ein Philosoph aus Voltaire's „Candide“, der die Welt mit Leibniz für die beste aller Welten hält.



43. An Graf Finck von Finckenstein¹[Wulfow²,] 8. August [1759].

Wenn Sie morgen schießen hören, wundern Sie sich nicht: es ist das Vittoria-
schießen für die Schlacht bei Minden³. Vermuthlich werde ich Sie noch ein paar Tage
unnütz warten lassen. Ich habe viel Anordnungen zu treffen und finde große Schwierig-
igkeiten zu überwinden; es gilt das Vaterland zu retten, nicht es zugrunde zu richten;
ich muß vorsichtiger und zugleich unternehmender sein denn je. Kurzum, ich werde
alles tun und unternehmen, was ich für ausführbar und möglich halte. Dabei bin ich
zur Eile gezwungen, um Hadiks etwaige Anschläge auf Berlin zu vereiteln⁴. Leben
Sie wohl, mein Lieber. Binnen kurzem werden Sie entweder ein De profundis oder
ein Te deum anstimmen.



44. An Graf Finck von Finckenstein

(Stitscher)⁵, 12. August 1759).

Heute morgen um 11 Uhr habe ich den Feind angegriffen. Wir haben ihn bis an
den Judenkirchhof bei Frankfurt getrieben. Alle meine Truppen haben Wunder ver-
richtet, aber dieser Kirchhof hat uns ungeheure Verluste gebracht. Unsere Leute ge-

¹ Karl Wilhelm Graf Finck von Finckenstein (1714—1800), war mit Friedrich schon seit dessen Kinder-
zeit befreundet; 1748 wurde er Minister im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten. — ² Vgl.
Werke Bd. IV, S. 14. — ³ Am 1. August hatte Ferdinand von Braunschweig die Franzosen bei Min-
den besiegt; vgl. Werke Bd. IV, S. 6 f. — ⁴ Vgl. Werke Bd. IV, S. 13 ff. — ⁵ Der Tag von Kuners-
dorf; vgl. Werke Bd. IV, S. 15 ff. und 120 f.

rieten in Verwirrung, ich habe sie dreimal wieder gesammelt; schließlich wäre ich beinahe selbst in Gefangenschaft geraten und mußte das Schlachtfeld räumen. Mein Rock ist von Schüssen durchbohrt; zwei Pferde sind mir unter dem Leibe gefallen. Mein Unglück ist, daß ich noch lebe. Unser Verlust ist sehr beträchtlich; von einem Heere von 48000 Mann habe ich jetzt, wo ich dies schreibe, keine 3000. Alles flieht, und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin gut tun, an seine Sicherheit zu denken. Das ist ein grausames Mißgeschick, ich werde es nicht überleben. Die Folgen davon werden schlimmer sein als die Sache selbst. Ich habe keine Hilfsmittel mehr, und um nicht zu lügen, ich halte alles für verloren. Den Untergang meines Vaterlandes werde ich nicht überleben. Leben Sie wohl für immer.

Friderich.

45. An Heinrich

Lebus, 16. August 1759.

Wir haben ein Lager bei Lebus bezogen. Der Feind hat beträchtliche Verluste erlitten. Die Schlacht wäre gewonnen worden, hätte unsere Infanterie nicht plötzlich gewankt. Die Kavallerie verließ das Schlachtfeld, als der Prinz von Württemberg und Seydlitz verwundet waren. Unsere Artilleriepferde sind gefallen; infolgedessen haben wir viele Geschütze verloren. Ich lasse neue aus Berlin kommen; kurz, ich vollbringe Unmögliches, um den erschütterten Staat zu retten. Wir haben nicht mehr als 2500 Tote, aber über 10000 Verwundete, von denen sicherlich 6000 bald wieder gesund sein werden¹. Ich hoffe, Prinz Ferdinand² wird mir die Reichsarmee vom Leibe halten. In dem Augenblick, wo ich Dir unser Unglück mittheilte, schien alles verzweifelt. Die Gefahr ist zwar auch jetzt noch sehr groß; aber verlaß Dich darauf, solange ich die Augen offen habe, werde ich für den Staat sorgen, wie es meine Pflicht ist. Dank einem Etui, das ich in der Tasche trug, ist mein Wein von einem Kartätschenschuß bewahrt worden; er hat nur das Etui zerschmettert. Wir sind alle durchlöchert. Fast jeder hat zwei oder drei Schüsse in den Kleidern oder im Hut. Wir gäben unsere Kleidung gern preis, wenn es nur darauf ankäme. Der Feind hat sich von Frankfurt etwas entfernt und lagert in den Wäldern zwischen der Oder und der Straße nach Neppen. Stelle Dir vor, was ich in dieser furchtbaren Krise alles dulde; dann wirst Du Dir leicht sagen können, daß es die Qualen der Verdammten übersteigt. Glückliche sind die Toten! Sie sind geborgen vor Gram und aller Unruhe.

¹ Vielmehr betrug der Verlust 18000 Mann und 172 Geschütze. — ² Herzog Ferdinand von Braunschweig.

46. An Graf Finck von Finckenstein

Lebus, 16. [August 1759.]

Ich habe Ihnen zwar heute schon geschrieben, füge aber noch die Antwort auf Ihren Brief bei. Unsere Lage ist verzweifelt, aber der Feind läßt mir Zeit. Vielleicht kann ich mich durch seine Fehler retten. Doch ich fürchte, daß es nur eine Galgenfrist ist. Ich habe die äußersten Anstrengungen gemacht, um möglichst viel Leute zusammenzubringen. Auf meine Taten rechnen, heißt sich auf ein Rohr stützen. Selbst zum Anknüpfen von Friedensunterhandlungen ist es, fürchte ich, zu spät. Der Zufall wird wie stets über unser Schicksal entscheiden. Ich werde Euch auf Leben und Tod vertheidigen, aber das ist auch alles, was ich für Euch vermag. Mein Geist ist nicht verzerrt, aber auch ohne ein Prophet zu sein, glaube ich die Ereignisse vorhersehen zu können; sie sind für uns nicht heiter.

Leben Sie wohl. Fassen Sie sich ein Herz und prägen Sie sich wohl ein, daß alle Menschen den Schicksalslaunen unterworfen sind.

F r i d e r i c h.

47. An d'Argens

Madlitg¹, 16. August 1759.

Wir haben Unglück gehabt, mein lieber Marquis, aber nicht durch meine Schuld. Der Sieg war unser; er wäre sogar vollständig gewesen — als unsere Infanterie die Geduld verlor und zur Unzeit das Schlachtfeld verließ. Der Feind marschiert heute nach Müllrose, um sich mit Hadit² zu vereinigen. Die russische Infanterie ist fast vollständig vernichtet. Alles, was ich von meinen Trümmern zusammenraffen konnte, beläuft sich auf 32000 Mann. Mit ihnen werde ich mich dem Feind in den Weg werfen und mich abschlagen lassen oder die Hauptstadt retten³. An Standhaftigkeit, denke ich, fehlt es mir nicht. Nur für den Ausgang kann ich nicht bürgen. Hätte ich mehrere Leben, ich würde sie für mein Vaterland opfern. Wenn mir aber dieser Schlag mißlingt, glaube ich, genug getan zu haben, und es wird mir dann wohl erlaubt sein, an mich selbst zu denken. Alles hat seine Grenzen. Ich ertrage mein Unglück, ohne mich entmutigen zu lassen. Aber ich bin fest entschlossen, wenn dieser Schlag fehlgeht, mit mir ein Ende zu machen, um nicht ewig der Spielball irgend eines Zufalls zu sein. Ich weiß weder, wo Sie sind, noch was aus Ihnen werden

¹ Vgl. Werke Bd. IV, S. 18. — ² Das Lager bei Müllrose hatte Hadit schon vor der Schlacht besetzt; vgl. Werke Bd. IV, S. 14. — ³ Zu einem Angriff auf Berlin kam es bei der Uneinigkeit zwischen Daun und Saltykow nicht; vgl. Werke Bd. IV, S. 17 f.

soß; wenn ich Ihnen aber raten darf, warten Sie in Potsdam oder Brandenburg den Ausgang der Sache ab, und was auch geschehen mag, gedenken Sie eines Freundes, der Sie liebt und Sie hochschätzen wird bis zum letzten Seufzer. Leben Sie wohl.

Ich bin hier auf dem Gute des Generalmajors Fink¹, des Bruders des Ministers, das die Kosaken geplündert haben; aber der Schaden übersteigt nicht ein paar hundert Taler. Leben Sie wohl, mein Lieber; studieren Sie Zeno in diesen kritischen Zeiten und lassen Sie Epifur ruhen.



48. An d'Argens

Fürstenwalde², 20. [August 1759.]

So sehr es mich verlangt, Sie zu sehen, lieber Marquis, finde ich doch meine Lage so verzweifelt, daß ich niemanden zum Gefährten haben möchte. Bleiben Sie denn in Berlin, oder vielmehr, ziehen Sie sich nach Potsdam zurück. Binnen kurzem wird irgendeine Katastrophe eintreten, und Sie brauchen nicht darunter zu leiden. Läuft

¹ Friedrich Ludwig Graf Fink von Finkenstein, der bei Torgau fiel; vgl. Werke Bd. IV, S. 74. —
² Vgl. Werke Bd. IV, S. 18.

alles gut ab, so sind Sie in vier Stunden wieder in Berlin. Verfolgt uns das Unglück, so gehen Sie nach Hannover oder Celle; von da können Sie für Ihre Sicherheit sorgen. Ich schwöre Ihnen, ich habe in der letzten Schlacht alles Menschenmögliche getan, um zu siegen; aber meine Leute haben mich im Stich gelassen¹ und es hat wenig daran gefehlt, daß ich den Barbaren in die Hände gefallen wäre². Ich gehe nicht auf Einzelheiten ein, warum meine Lage so furchtbar ist, sondern will lieber davon schweigen: das Schlimme bleibt für mich und das Gute für die Öffentlichkeit. Glauben Sie mir: es gehört etwas mehr als Festigkeit und Beständigkeit dazu, um sich in meiner Lage zu behaupten. Aber ich sage Ihnen frei heraus: stößt mir ein Unglück zu, so rechnen Sie nicht darauf, daß ich den Untergang und die Vernichtung meines Vaterlandes überlebe. Ich habe meine eigne Denkweise und ahme weder Sertorius³ noch Cato⁴ nach. An den Staat denke ich, nicht an den Ruhm. Unterliegt er trotz aller meiner Fürsorge, nachdem ich ihm alles geopfert habe, so muß ich die Würde des Lebens abwerfen, die mich schon lange drückt und peinigt.

Verlor man alles, lisch der Hoffnung Licht,
So ist das Leben Schmach und Tod ist Pflicht⁵.

Leben Sie wohl, lieber Marquis. Warten Sie ab, was geschieht, und was sich auch ereignet, gedenken Sie eines Freundes, der Sie aufrichtig liebt.

49. An d'Argens

[Fürstenwalde,] 21. [August 1759.]

Der Feind verschanzt sich bei Frankfurt, ein Zeichen, daß er nichts unternehmen will. Wollen Sie mir das Vergnügen machen, hierherzukommen, so können Sie es in aller Sicherheit tun. Nehmen Sie Ihr Bett mit, bringen Sie meinen Koch Noël⁶ mit, und ich lasse Ihnen ein Stübchen einrichten. Sie werden meine Hoffnung und mein Trost sein. Leben Sie wohl.

¹ Dies harte Urteil widerlegt Friedrich später selbst in seiner „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“, Werke Bd. IV, S. 15 f. — ² Friedrich wäre fast von Kosalen gefangen genommen, hätten nicht die Pietenhusaren seine Verfolger aufgehalten; vgl. Werke Bd. IV, S. 16 f. — ³ Quintus Sertorius, nach Plutarch ein Muster altrömischer Sittenstrenge und Tapferkeit, ursprünglich Offizier unter Marius, hatte sich in Spanien eine fast selbständige Macht geschaffen, die er in jahrelangem Kampf, dem erst seine Ermordung ein Ende machte, zu behaupten suchte. — ⁴ Marcus Porcius Cato, der Jüngere, töderte sich nach der Schlacht bei Thapsus 46 v. Chr., die Cäsars Sieg über den Senat bedeutete, da er den Untergang der Republik nicht überleben wollte, nachdem er bis zum letzten Augenblick seine Pflichten als Offizier erfüllt hatte. Cato war stoischer Philosoph. — ⁵ Aus Voltaires „Merope“. — ⁶ Vgl. den Brief vom 4. April 1759.

50. An d'Argens

[Fürstenwalde, 22. August 1759.]

Ich schrieb Ihnen gestern, Sie möchten hierher kommen, aber heute verbiete ich es. Daun ist in Kottbus. Er marschirt über Lübben und Berlin. Fliehen Sie diese unglücklichen Gegenden. Diese Nachricht zwingt mich, die Russen zwischen hier und Frankfurt abermals anzugreifen. Sie können mir glauben, es ist ein verzweifelter Entschluß, aber das Einzige, was mir bleibt, um nicht von der einen oder anderen Seite von Berlin abgeschnitten zu werden. Ich werde den entmutigten Truppen Brantwein geben lassen und ihre Tapferkeit damit zu heben versuchen, aber ich verspreche mir keinen Erfolg. Mein einziger Trost ist, daß ich mit dem Degen in der Faust untergehen werde. Leben Sie wohl, mein Lieber! Noch einmal: fliehen Sie und warten Sie ab, was geschieht, damit Sie im Fall eines Unglücks für Ihre Sicherheit sorgen können. Ich danke Ihnen für die Anhänglichkeit, die Sie mir bezeigen. Seien Sie versichert, daß ich es Ihnen bis zum letzten Atemzug dankbar gedenken werde¹.

51. An d'Argens

[Fürstenwalde,] 22. August 1759.

Sie sängen das Lob einer Armee, mein Lieber, die es nicht verdient hat². Die Truppen hatten nur gute Beine, um zu fliehen, nicht aber, um den Feind anzugreifen. Ich werde mich gewiß schlagen, aber machen Sie sich keine Hoffnung über den Ausgang! Ich verspreche mir nichts Gutes davon. Meine unwandelbare Treue gegen mein Vaterland und die Ehre heißt mich alles wagen; aber mit dieser Gesinnung geht die Hoffnung nicht Hand in Hand. Nur ein glücklicher Zufall kann uns retten. Reisen Sie in Gottes Hut nach Langenmünde, wo Sie gut aufgehoben sein werden, und warten Sie ab, was das Schicksal über uns beschließt. Morgen rücke ich dem Feind entgegen. Ist dann etwas auszurichten, so soll es übermorgen geschehen. Hält sich aber der Feind in den Weinbergen bei Frankfurt, so wage ich keinen Angriff. Nein, die Qual des Tantalus, die Marter des Prometheus, die Strafe des Sisyphus sind nichts im Vergleich zu dem, was ich seit zehn Tagen aussehe. Der Tod ist gegen

¹ Die fürchterliche Gefahr, die Dauns Anmarsch bedeutete, ging eben am 22. August vorüber. An diesem Tage hatten Daun und Saltpow seine Besprechung in Guben, bei der sie übereinkamen, nicht weiter vorzurücken, da die ausgefogene Mark ihnen doch keine Winterquartiere bieten konnte; vgl. Werke Bd. IV, S. 18. — ² D'Argens hatte in einem Brief vom 21. August die preussischen Truppen in Schutz genommen; die große Hitze habe sie zu sehr erschöpft; bei nächster Gelegenheit würden sie sich ihres alten Ruhmes wieder würdig machen.

solch ein Leben süß. Haben Sie Mitleid mit meinem Zustand, und seien Sie versichert, daß ich Ihnen noch eine Menge schlimmer Dinge verhehle, mit denen ich niemand betrüben oder beunruhigen will. Hätte ich noch einen Schimmer von Hoffnung, ich riete Ihnen nicht, aus diesen unglücklichen Gegenden zu fliehen! Leben Sie wohl, mein Lieber. Beklagen Sie mich und gedenken Sie eines Freundes, der Sie hochschätzt und Sie bis zum letzten Seufzer seines unseligen Daseins lieben wird!

52. An Ferdinand

[Fürstenwalde,] 24. [August 1759.]

. . . Du kannst Dir wohl denken, daß ich in meiner Lage nicht ohne Sorgen, Ängste und große Aufregungen bin. Das ist die fürchtbarste Krisis meines Lebens. Jetzt heißt es siegen oder sterben. Dann und mein Bruder marschieren nebeneinander her¹. Möglicherweise ziehen sich alle diese Heere hier zusammen, und es kommt zu einer allgemeinen Schlacht, die über unser Geschick und den Frieden entscheidet. Sorge für Deine Gesundheit, lieber Bruder, beruhige Dich und warte in Geduld ab, was der Himmel über uns bestimmen wird. Ich umarme Dich von Herzen.

F r i d e r i c h.

53. An d'Argens

Waldow², 4. September 1759.

Ich glaube, lieber Marquis, Berlin ist nun in Sicherheit. Sie können also dorthin zurückkehren. Die Barbaren sind in der Laufstg und ich bleibe ihnen zur Seite, sodaß für die Hauptstadt nichts zu befürchten ist. Die unmittelbare Gefahr ist vorüber, aber es bleiben noch so manche Schwierigkeiten zu überwinden, ehe wir den Feldzug beenden können. Da diese Schwierigkeiten mich allein angehen, haben sie wenig zu bedeuten. Mein Martyrium wird noch zwei Monate dauern und erst Schnee und Frost werden mich erlösen. Ich schreibe Ihnen dies alles, weil Sie in Langermünde meines Trachtens nicht so gut aufgehoben sind als in Berlin oder Potsdam und weil der Abzug der Russen sowie die Einnahme von Wittenberg und Torgau³ die Hauptstadt außer Gefahr setzen. Leben Sie wohl, mein Lieber; vergessen Sie mich nicht

¹ Dann und Prinz Heinrich operierten damals in der Niederlausitz; vgl. Werke Bd. IV, S. 18. —

² Vgl. Werke Bd. IV, S. 19. — ³ Generalmajor von Wunsch hatte am 28. August Wittenberg und am 31. August Torgau genommen.

54. An d'Argens

Kottbus, 17. September 1759.

Nun ist Berlin wirklich außer Gefahr. Die Russen sind in Guben und Forst, aber ich bin noch von grausamen Schwierigkeiten, von Fallstricken und Abgründen umringt. Es ist sehr leicht zu sagen, lieber Marquis, wir müßten einen Defensivkrieg führen¹. Aber ich habe eine solche Menge von Feinden, daß ich notgedrungen die Offensivkrieg ergreifen muß. Ich stehe hier in einem Dreieck, wo ich zur Linken die Russen, zur Rechten Daun und im Rücken die Schweden habe. Da führen Sie doch bitte einen Defensivkrieg! Ganz im Gegenteil! Ich behaupte mich bisher nur dadurch, daß ich alles angreife, was ich kann, und kleine Erfolge erringe, die ich zu vervielfältigen suche, soviel ich vermag. Ich bin seit dem Kriege Zenos Schüler geworden. Wenn das so weitergeht, werde ich wohl noch gleichgültiger und fühlloser werden als Empedokles² und Zeno selber. Mein, lieber Marquis, ich mute Ihnen nicht zu, mich zu besuchen! Bleibe ich am Leben, so gedanke ich Sie erst wiederzusehen, wenn der Winter uns einen guten sechsmonatigen Waffenstillstand gebracht hat. Inzwischen wird noch viel Blut fließen und manches Gute wie Schlimme geschehen, was Licht über unser Schicksal verbreiten wird. Leben Sie wohl; ich umarme Sie, lieber Marquis.

55. An Voltaire

[Ekersdorf bei Sagan³], 22. September 1759.

... Meine Lage ist nicht so verzweifelt, wie meine Feinde es aussprechen. Ich werde diesen Feldzug noch gut zu Ende führen. Mein Mut ist ungebrochen, aber ich sehe, daß es sich um Frieden handelt. Ich kann Ihnen darüber weiter nichts Positives sagen, als daß ich Ehre für zehn erworben habe und daß ich mich — welches Unheil mir auch zustoßen möge — außerstande fühle, etwas zu tun, was den so empfindlichen und eiglichen Punkt eines jeden verletzt, der als wackerer Ritter denkt, diesen Punkt, den die schuftigen Staatsmänner, die nur krämerhaft denken, so wenig beachten.

... Will man Frieden schließen, so soll man mir nichts vorschlagen, was meinem Ehrgefühl widerspricht. Ich liege in den Krämpfen der militärischen Operationen; ich bin wie ein unglücklicher Spieler, der sich gegen Fortuna aufbäumt. Mehr als einmal habe ich sie herbeigezwungen, wie eine flatterhafte Geliebte. Ich habe mit solchen Einfaltspinseln zu tun, daß ich schließlich nothwendig über sie triumphieren muß. Aber

¹ D'Argens hatte in einem Brief vom 9. September dies als selbstverständlich angesehen; er erbot sich, den König zu besuchen. — ² Empedokles, Philosoph des 5. Jahrhunderts v. Chr., sprang der Sage nach in den Ätna. — ³ Vgl. Werke Bd. IV, S. 20.

wenn auch alles geschieht, was Seiner Majestät dem Zufall beliebt, ich schere mich wenig darum. Bisher habe ich bei all dem Unglück, das mir widerfahren ist, ein reines Gewissen. Die Schlachten von Minden¹ und Cadix² und der Verlust von Kanada³ sind doch Argumente, die die Franzosen wieder zur Vernunft bringen können, die der österreichische Nießwurz verwirrt hatte. Ich verlange ja nichts weiter als Frieden, aber ich will keinen schimpflichen Frieden. Nachdem ich mit Erfolg gegen ganz Europa gefochten habe, wäre es allzu schmachvoll, wenn ich durch einen Federstrich das verlöre, was ich mit dem Degen behauptet habe.

Das ist meine Denkweise. Sie werden in mir keine Limonadenseele finden; aber Heinrich IV. und Ludwig XIV., selbst meine Feinde, die ich bei Namen nennen kann, waren es ebensowenig. Wäre ich als Privatmann geboren, ich gäbe aus Friedensliebe in allem nach, doch der Mensch muß sich nach seinem Stande richten . . .

56. An d'Argens

[Sophienthal,] Oktober 1759.

. . . Ich bin noch an meiner Arbeit über Karl XII. Meine Schrift ist nur eine Betrachtung von Betrachtungen⁴; dergleichen erfordert viel Sorgfalt und ruhige Überlegung; darum die langsame Arbeit. Die Anregung dazu erhielt ich, weil ich mich an dem nämlichen Ort befinde, der durch Schulenburgs Rückzug berühmt geworden ist⁵. Da ich den Kopf stets voll militärischer Ideen habe, beschäftigt sich mein Geist, wenn ich ihn zerstreuen will, erst recht mit diesen Dingen und ich kann ihn gegenwärtig auf nichts anderes bringen. Ist der Krieg beendet, so werde ich um Aufnahme ins Invalidenhaus bitten — soweit ist es mit mir gekommen. Wenn Sie mich jemals wiedersehen, werden Sie mich recht gealtert finden. Mein Haar wird grau, die Zähne fallen mir aus und bald werde ich gewiß dummes Zeug reden. Wir dürfen uns nicht zuviel zumuten; Überanstrengung nimmt uns die Spannkraft. Sie wissen, was von Pascal erzählt wird⁶. Sie selbst haben mir gesagt, die geistige Arbeit habe Sie in Holland dermaßen angestrengt, daß Sie langer Erholung bedurften. Ihrem Vorgänger Bayle⁷ ist es ebenso ergangen. Ich, der ich nicht wert bin, Ihnen den Schuß

¹ Am 1. August siegte Ferdinand von Braunschweig bei Minden über die Franzosen; vgl. Werke Bd. IV, S. 6 f. — ² Am 17/18. August siegte die englische Flotte bei Lagos über die französische. —

³ Die Engländer vollendeten mit der Einnahme von Quebec am 13. September, von der Friedrich damals noch nicht wußte, die Eroberung Kanadas. — ⁴ Vgl. Werke Bd. VI, S. 367 ff.: „Betrachtungen über die militärischen Talente und den Charakter Karls XII.“ — ⁵ Im Kriege von Polen-Sachsen mit Karl XII. von Schweden rettete Schulenburg (vgl. Brief vom 29. Oktober 1737) das sächsische Heer durch einen glänzend geleiteten Rückzug. — ⁶ Blaise Pascal (1623—1662), christlicher Philosoph, starb ziemlich früh infolge Überarbeitung und fanatischer Askese. — ⁷ Über Bayle vgl. den Brief vom 14. Mai 1737.

riemen zu lösen, obwohl es mit mir noch nicht soweit ist, ich fühle, wie meine Kräfte verfallen und meine Gebrechen zunehmen, und ich verliere allmählich das nötige Feuer, um meinen Beruf gut auszufüllen.

Nun bleibt noch reichlich ein Monat zur Beendigung dieses Feldzuges. Man muß sehen, was der Winter bringen wird. Schreiben Sie mir inzwischen Vertots¹ „römische“ und „schwedische Revolutionen“. Gedenken Sie Ihrer Freunde, die im Fegfeuer sind, und seien Sie meiner Freundschaft und Hochachtung versichert. Leben Sie wohl, Marquis.

57. An d'Argens

[Sophienthal.] 26. Oktober 1759.

Ich erhalte Ihren Brief, lieber Marquis, in den Dualen der Gicht². Mir ist einfallen, daß der Philosoph Poseidonios, als Pompejus durch Athen kam und ihn fragen ließ, ob er ihn hören könne, ohne ihm zur Last zu fallen, zur Antwort gab: „Man soll nicht sagen, daß ein so großer Mann wie Pompejus mich hören wollte und daß die Gicht es verhindert hat.“ So hielt er dem Pompejus einen schönen Vortrag über die Verachtung des Schmerzes und rief dabei hin und wieder aus: „O Schmerz! Was Du auch tußt, du wirst mich nicht zu dem Geständnis zwingen, daß du ein Übel seist.“ Ich ahme jenen Philosophen nach und antworte Ihnen, dessen Charakter mehr wert ist als der aller Pompejusse zusammen. Sie wollen wissen, was mir fehlt, mein Lieber: Lähmung am linken Arm, an beiden Füßen und am rechten Knie. Das einzige Glied, das ich noch gebrauchen kann, ist meine rechte Hand. Ich benutze sie jetzt, um Ihnen zu schreiben und Sie nochmals zu bitten, nach Glogau zu kommen. Morgen lasse ich mich nach Köben bringen, eine halbe Meile von hier. Nehmen Sie all diese verschiedenen Arten von Unglück zusammen, als da sind: Mißgeschick, Krankheiten, Verlust von Freunden, Unfähigkeit zum Handeln, wo es notwendig wäre, so werden Sie zugeben, daß es kein Spaß ist. Sie haben nichts zu befürchten: die Russen marschieren nach Posen und von da nach Thorn. Die Straße von Berlin über Frankfurt und Krossen bis hierher ist sicher. Somit können Sie reisen wie im tiefsten Frieden. Leben Sie wohl, mein Lieber; ich kann bei meiner großen Schwäche nicht weiterschreiben.

¹ René Aubert de Vertot (1655—1735), Historiker. Seine Geschichte der römischen Revolutionen erschien 1719/20, die der schwedischen 1695. — ² Val. Werke Bd. IV, S. 22. — ³ Vielmehr nach Methodos, wo der um 50 v. Chr. gestorbene Philosoph Poseidonios lehrte.



58. An d'Argens

Wilsdruf¹, 22. November 1759.

. . . Ich bin so betäubt von dem Unglück, das dem General Fink² zugestoßen ist, daß ich mich noch gar nicht davon erholen kann. Das wirft alle meine Maßregeln um und geht mir bis aufs Mark. Das Unglück, das mich in meinem Alter verfolgt, hat mich aus der Mark nach Sachsen begleitet. Ich werde dagegen ankämpfen, soviel ich vermag. Die kleine Hymne an das Glück, die ich Ihnen schickte, habe ich zu rasch geschrieben: man soll erst nach dem Siege Viktoria rufen. Ich bin von all den Schicksalsschlägen und Katastrophen, die mir begegnen, so müde, daß ich mir tausendmal den Tod wünsche. Ich habe es von Tag zu Tag mehr satt, einen verbrauchten, zum Leiden verdamnten Körper zu bewohnen. Ich schreibe Ihnen im ersten Ansturm meines Schmerzes. Bestürzung, Kummer, Entrüstung, Verdruß — das alles zerreißt mir die Seele. Warten wir also das Ende dieses verwünschten Feldzuges ab; dann schreibe ich Ihnen, was aus mir selber wird, und das übrige wird sich finden.

¹ Vgl. Werke Bd. IV, S. 23. — ² Der König hatte bestimmt auf Daun's Abmarsch aus Sachsen gerechnet und noch am 19. November ein Scherzgedicht auf ihn verfaßt und an d'Argens übersandt. Aber Daun rückte vor und nötigte General Fink, der nach Freiberg detachiert war, mit 15 000 Mann zur Ergebung bei Maxen am 20. November; vgl. Werke Bd. IV, S. 24 f.

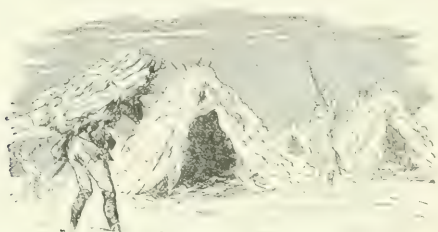
Haben Sie Mitleid mit meinem Zustand und machen Sie kein Aufhebens davon; denn die schlimmen Nachrichten verbreiten sich schon von selbst zur Genüge. Leben Sie wohl, lieber Marquis. Quando avrà fine il mio tormento?¹

59. An d'Argens

Wilsdruf, 28. November 1759.

... Wir kantonieren hier dem Feind gegenüber in den Dörfern². Das letzte Bünd Stroh und das letzte Stück Brot wird den Ausschlag geben, wer von uns beiden in Sachsen bleibt. Da die Oesterreicher sehr eng zusammenliegen und aus Böhmen nichts beziehen können, hoffe ich, sie werden zuerst abziehen. Also Geduld bis zum Schluß! Warten wir das Ende dieses höllischen Feldzuges ab! Ich brauche dies Jahr meine ganze Philosophie. Kein Tag vergeht, wo ich nicht Zuflucht zur Fühllosigkeit Zenos nehmen muß. Das ist offen gesagt ein harter Beruf, wenn man ihn ununterbrochen ausüben muß. Epikur ist der Philosoph der Menschheit, Zeno der der Götter, und ich bin ein Mensch. Seit vier Jahren mache ich mein Fegfeuer durch. Gibt es ein anderes Leben, so muß der ewige Vater mir anrechnen, was ich in diesem gelitten habe. Aber jeder Stand und Beruf bringt Verdrießlichkeiten und Mißgeschick mit sich; also muß auch ich mein Päckchen tragen wie jeder, so schwer es ist, und mir sagen: auch dies wird vorübergehen, so gut wie unsere Freuden und Neigungen, unsere Schmerzen und unsere glücklichen Schicksale. Leben Sie wohl, lieber Marquis! Meine Briefe werden Ihnen recht düster vorkommen, aber ich schwöre Ihnen, ich könnte keine anderen schreiben. Wenn der Geist unruhig und bekümmert ist, sieht man nichts rosenrot. Ich umarme Sie und wünsche ein baldiges Wiedersehen.

¹ Wann wird meine Qual ein Ende haben? — ² In Wilsdruf, östlich von Plauen, überwinterte das preussische Heer; vgl. Werke Bd. IV, S. 26 f.



60. An Heinrich

[Preßchendorf,] 1. Januar 1760.

Lieber Bruder,

Ich wünsche Dir tausendmal Glück, Gesundheit und Annehmlichkeiten und hoffe, daß das neue Jahr, in das wir eintreten, für unser Volk günstiger ist als das vergangene . . . Der Kummer zehrt mir am Herzen; besonders entmutigt es mich, daß ich mit all meinen Mitteln am Ende bin und keine Hilfsquellen mehr finde. Ich sollte Dich am Neujahrstage nicht betrüben, sondern Dir das düstere Bild verzschleiern. Aber es steht so vor aller Augen, daß man es sich selbst nicht verhüllen kann. Kurz, lieber Bruder, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erscheinen mir gleich traurig und ich sage mir immerfort, daß ich als Mensch das Menschenschicksal ertragen muß.

61. An d'Argens

[Freiberg¹,] 15. Januar 1760.

Ich danke Ihnen, lieber Marquis, für die Mühe, die Sie sich mit der Drucklegung meines Geschreibfels² gegeben haben. Das war nicht so vieler Mühe wert! Sie sind zu nachsichtig gegen die Verse³, die ich Ihnen geschickt habe. Wie sollten sie auch gut sein! Meine Seele ist zu unruhig, zu erregt und niedergedrückt, als daß ich etwas Leidliches hervorbringen könnte. Dieser trübe Firnis überzieht alles, was ich schreibe und tue. Der Friede ist alles andere als gesichert⁴; man hofft, man macht sich Illusionen — das ist alles. Ich kann weiter nichts tun als standhaft gegen das Mißgeschick ankämpfen; aber ich kann weder das Glück herbeilocken noch die Zahl meiner Feinde verringern. Da es so steht, bleibt meine Lage stets die gleiche. Noch ein Fehlschlag, und ich bekomme den Gnadenstoß. Wahrhaftig, das Leben wird völlig unerträglich, wenn man es in Kummer und tödlichem Verdruß hinschleppen muß. Dann hört es auf, eine Himmelsgabe zu sein; es wird zum Gegenstand des Entsetzens und gleicht den grausamsten Macheaten, die Tyrannen begehen können. Sie würden mich eher umbringen, lieber Marquis, als mich zu einer anderen Meinung befehlen. Ihre Betrachtungsweise besteht darin, daß Sie die Dinge abschwächen und abmildern. Aber wenn Sie nur eine Stunde hier wären, was würden Sie da sehen! Leben Sie

¹ Vgl. Werke Bd. IV, S. 27. — ² Friedrich hatte d'Argens die Drucklegung seines „Karl XII.“ an vertraut; vgl. den Brief an d'Argens vom Oktober 1759. — ³ Am 5. Januar hatte Friedrich an d'Argens ein Gedicht gesandt, für das dieser am 8. Januar dankte. — ⁴ England und Preußen hatten im November 1759 Friedensverhandlungen angeknüpft, die im April 1760 als ausichtslos abgebrochen wurden; vgl. Werke Bd. IV, S. 31 ff. und Bd. X, S. 177 f.

wohl. Verzehren Sie sich nicht in unnötigen Sorgen, und wenn Sie auch nicht in die Zukunft blicken können, bewahren Sie sich Ihre Seelenruhe soviel wie möglich. Sie sind nicht König; Sie brauchen weder den Staat zu verteidigen noch zu unterhandeln, noch Mittel und Wege für alles zu finden, noch für die Ereignisse einzustehen. Ich, der ich unter dieser Bürde erliege, habe allein ihre Mühsal zu ertragen. Lassen Sie sie mir, lieber Marquis, und nichts von Teilung! Ich umarme Sie und versichere Sie meiner Hochschätzung. Vale.

62. An d'Argens

[Freiberg,] den 19. [Februar 1760.]

. . . Ich schicke Ihnen eine Epistel, die ich an d'Allembert gerichtet habe¹. Sie ist kein Rosenwasser für die Herren Frömmeler, aber der Schlag geht in die Luft: der Fanatismus wird stets über die Vernunft siegen, denn die Mehrzahl der Menschen fürchtet sich vor dem Teufel und ist schwachsinzig. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer neuen Bekleidung². Ich war nicht darauf gefaßt, Sie mit einem presbyterianischen Schlapphut zu sehen. Nur leider wird dieser Krieg nicht mit der Feder, sondern mit dem Säbel entschieden werden. Käme es bloß aufs Schreiben an, so hätten wir Oesterreicher, Russen, Reichsarmee und Schweden bald zur Strecke gebracht. Ich habe zu meinem Vergnügen eine Flugschrift verfaßt³, worin ich unsere Leute mit dem Triumvirat des Oktavianus, Lepidus und Antonius vergleiche. Wie Sie sich denken können, habe ich die Proskriptionen dabei nicht vergessen, ebensowenig das Ende vom Liede, wo der Schlauste die anderen auffriszt. Aber was nützen all diese kläglichen Hilfsmittel nach den wirklichen Unglücksfällen, die wir erlitten haben? Das ist wie die Brinwilliers⁴, die noch am Tage vor ihrer Hinrichtung Karten spielte. Der Vergleich ist schwarz, sehr schwarz, das gebe ich zu; aber die Lage weist manche Ähnlichkeit auf, was Sie nicht abstreiten werden. Ich führe hier das Leben eines Benediktiners. Sobald meine Geschäfte erledigt sind — das ist für mich soviel wie das Messelisen —, vergrabe ich mich in meine Bücher, speiße mit ihnen und gehe mit ihnen zu Bett. Wie recht hatte doch Cicero mit seinem Wort, die Wissenschaften seien die Zierde und der Reiz des Lebens in jedem Stand und in jedem Alter⁵! Welch starken Rückhalt sie gewähren, das habe ich erst jetzt gespürt. Sie helfen mir mein jetziges Unglück ertragen und lenken mich von den

¹ „Epistel an d'Allembert, als seine Enzyklopädie verboten und seine Werke in Frankreich verbrannt wurden“; vgl. Werke Bd. X, S. 164 ff. — ² D'Argens arbeitete damals an einem fingierten Briefwechsel zwischen evangelischen Geistlichen über den Krieg. — ³ „Brief eines Schweizers an einen Genuesen“; vgl. Werke Bd. V, S. 226—229. Über das Triumvirat vgl. den Brief vom 19. Juli 1757. — ⁴ Die Marquise de Brinwilliers (geb. um 1670), vergiftete ihren Vater, ihre Geschwister und ihren Gatten, den aber ihr Liebhaber durch Gengengift rettete. Sie wurde 1676 in Paris enthauptet. — ⁵ Vgl. den Brief vom 30. Oktober 1738.



Louise Dorothea, Herzogin von Sachsen-Gotha
Miniaturlithois im Herzoglichen Museum zu Gotha

Gedanken an die Zukunft ab. Sagen Sie mir bitte, ob meinen Versen das Studium Racines anzumerken ist. Ich möchte es gern wissen, denn vielleicht gebe ich mich einer Selbsttäuschung hin. Lobsprüche erwarte ich von Ihnen nicht, sondern Ihr gewissenhaftes Urtheil. Leben Sie wohl, lieber Marquis! Schreiben Sie mir alle Athernheiten, die Sie erfahren, und seien Sie der Freundschaft und Hochschätzung Ihres alten Freundes versichert.

63. An d'Argens

[Freiberg,] 1. März [1760].

Wie folgsam ich bin, lieber Marquis, erschen Sie aus den beifolgenden Verbesserungen¹. An Stelle von Messieurs les beaux esprits, das Ihnen mißfällt, setzen Sie: Aux flammes tous les beaux esprits. Ferner setzen Sie hinter „Von Nichtern über das gesunde Denken“:

„So tobte einst der grausen Ihnen Wut;
Bartholomäusnacht sank auf die Zinnen
Und ganz Paris ertrank in Bürgerblut“.

Soviel habe ich tun können, um Ihnen zu Diensten zu sein. „Bartholomäusnacht“ ist so lang, daß ich nicht weiß, wie man es in einem Vers anbringen soll. Trotzdem bin ich froh, daß Sie damit zufrieden sind. Aber, lieber Marquis, ich vergleiche mich mit den Schwänen, die nach der Behauptung der Dichter nie melodischer singen, als wenn ihr Ende naht. Sie wissen, wie meine Feinde mir auf den Hacken sind und werden sich leicht sagen können, was bei Beginn des nächsten Feldzuges geschehen wird, wenn es zu großen Schlägen kommt. Man muß ein eisgepanzelter Philosoph sein, um alle Schicksalsschläge zu ertragen, die ich erleide. Aber wenn eine Katastrophe eintritt, werde ich nicht das Opfer meines Mißgeschicks sein, sondern das Stück beenden.

Nicht so, wie man's im „Cutilina“ tat,
Brauch' ich noch einen Akt hinzuzugeben:
Wo die Geschicht' ein Ende hat — da eben
Mach' ich ein Ende, laut Apollon's Rat.
So lach' ich meines Schicksals denn, des herben,
Und da ich meine Handlung klug beschränke,
Muß ich auch bei Gelegenheit, ich denke,
Zuguterletzt wie Mithridates sterben.

Da sehen Sie, lieber Marquis, wir Poeten sind unleidlich; überall flicken wir unsere Verse ein. Schließlich werde ich wohl gar Pensionen in Versen auszahlen und Berträge in Bierzeiler fassen, wie Pibrac² traurigen Angedenkens. Ich greife nach allem,

¹ Es handelt sich um das am 19. Februar erwähnte Gedicht an d'Allemert. D'Argens' Brief liegt nicht vor. — ² Guy du Four, Seigneur de Pibrac (1529—1584), Schriftsteller.

was den Geist stark beschäftigt. Das sind gewonnene Augenblicke, die mich von meinem Unglück ablenken und meine Trübsal verschweigen. . . Beim Schreiben dieses elenden Wisches wurde ich zweiundzwanzigmal unterbrochen. Daraus ermessen Sie, welch angenehmes Leben ich führe und ob ich nicht Anlaß habe, aus der Haut zu fahren! Bisweilen reißt mir die Geduld — aber was tun? Man muß sich schon wieder fassen und seinen Weg gehen. Der meine ist rauh, schwierig und grausam. Aber ich habe dies Los nun mal in der großen Lotterie gezogen; nun muß ich es behalten und mich bescheiden. Ich fürchte, ich mache Sie schwermütig und hypochondrisch, wenn ich in dieser Tonart fortfahre. Lieber will ich schließen, indem ich Ihnen versichere, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe und Sie bis zum letzten Seufzer hochschätzen werde. Leben Sie wohl!

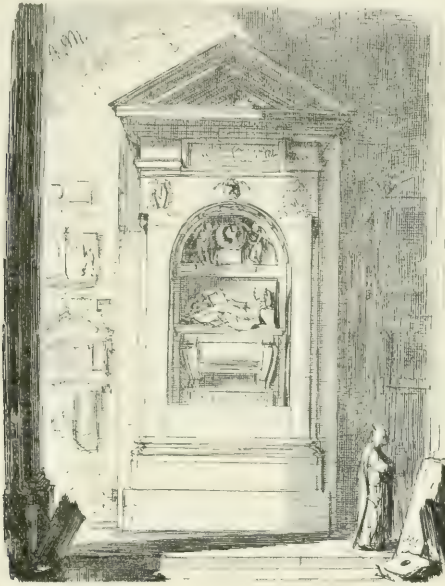
64. An Algarotti

Freiberg, 10. März 1760.

Es steht fest, daß wir im letzten Feldzuge nichts als Unglück gehabt haben und daß unsere Lage ungefähr so war wie die der Römer nach der Schlacht bei Cannä. Ebenso hätte sich auf unsere Feinde das Wort des Bartas an Hannibal anwenden lassen: „Zu siegen verstehst Du“ usw.¹ Unglücklicherweise hatte ich gegen Ende des Feldzuges einen schweren Sichtsfall, der mir beide Beine und die linke Hand lähmte. Ich vermochte nichts weiter zu tun, als mich hinzuschleppen und unserm Unglück müßig zuzuschauen. Fürwahr, wir haben eine ganze Welt gegen uns; nur mit äußerster Anspannung kann man da widerstehen, und es ist nicht zu verwundern, daß uns oft etwas fehlschlägt. Hat der ewige Jude jemals gelebt, dann hat er kein so unstetes Leben geführt wie ich. Schließlich wird man wie die herumziehenden Komödianten, die weder Haus noch Herd haben. Wir irren durch die Welt und führen unsere blutigen Tragödien auf, deren Bühne unsere Feinde aufzuschlagen belieben. . . Dieser Feldzug hat Sachsen zugrunde gerichtet. Ich habe das schöne Land so viel geschont, als das Schicksal es mir erlaubte. Aber jetzt ist es völlig ausgezogen. Ganz abgesehen von dem sittlichen Verfall, den dieser Krieg herbeiführen kann, ist das physische Elend nicht minder groß, und wir können von Glück sagen, wenn dies nicht die Pest im Gefolge hat. Klägliche Narren, die wir sind! Nur einen Augenblick haben wir zu leben und den machen wir uns so schwer, wie wir können! Mit Behagen zerstören wir die Meisterwerke des Gewerbleißes und der Zeit und hinterlassen das verhaßte Andenken an unsere Verwüstungen und das Unglück, das daraus entsprossen ist! Sie leben jetzt friedlich in einem Lande², das lange der Schauplatz ähnlicher Katastrophen gewesen ist und es mit der Zeit wieder werden wird. Genießen Sie diese Ruhe und vergessen Sie

¹ Vielmehr ein Wort des Unterfeldherrn Maharbal an Hannibal (Livius, Buch XXII, Kap. 51): „Zu siegen verstehst Du, Hannibal, aber nicht den Sieg auszunutzen“. — ² In Italien, wo er auch 1764, ohne nach Preußen zurückgekehrt zu sein, starb.

die nicht, gegen die Ihr Papst eine Art von Kreuzzug gepredigt hat¹, die die Spannung der Ungewißheit und die drückende Last der großen Staatsgeschäfte aushalten müssen. Damit bitte ich Gott, Sie in seinen Schutz zu nehmen.



65. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

Freiberg, den 12. [März 1760].

Der Brief Eurer Hoheit² ist mir sicher übermittelt worden und vermutlich haben Sie schon meine Antwort. Ihr letztes Schreiben hat mich in Verlegenheit gebracht. Gern wollte ich Ihrer guten Meinung würdig sein, aber ich fühle mich noch weit davon entfernt. Doch es ist ein Ansporn mehr zur Anspannung aller meiner Kräfte, um Ihren Beifall zu verdienen. Offen gesagt, die Gerechtigkeit meiner Sache sichert mich nicht vor Schicksalsschlägen. Die ganze alte Geschichte ist voll von Beispielen dafür, daß Macht vor Recht geht. Überall sieht man das erfolgreiche Verbrechen frech über die Unschuld triumphieren. Der Sturz der Reiche ist nur das Werk eines Augen-

¹ Vgl. den Brief vom 2. Juli 1759. — ² Liegt nicht vor.

blicks und zu ihrem Untergang genügt es oft, daß ein Durchschnittsmensch in einem entscheidenden Augenblick den Kopf verliert. Hinzufügen könnte ich noch: denkt man über die Grundgesetze der Welt nach, so erkennt man, daß eins von ihnen der ewige Wechsel ist. Daher all die Umwälzungen, die Glücks- und Unglücksfälle und die mancherlei Spiele des Zufalls, die immerfort neue Szenen schaffen. Vielleicht ist Preussens Schicksalsstunde nahe, vielleicht wird man eine neue despotische Kaisermacht erleben; ich weiß es nicht. Das alles ist möglich, aber dafür siehe ich: so weit soll es nur kommen, wenn Ströme von Blut vergossen sind. Ich werde gewiß nicht zusehen, wie mein Vaterland in Ketten geschlagen wird und Deutschland schmachvoller Knechtschaft verfällt. Das, Frau Herzogin, ist mein fester, beständiger, unerschütterlicher Entschluß. Es gilt hier einen so großen, erhabenen Kampfpriß, daß ein Stein dadurch befeuert werden könnte. Die Freiheitsliebe und der Haß gegen die Tyrannei steckt den Menschen so im Blute, daß sie, abgesehen von erbärmlichen Wichtern, gern ihr Leben für die Freiheit hingeben. Die Zukunft ist in undurchdringliche Schleier gehüllt. Das unbeständige Glück geht oft von einer Partei zur andern über: vielleicht habe ich im nächsten Feldzug ebensoviel Glück, wie ich im letzten Unglück erlitt. Die Schlacht bei Denain¹ machte all die schweren Verluste wett, die Frankreich in zehn Unglücksjahren hintereinander gehabt hatte. Ich sehe die Gefahren, die mich umringen, doch rauben sie mir nicht den Mut. Mit dem Vorsatz zu nachdrücklichstem Handeln stürze ich mich in den Strom der Ereignisse, der mich wider Willen forttreißt . . .

66. An d'Argens

(Freiberg,) 20. März 1760.

Ja, mein lieber Marquis, ich habe Fehler gemacht und das Schlimmste ist, ich werde noch andere machen. Wer weise werden will, ist es noch nicht. Wir bleiben unser Leben lang ungefähr so, wie wir geboren sind. Das Ärgerlichste in der gegenwärtigen Lage ist, daß alle Fehler Kapitalfehler werden; der bloße Gedanke daran läßt mich schauern. Stellen Sie sich die Zahl unserer Feinde vor, die durch meinen Widerstand gereizt sind, die Verdoppelung ihrer verderblichen Anstrengungen und die Erbitterung, mit der sie mich erdrücken möchten; bedenken Sie, daß das Schicksal des Staates nur an einem Haar hängt. Sind Sie von solchen Gedanken erfüllt, so werden die schönen Hoffnungen, die Ihr Prophet bei Ihnen erweckt², wie Rauch verfliegen, den der Wind vor sich herreibt und im Augenblick zerbläst.

Um mich von diesen trüben und düsteren Bildern abzulenken, die schließlich selbst einen Demofrit schwermütig und hypochondrisch machen könnten, studiere ich oder

¹ Vgl. den Brief vom 25. März 1757. — ² Dieser vorgebliche Prophet war ein Weber namens Pfannenstil.

machte schlechte Verse. Diese Tätigkeit beglückt mich, solange sie währet und verschafft mir, was die Ärzte lichte Augenblicke nennen. Aber sobald der Zauber verfliegen ist, sinke ich wieder in mein düsteres Grübeln und das zurückgedrängte Leid gewinnt neue Kraft und Gewalt. . . Sie machen mir Komplimente über meine Verse¹, die sie gewiß nicht verdienen. Ich bin nicht ruhig genug und mir fehlt die Zeit, sie zu verbessern. Es sind Entwürfe oder vielmehr Frühgeburten, die mich ein Dämon der Poesie mit Gewalt zur Welt bringen läßt. Ihre Nachsicht bereitet ihnen eine freundliche Aufnahme und sie erscheinen Ihnen minder schlecht, wenn Sie sie zu meiner schrecklichen Lage in Verbindung setzen. Schreiben Sie mir, wenn Sie nichts Besseres zu tun haben, und vergessen Sie einen armen Philosophen nicht, der — vielleicht um seinen Unglauben zu büßen — verurteilt ist, sein Fegefeuer auf Erden durchzumachen. Leben Sie wohl, lieber Marquis! Ich wünsche Ihnen Frieden, Gesundheit und Zufriedenheit und umarme Sie von ganzem Herzen.

67. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

(Freiberg), 26. März 1760.

. . . Wenn das Buch des englischen Philosophen² mich lehrt, mir selbst bessere Moral zu predigen, bitte ich Sie, Frau Herzogin, es mir zu nennen. Ich kenne es nicht, halte es aber für gut, wenn es Ihren Beifall verdient. Das Unglück macht die Menschen zu Philosophen. Meine Jugend war eine Schule des Leidens und auch seit ich in einer so viel beneideten Stellung bin, die dem Volke durch ihre schwülstige Größe Ehrfurcht einflößt, hat es mir an Unglück und Mißgeschick nicht gefehlt. Beinahe mich allein hat das Schicksal getroffen, alle meine Busenfreunde und alten Bekannten zu verlieren. An solchen Wunden blutet das Herz lange; die Philosophie lindert sie, ohne Heilung geben zu können. Das Unglück macht weise. Es öffnet einem die Augen über die Vorurteile, die uns verblendeten, und läßt uns Nichtigkeiten verachten. Das ist ein Segen für die anderen, aber ein Unglück für uns selbst; denn auf Erden ist alles Illusion, und alle, die sich des Lebens freuen, sind tatsächlich glücklicher als die, die seine Nichtigkeit kennen und verachten. Man könnte zur Philosophie das gleiche sagen, was jener Wahnsinnige, der sich im Paradiese gewöhnt hatte, zu dem Arzt sagte, der ihn geheilt hatte und sein Honorar verlangte: „Unseliger, soll ich Dich für das Leid, das Du mir antatest, noch bezahlen? Ich war im Paradiese, und Du hast mich herausgerissen“³.

Dies Geständnis, Frau Herzogin, macht der Vernunft freilich keine Ehre, aber es ist die reine Wahrheit. Der Stoizismus ist die letzte Stufe, zu der sich der Mensch

¹ In einem Brief vom 16. März 1760. — ² Der Brief der Herzogin liegt nicht vor. Es handelt sich wohl um Hume. — ³ Diese Anekdote erzählt Volleau in seinen Satiren und Friedrich in seiner Abhandlung „Über die Unschädlichkeit des Irrtums des Geistes“ von 1738; vgl. Werke Bd. VIII, S. 18.

geist erheben kann; aber um uns glücklich machen zu können, verlangt er Fühllosigkeit von uns, und der Mensch ist mehr ein fühlendes als ein denkendes Wesen: seine Sinne haben über ihn eine große Gewalt, die ihnen die Natur gegeben hat und die sie oft mißbrauchen. Beständig führt die Vernunft mit ihnen einen ähnlichen Krieg, wie ich mit meinen Feinden, deren Zahl mich oft erdrückt. Ich fürchte sehr, daß diese moralischen Grillen Sie tief langweilen. Wosern sie Ihnen nur zu besserem Schummer verhelfen, können Sie sie wenigstens als Schlafmittel benutzen und mit mir ebenso verfahren, wie der Abbé Terrasson¹ mit einem Priester seiner Gemeinde. Der Abbé Terrasson litt an Schlaflosigkeit, die ihn entkräftete und allmählich dem Grabe entgegenführte. Eines Tages, als er am Ende seiner Kräfte war, ließ er jenen Pfarrer holen. Der Glasköpfige kam in der stolzen Hoffnung, eine schöne Bekehrung zuwege zu bringen. Er triumphierte schon im Herzensgrunde, aber der sterbensfranke Abbé sagte zu ihm: „herr Pfarrer, könnten Sie mir nicht eine der Predigten wiederholen, die ich von Ihnen gehört habe? Ich erinnere mich, daß ich in Ihrer Kirche immer so gut schlief. Die Ärzte haben mich im Stich gelassen; predigen Sie doch, damit Sie mir das Leben zurückgeben.“ — Möchten Sie, Frau Herzogin, auf langehin für Ihre Gesundheit weder Predigten noch Briefe von mir nötig haben. Möchten Sie so sehr wie ich es wünsche, überzeugt sein von der Dankbarkeit und Hochachtung

Ihres getreuen Betters und Dieners

Friderich.

68. An d'Argens

[März 1760.]

Ich habe einen kleinen Auftrag für Sie, lieber Marquis. Wie Sie wissen, hat Gogkowsky² noch schöne Bilder für mich auf Lager. Ich bitte Sie, den Preis festzusetzen und zu ermitteln, ob er den Correggio³ bekommen wird, den er mir versprochen hat. Das ist eine plötzliche Anwandlung von Neugier. Noch weiß ich nicht, was aus mir wird und wie dieser Feldzug, der mir recht gewagt scheint, verläuft, und doch bin ich närrisch genug, mich um Bilder zu kümmern. Aber so sind die Menschen nun mal; ein halbes Jahr lang sind sie vernünftig, das nächste gestört. Doch Sie sind ja die Nachsicht selbst und müssen also Mitleid mit meinen Schwächen haben. Was Sie mir auch schreiben mögen, es wird mich jedenfalls zerstreuen und mir den Geist für ein Weilchen mit Sansfouci und meiner Galerie erfüllen. Offen gestanden sind solche Gedanken im Grunde auch erfreulicher als die Vorstellung von Mord und Todschlag und all den Unglücksfällen, die man voraussehen muß und vor denen

¹ Jean Terrasson (1670—1750), Mythologe; sein Hauptwerk handelte über ägyptische Kulturgeschichte. — ² Johann Ernst Gogkowsky (1710—1775), damals der bedeutendste Seidenfabrikant Berlins. — ³ Antonio Allegri aus Correggio (1494—1534), der Maler der Lebensfreude.

selbst Herkules erheben würde. Die Viertelstunde von Nabelais wird schlagen¹; dann gilt es nur noch, uns gegenseitig umzubringen und uns kreuz und quer in ganz Deutschland herumzutreiben, um vielleicht neues Ungemach zu erleiden.

Ich habe eine Flugschrift verfaßt, die in Berlin erscheint: den Reisebericht eines chinesischen Sendboten an seinen Kaiser². Der Zweck ist ein Tathieb gegen den Papst, der die Degen meiner Feinde segnet und Königsmördern in der Kutte eine Freistatt gewährt³. Der Aufsatz wird Sie wohl belustigen. Ich bin der einzige, der es gewagt hat, seine Stimme zu erheben und den Schrei der empörten Vernunft gegen das schmachliche Benehmen dieses Baalspriesters erschallen zu lassen. Die Schrift ist weder lang noch langweilig; sie wird Sie vielmehr zum Lachen bringen. In unserm Zeitalter kann man seine Feinde nur dadurch quälen, daß man sie lächerlich macht. Sie werden selbst urtheilen, ob mir das gelungen ist. Ihre Briefe sind für mich kein geringerer Trost als für Elias die Erscheinung der Raben⁴, die ihn in der Wüste speisten, oder der Anblick eines frischen Quells für einen Hirsch⁵, der vor Durst schreit, oder der des Anchises⁶ für Aneas, als er ihn in der Unterwelt erblickte. Rauben Sie mir also nicht meine einzige Freude während meines langen Ungemachs und seien Sie versichert, daß ich Ihnen zeitlebens Freundschaft bewahren werde. Leben Sie wohl.

69. An d'Argens

1. Mai 1760, im Porzellanlager [Schleittau bei Meißen]⁷.

... Die Franzosen werden nicht Frieden schließen⁸. Um das Selbstvertrauen herabzumindern, das Sie fassen könnten, wenn Ihre Seele sich begeistert, haben die Götter zu Ihrer Beschämung beschlossen, daß Ihre Landsleute weiter Krieg führen sollen. Aber schon tut sich eine andere Pforte des Heils auf⁹, von der Sie hoffentlich bald hören werden, und für den Augenblick sieht es so aus, als hätten die Götter unsern Untergang noch nicht beschlossen. Ich schöpfe wieder Mut und hoffe noch, aus diesem Labyrinth herauszufinden und mich an meinen Verfolgern zu rächen. Die Liste der

¹ Die alten Biographen von Nabelais erzählen: als er 1537 oder 38 in Lyon weilte und seine Wirtin die Bezahlung von ihm verlangte, rief er aus: „Diese Viertelstunde habe ich am meisten gefürchtet!“ Seitdem spricht man in Frankreich beim Bezahlen von der Viertelstunde des Nabelais. —

² „Bericht des Phihihu, Sendboten des Kaisers von China in Europa,“ Werke Bd. VIII, S. 115 ff.

— ³ Für die Verleihung des geweihten Hutes und Degens durch Klemens XIII. an Feldmarschall Daun und für die Aufnahme der nach dem Attentat des Vaters Malagrida auf König Joseph I. aus Portugal vertriebenen Jesuiten im Kirchenstaate vgl. Werke Bd. III, S. 153 f. und Werke Bd. V, S. 219 ff. — ⁴ 1. Könige Kap. 17, Vers 5 und 6. — ⁵ Psalm 42, Vers 2. — ⁶ Anchises, der Vater des Aneas. — ⁷ Vgl. Werke Bd. IV, S. 38. — ⁸ Vgl. den Brief vom 15. Januar 1760. — ⁹ Damals begannen Verhandlungen mit Dänemark, das aus Furcht vor der steigenden Macht Rußlands in der Dittfe Friedreich unterstützen wollte, aber nur, wenn es der Hilfe der englischen Flotte sicher war; da diese ausblieb, zerfielen sich die Verhandlungen; vgl. Werke Bd. IV, S. 34 f.

Bilder erwarte ich geduldig¹; wenn ich sie bekomme, wird sie mich sicherlich ein Weilchen zerstreuen. Offen gesagt, bedarf ich noch einer erfreulichen Episode, bevor der Augenblick meiner Erlösung naht. Wünschen Sie sich etwas Porzellan? Dann schreiben Sie's mir: ich bin Ihnen schon so viele Jahre die Pension schuldig, daß es wenigstens für die Zinsen in Anrechnung käme . . . Geben Sie es mir nur zu: im Grunde bin ich doch ein guter Kerl und verdiene die Verfolgungen nicht, die ich von den kaiserlichen und königlichen Räubern und von den schurkischen Kaiserinnen zu erleiden habe. Ich bin ein Philosoph am falschen Fleck. Ich hätte dazu getaugt, das Leben eines Weisen zu führen. Ein Dämon, der mir meine Ruhe nicht gönnte, hat mich auf die große Bühne der politischen Wechselfälle versetzt. Wider Willen muß ich mich mit diesen großen Geschäften befassen und gegen die Vorschriften unseres heiligen Epikur verstoßen, der seinem Weisen gebot, sich nicht in die Regierung zu mischen. Er wußte nicht oder dachte nicht daran, daß einer seiner Jünger, der aus königlichem Stamm entsprossen war, keine freie Wahl haben konnte, daß die Zeitumstände und die Notwendigkeit stärker sind als der Menschenwille und daß ein jeder von dem Strome der unberechenbaren Ursachen fortgerissen wird, die ihn zur Erfüllung der von ihnen gestellten Aufgaben zwingen.

Sie sind der größte Faulpelz auf Erden. Ich schreibe Ihnen bald in Versen, bald in Prosa, aber trotz aller Bemühungen gelingt es mir nur von Zeit zu Zeit, Ihnen eine Antwort zu entlocken. Unterhalten Sie mich doch öfter mit Allotria und allem, was Ihnen gutdünkt; denn ich entbehre Ihre Briefe, die zu erhalten und zu lesen mir Freude macht, und Ihnen kostet es so wenig, daß Sie mir dies Vergnügen wohl bereiten können. Ich habe heute meinen guten Tag, wo ich alles rosig sehe; dergleichen kommt bei mir selten vor. Sie haben von mir zahlreiche Briefe erhalten, die an trüben Tagen geschrieben sind. Leben Sie wohl, lieber Marquis! Ich umarme Sie und wünsche Ihnen Leben und Zufriedenheit.

70. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

Meißen, 8. Mai 1760.

Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß es für mich eine Art Pflicht war, Ihnen die Reimereien zu senden, die man mir gestohlen hat² und die nun wenigstens mit geringeren Mängeln erscheinen als in der heimlichen Lpouer Ausgabe, die die hollän-

¹ Vgl. den Brief an d'Argens vom „März 1760“. — ² Im Januar 1760 erschien in Paris eine Ausgabe der „Werte des Philosophen von Sanssouci“; vgl. Werke Bd. X, S. 168 f. Besonders peinlich war für Friedrich die Veröffentlichung seiner Scherz über seinen damaligen Verbündeten, König Georg II. von England; er erklärte diese Ausgabe für gefälscht und veranstaltete selbst eine neue, in der die gefährlichen Stellen beseitigt waren. Neu darin war 3. B. das Gedicht „An die Versleumdung“; deutsch Werke Bd. IX, S. 4 ff.

dischen Verleger nachgedruckt haben. Diese Verse wurden nur für einen kleinen Kreis von Menschen gedichtet, die gegen mich ebenso nachsichtig sind wie Sie, Frau Herzogin. Offen gesagt, habe ich laut gedacht und nicht gefürchtet, verraten zu werden. Noch heute weiß ich nicht genau, wen ich des Diebstahls bezichtigen soll. Ich bin mir bewußt, daß in diesem Buche manches steht, was für die Öffentlichkeit wenig geeignet ist, für die es ja auch tatsächlich nicht verfaßt worden ist. Ich kenne den Zeitgeschmack zur Genüge, um zu wissen, was Beifall findet: meine Verse sind zu gedankenschwer, zu ernst und ohne die Art von Anmut, die man bei Gedichten verlangt. Ich habe sogar gefürchtet, daß man mich in Verdacht hätte, Reime schmieden zu können und mich in den sprichwörtlichen Ruf eines „verrückten Dichters“ hat bringen wollen. Aber alle meine Vorsicht war vergebens. Nun bin ich Poet wider Willen und in dieser Eigenschaft wollte ich mich Ihnen vorstellen, da ich meine, daß man vor seinen Freunden keine Geheimnisse haben darf. . .

71. An d'Argens

[Schlettau bei] Meissen, 14. Mai 1760.

Das nennt sich ein Brief!¹ Darauf läßt sich antworten. Ich danke es Ihrer Gicht, daß sie ihn mir beschert hat. Wie Sie sehen, sind alle Friedenshoffnungen zerronnen und unsere Feinde treffen die größten Zurüstungen. In drei Wochen habe ich 220 000 Mann auf dem Halbe, ich selbst verfüge ungefähr über die Hälfte. Es ist also leicht einzusehen, daß ich da, wo ich am schwächsten bin und der erdrückenden Uermacht nichts entgegensetzen kann, notwendig zugrunde gehen muß. Mir bleibt also nur noch ein Hilfsmittel² und dessen bin ich nicht sicher. Schlägt es fehl, so muß ich mich auf das gefaßt machen, was die Ereignisse mir verkünden und was die gewöhnliche Überlegung mir beweist. Mir dreht sich regelmäßig dreis, viermal täglich der Kopf; ich quäle mich zu Tode, um Auswege zu finden und komme doch nicht zum Ziel. . .

Ich habe die Liste der Bilder gelesen und mich ein Weilchen damit unterhalten. Zur Vervollständigung meiner Sammlung fehlt mir noch ein schöner Correggio, ein Giulio Romano³ und ein Luca Giordano⁴. Aber wohin verirren sich meine Gedanken? Ich weiß nicht, welches Unglück vielleicht in kurzem meiner harret, und rede von Gemälden und Galerien. Wahrhaftig, lieber Marquis, in diesen Zeitaltern wird man selbst der schönsten Spielsachen überdrüssig und die Dinge sind so aufs Äußerste gekommen, daß man vielleicht garnicht daran denken darf, wofern nicht ein günstiges

¹ Der Brief liegt nicht vor. — ² Die Túrfei, mit der Friedrich schon seit 1756 wegen eines Bündnisses durch den Kaufmann Haude, der zu diesem Zweck den Namen von Regis bekam, verhandelte; vgl. Werke Bd. III, S. 122 und 157. — ³ Giulio Romano (1492—1546), einer der bedeutendsten Schüler Raffaels. — ⁴ Luca Giordano von Neapel (1632—1705), wohl der fruchtbarste Maler jener Zeit.

Ereignis die Finsternis, in der wir tappen, mit milden Strahlen durchleuchtet. Fürchten Sie nichts für Ihr Service¹; es trägt einen Spruch nach Aristoteles: „Der Zweifel ist der erste Schritt zur Weisheit“. Ich hoffe, Sie werden ihn nicht mißbilligen. In vierzehn Tagen wird es, denke ich, fertig sein und Ihnen dann sofort zugeschickt werden.

Leben Sie wohl, lieber Marquis. Wenn es so weit ist, lassen Sie Seelenmessen für mich lesen. Wahrhaftig, ich glaube, bei lebendigem Leibe im Fegesfeuer zu sein. Ich umarme Sie.

72. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

[Schlettau bei Meissen], den 17. [Mai 1760].

... Über das Kapitel vom Zufall lassen Sie mich schweigen. Das ist eine metaphysische Frage, die mich zu weit führen würde². Fest steht, daß es auf Erden Gutes gibt, aber leider auch Böses. Bewirkt die Vorsehung nun alles, so tut sie auch Böses, und Gott, den man sich nur als Inbegriff der höchsten Güte vorstellen kann, würde damit zu einem bössartigen Tyrannen, der unsere Anbetung nicht verdient. Nach meiner Sinnesart suche ich so folgerichtig wie möglich zu denken. Dadurch rückte ich notgedrungen von der schlaffen und kraftlosen Beweisführung der Schulmetaphysik ab. Glauben Sie trotzdem nicht, daß ich mir unter Zufall ein selbständiges Wesen vorstelle, wie es das Heidentum sich geschaffen hat. Vielmehr verknüpfe ich mit diesem Wort keinen anderen Begriff als den der underechenbaren Ursachen, deren Triebfedern wir erst nach dem Geschehnis entdecken. Gleichwohl ist alles, was daraus entspringt, der Weltordnung immanent, denn es ist ja nur die notwendige Folge der Leidenschaften, die den Menschen verliehen sind und die abwechselnd zu ihrem Glück und Unglück beitragen. Das höchste Wesen hat die verschiedenen Charaktere über die Welt verstreut, ungefähr wie ein Gärtner, der wahllos Narzissen, Jasmin, Nelken, Stiefmütterchen und Veilchen auf ein Blumenbeet säte. Sie wachsen aufs Geratewohl, ein jedes auf dem Fleck, wo der Same hingefallen ist, und bringen notwendig die Blumen hervor, deren Keime sie enthalten. So wirken die Leidenschaften stets nach der Anlage des Charakters und der Weltbaumeister kümmert sich so wenig darum wie Sie, Frau Herzogin, um einen Ameisenhaufen in Ihren Gärten. Ich übergehe eine Menge von Schularargumenten, an denen ein Strauß sich den Magen verderben könnte; aber im großen und ganzen bin ich fest überzeugt, daß der Himmel sich nicht um unsere elenden Zwifligkeiten kümmert, noch um all die Armseligkeiten, die uns bis zum letzten Stündlein plagen. Die Beispiele, die für meine Meinung

¹ Vgl. den Brief vom 1. Mai 1760. — ² Der Brief der Herzogin liegt nicht vor. Vgl. die „Epistel über den Zufall“, Werke Bd. X, S. 118 ff.

sprechen, könnten ein dickes Buch füllen. Aber fürchten Sie nichts, Frau Herzogin, ich werde mich in den Schranken eines Briefes halten und berufe mich, was die dicken Werke betrifft, auf die Herren Gelehrten, die weder auf die Leser noch auf die Verleger Rücksicht nehmen. Existierte die verstorbene Monade von Wolff noch¹, er würde Sie mit einem kleinen Aufsatz in vierundzwanzig Foliobänden beehren und Ihnen darin nach zahlreichen Zitaten aus der Kosmologie, der Theodizee usw. beweisen, daß diese Welt die beste aller Welten ist². Ich, der ich nicht daran glaube und leider viele Schmerzen verspüre, könnte ihm die Antwort des Stoikers geben, als ihm ein Peripatetiker die Bewegung bestritt: er schritt nämlich auf ihn zu³. Die Tatsachen besitzen sinnfällige Beweiskraft, der die sophistischen Spitzfindigkeiten unterliegen müssen.

Doch genug und übergenug von einem so abstrakten Thema! Seien Sie versichert, Frau Herzogin, daß ich den Zufall als den glücklichsten Zufall meines Lebens ansehe, der mich so wunderbarlich an Ihren Hof geführt hat. Wenn ich das Ende dieses Krieges erlebe, hoffe ich, die gleiche Günst mit geringeren Unterbrechungen genießen zu können. Mit diesem Wunsch und in dieser Hoffnung verbleibe ich stets

Euer Hoheit getreuester Vetter und Diener

Friedrich.

73. An d'Argens

[Schlettau,] 10. Juni 1760.



Ihr Brief, lieber Marquis, traf mich in der Pein großer Unruhe und Verlegenheit. Unsere Sache nimmt eine fürchterliche Wendung; wir müssen uns wohl oder übel in große Abenteuer stürzen und alles aufs Spiel setzen⁴. Bei derartigen Krankheiten helfen nur Gewaltmittel. Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich schon oft gesagt habe: dieser Feldzug wird für uns verhängnisvoll werden. Aber ich weiß nicht, was ich tun soll. Der Strom der Ereignisse wirft mich aus den Bahnen der gewöhnlichen Vorsicht und zwingt mich, zwischen zwei Übeln das kleinere zu wählen. Ich werde mit aller erdenklichen Kaltblütigkeit und Entschlossenheit handeln, aber die Arbeit ist zu schwer, und ich werde unter

¹ Wolff war 1754 gestorben. — ² Eine Behauptung von Wolff und seinem Lehrer Leibniz. — ³ Vgl. Diogenes Laertius, VI, Kap. II, § 41, wo der Zyniker Diogenes die Argumente gegen die Bewegung damit widerlegt, daß er zu gehen beginnt. — ⁴ Friedrich rechnete damals auf eine Schlacht mit Daun in Sachsen; vgl. Werke Bd. IV, S. 40 f.

liegen. Gebe der Himmel, daß ich mich täusche! Alle Berechnungen sind ungünstig für mich und nach menschlichem Ermessen kann mich nur ein Wunder retten. Urteilen Sie also selbst, ob Statuen und so wenig verdiente Ehren mir etwas bedeuten können! Wenn wir sterben, bleibt an unsern Gräbern nur ein leerer Name haften. Unsere Titel und Würden gehen auf oft undankbare Erben über und unser Andenken wird von unsern Neidern zerstückt . . .

Ich weiß nicht, lieber Marquis, ob ich Sansfouci je wiederssehen werde. Meine Lage wird wieder so furchtbar und grausam wie im letzten Jahre. Wir sind erst beim Vorspiel; urteilen Sie also, wie es beim Stück selber werden wird. Erwarten Sie sich nichts Gutes, ich sage es Ihnen im voraus, und denken Sie lieber an meine Grabschrift als an Triumphe.

Leben Sie wohl, lieber Marquis. Ich prophezeie Ihnen wie Cassandra ihren Trojanern den Untergang. Wie gern wollte ich mich täuschen, aber wenn zur Lösung des Knotens nicht ein Deus ex machina erscheint, wird die Katastrophe bald eintreten. Leben Sie wohl, ich umarme Sie.

74. An Ferdinand von Braunschweig²

Hauptquartier Dobritz³, 29. Juni 1760.

Meine namentlich seit der Niederlage des Generals Fouqué bei Landeshut⁴ schlimme und höchst kritische Lage zwingt mich, Schlesien zu Hilfe zu kommen und zugleich zu sehen, ob ich mich auf dem Marsche nicht mit der österreichischen Armee schlagen kann, die mir zweifellos nachrücken wird. Meine Lage ist so schlimm, daß mir nur ein verzweifelter Entschluß übrig bleibt. Ich fürchte daher nicht ohne Grund, daß Sie vielleicht bald schlechte Nachrichten von mir erhalten. Zur Behauptung meiner Stellung bei Meissen und in Sachsen lasse ich hier den General Hülßen mit knapp 14 000 Mann zurück. Hadik nebst der Reichsarmee, die bei Dresden lagern, haben 23 bis 24 000 Mann. Daraus ermessen Sie, was aus alledem werden kann! Auch das russische Heer rückt gegen Pommern, die Neumark und Schlesien an. Ihm soll mein Bruder so gut wie möglich entgegengetreten. Allem Anschein nach wird es also im Laufe des Juli zur Entscheidung auf allen Kriegsschauplätzen kom-

¹ D'Argens hatte dem König am 7. Juni die übrigens falsche Nachricht gegeben, daß ihm in Dublin ein Bronzedenkmal errichtet werden sei. — ² Ferdinand, Herzog von Braunschweig und Lüneburg (1721—1792), gehörte seit 1740 zum preussischen Heer. Er hat die drei Kriege um Schlesien mit größter Auszeichnung mitgemacht. Im Siebenjährigen Krieg hielt er seit 1758 als Führer der Westarmee dem König die Franzosen und einen Teil der Reichsarmee vom Leibe. — ³ Vgl. Werte Bd. IV, S. 41. — ⁴ Am 23. Juni hatte Landon Fouqué bei Landeshut geschlagen; vgl. Werte Bd. IV, S. 39 f.

men und man kann sich ungefähr vorstellen, daß die Sache übel auslaufen wird; denn meine Feinde sind in zu erdrückender Überzahl . . .

Meine hiesige Lage hat jetzt freilich ein so verzweifelttes Ansehen, daß es mir fast unmöglich ist, etwas Gutes zu prophezeien. Da ich aber trotz aller Bemühungen nicht die Macht hatte, sie zu verbessern, werde ich wenigstens noch das eine tun: mit soviel Umsicht wie Tapferkeit handeln, damit sich mein jetziges trauriges Los wendet. Das Ubrige hängt von Ereignissen ab, deren ich nicht Herr bin.

Friedrich.



75. An d'Argens

[Dallwitz¹ bei] Großenhain, 1. August 1760.

Die Belagerung von Dresden, lieber Marquis, ist in Dunst aufgegangen². Jetzt sind wir in vollem Marsche nach Schlessien³. Wir werden uns zweifellos an der Grenze schlagen, wohl zwischen dem 7. und 10. dieses Monats. Gluck ist verloren⁴,

¹ Vgl. Werke Bd. IV, S. 46. — ² Friedrich hatte im Juli zwei Wochen lang Dresden belagert; vgl. Werke Bd. IV, S. 43 f. — ³ Infolge der Niederlage Fouqués bei Landeshut vom 23. Juni war Schlessien ungedeckt. — ⁴ Gluck war am 26. Juli gefallen; vgl. Werke Bd. IV, S. 45 f.

Reiße wird belagert; da ist keine Zeit zu verlieren. Wenn wir Glück haben, schreibe ich Ihnen. Stößt uns ein Unglück zu, so nehme ich im voraus Abschied von Ihnen und der ganzen Gesellschaft . . . Übermorgen marschieren wir. Ich sehe die ganze Schrecklichkeit der Lage voraus, die meiner harret, und habe meinen festen Entschluß gefaßt. Leben Sie wohl; ich umarme Sie. Denken Sie bisweilen an mich und seien Sie meiner Hochachtung versichert.

76. An d'Argens

(Neumarkt¹), 17. August 1760.

Gott ist stark in den Schwachen: das sagte der alte Bülow² jedesmal, wenn er uns anzeigte, daß seine Kurprinzessin schwanger sei. Ich wende dies schöne Wort auf unsere Armee an. Die Oesterreicher, 80 000 Mann stark, wollten 35 000 Preußen umzingeln. Wir haben Laudon geschlagen und die übrigen haben uns nicht anzugriffen³. Das ist ein großer, unvorhoffter Erfolg. Aber damit ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wir müssen noch klettern und die Höhe des steilen Felsens erreichen, um das Werk zu krönen. Mein Roß und meine Pferde sind verwundet. Ich selbst bin bisher unverwundbar. Niemals haben wir größere Gefahren überstanden, niemals gewaltigere Anstrengungen gehabt. Aber was wird das Ende unserer Mühen sein? Ich komme immer wieder auf den schönen Vers von Lukrez zurück:

„Glücklich, wer in dem Tempel der Weisen geboren“ . . .

Haben Sie Mitleid, lieber Marquis, mit einem armen Philosophen, der seiner Sphäre gar wunderbar entrückt ist, und lieben Sie mich stets. Leben Sie wohl!

77. An Graf Finck von Finckenstein

Hauptquartier Neumarkt⁴, 18. August 1760.

Gott sei Dank! Nun kann ich Ihnen nach so viel Leid und Trübsal wieder eine gute Nachricht geben! Ich habe in Schlesien über die Oesterreicher einen beträchtlichen Erfolg davongetragen. Am 15. d. M. bei Tagesanbruch habe ich die Laudonsche Armee, die über 30 000 Mann stark war, bei Liegnitz gründlich geschlagen. Sie rückte gerade zur Vereinigung mit Feldmarschall Daun heran, um mich am selben Tage an-

¹ Vgl. Werke Bd. IV, S. 56. — ² Vgl. den Brief vom 16. Dezember 1740. — ³ Laudon wurde am 15. August bei Liegnitz geschlagen. Daun und Lacy wagten darauf den Angriff nicht, und die Russen, die schon über die Oder vorgerückt waren, gingen zurück; vgl. Werke Bd. IV, S. 49 ff. — ⁴ Vgl. Werke Bd. IV, S. 56.

zugreifen, der eine in der Flanke, der andere in der Front. Für die Einzelheiten dieses wichtigen Ereignisses verweise ich Sie auf den beiliegenden Bericht, den Sie unverzüglich allen meinen Gesandten an den fremden Höfen mitteilen und in gedruckter Form veröffentlichen werden. Und zwar haben Sie darauf zu achten, daß diese Veröffentlichungen in gutem, korrektem Französisch und in einer gewandten Verdeutschung erscheinen.

Im übrigen ist es meine Absicht, daß Sie da, wo es nötig ist, den wichtigen Sieg durch ein Tedeum mit allen üblichen Feierlichkeiten begehen lassen. Ein Gleiches habe ich den Kommandanten meiner Festungen befohlen. Ich habe allen Grund zu der Annahme, daß dieser Erfolg noch zu andern führen wird und daß dann ein Umschwung in meiner Lage eintritt, obwohl bisher noch nicht die ganze Arbeit getan ist.

Friderich.

78. An de Catt¹

29. [August 1760].

Ich schide Ihnen den Katalog von Bannes zurück. Sie haben sehr richtig erkannt, daß unter solchen Umständen nicht an Gemälde zu denken ist. Überhaupt ist die Sammlung nicht viel wert: sie ist ein Sammelsurium von Werken mittelmäßiger Maler, die mir garnicht zusagen würden. Bei meiner Lage bin ich fortwährend im Fegefeuer; Sie werden begreifen, daß eine Seele, die in Angst und Bangen schwebt, nicht daran denkt, sich mit einem Nimbus zu umgeben. Die Last, die mich nun schon so lange niederdrückt und deren Wucht immer noch zunimmt, wird mir oft unerträglich. Aber was tun? Man muß sich seinem Schicksal unterwerfen. Nirgends Aussicht auf eine Entscheidung. Meine Geduld ist erschlaft; es ist zum Wahnsinnigwerden. Gehet das so weiter, dann sehe ich es kommen, daß man mich am Ende des Feldzugs ins Irrenhaus nach Liegnitz bringt, wo Sie mich in Quartier gesehen haben. Leben Sie wohl, mein Lieber! Wenn Sie können, erheben Sie Ihre Seele und sagen Sie mir, wann dies alles ein Ende hat.

79. An d'Argens

Neußendorf², 18. September 1760.

Sicherlich bin ich einer sehr großen Gefahr entronnen und habe bei Liegnitz so viel Glück gehabt, als ich nach Lage der Dinge nur eben haben konnte. In einem gewöhnlichen Kriege wäre das viel. In dem jetzigen sinkt die Schlacht zum Scharmügel herab

¹ Heinrich Alexander von Catt, war seit 1758 Vorleser und Sekretär Friedrichs. — ² Vgl. Werke Bd. IV, S. 60.

und überhaupt ist meine Sache nicht vorwärts gekommen. Ich will Ihnen keine Jereziaden schreiben und Sie nicht mit allen meinen Befürchtungen und Besorgnissen ängstigen, versichere Ihnen aber, daß sie groß sind. Die gegenwärtige Krisis nimmt eine andere Gestalt an, aber entschieden ist nichts und ein Ende ist nicht abzusehen¹. Ich brate bei gelindem Feuer; ich bin wie ein verstümmelter Körper, der jeden Tag ein paar Glieder verliert. Der Himmel sei mit uns — das können wir sehr brauchen! Sie reden immer von meiner Person. Und doch müßten Sie wissen, daß ich nicht zu leben brauche, wohl aber, daß ich meine Pflicht tun und für mein Vaterland kämpfen muß, um es zu retten, wenn das noch möglich ist. Ich hatte viele kleine Erfolge und möchte mir beinahe den Wahlspruch zulegen: Maximus in minimis et minimus in maximis². Sie können sich garnicht vorstellen, welche furchtbaren Strapazen wir haben: dieser Feldzug übersteigt alle früheren und ich weiß oft nicht, zu welchem Heiligen ich beten soll. Aber ich langweile Sie nur mit der Aufzählung meiner Sorgen und Kümmernisse. Mein Frohsinn und meine gute Laune sind begraben mit den geliebten und verehrten Menschen, an denen mein Herz hing. Mein Lebensende ist trüb und schmerzlich. Vergessen Sie Ihren alten Freund nicht, lieber Marquis. Posten, Brieffendungen, alles ist unterbrochen. Nur mit Hilfe vieler Kunstgriffe schmuggelt man die Briefe durch und dabei überläßt man dem Zufall noch viel. Schreiben Sie mir auf gut Glück. Wenn die Waaren oder die russischen Bären Ihre Briefe auffangen — was finden sie darin? Und für mich sind sie allemal ein großer Trost. Leben Sie wohl, lieber Marquis; ich umarme Sie.

80. An d'Argens

[Kemberg³], 28. Oktober 1760.

Geben Sie meiner Denkweise welchen Namen Sie wollen, lieber Marquis. Ich sehe, wie begegnen uns in unsern Anschauungen nicht und gehen von ganz verschiedenen Voraussetzungen aus⁴. Sie machen viel Aufhebens vom Sybaritenleben; ich für mein Teil sehe den Tod wie ein Stoiker an. Nie werde ich den Augenblick erleben, der mich zum Abschluß eines unvoreilhaften Friedens zwingt. Kein Zureden, keine Beredsamkeit können mich dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben oder, wenn dieser Trost dem grausamen Schicksal noch zu süß erscheint, werde ich meinem Unglück ein Ziel setzen, wenn ich es nicht mehr zu ertragen vermag. Ich habe gehandelt und handle auch fürderhin nach diesem inneren Beweg-

¹ Friedrich versuchte damals vergeblich eine Entscheidungsschlacht mit den Österreichern zu erzwingen, oder sie wenigstens aus Schlesien hinauszumandrieren. — ² Diese Devise legt der König in der „Geschichte des Hauses Brandenburg“ seinem Großvater unter; vgl. Werke Bd. I, S. 119. — ³ Vgl. Werke Bd. IV, S. 66. — ⁴ D'Argens hatte sich in einem Brief vom 22. Oktober bemüht, Friedrich zu trösten.

grund und nach dem Ehrgefühl, das alle meine Schritte leitet. Mein Benehmen wird sich jederzeit mit diesen Grundsätzen decken. Meine Jugend habe ich meinem Vater und meine reifen Jahre dem Staat geopfert; damit glaube ich das Recht erworben zu haben, mit meinem Alter nach Gutdünken zu schalten. Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole es: nie werde ich mit eigener Hand einen demütigenden Frieden unterzeichnen. Diesen Feldzug werde ich zweifellos zu Ende führen; denn ich bin entschlossen, alles zu wagen und die verzweifeltsten Mittel zu versuchen, um Erfolg zu haben oder ein glorreiches Ende zu finden.

Ich habe zwar Betrachtungen über die militärischen Talente Karls XII.¹ angestellt, aber nicht untersucht, ob er den Tod hätte suchen sollen oder nicht. Nach der Einnahme von Stralsund hätte er, glaube ich, klug daran getan², sich aus der Welt zu schaffen; aber was er auch getan oder unterlassen hat, sein Beispiel ist für mich nicht maßgebend. Es gibt Menschen, die sich dem Schicksal fügen. Ich gehöre nicht zu ihnen, und wenn ich für die anderen gelebt habe, will ich wenigstens für mich sterben. Was die Welt darüber sagt, ist mir höchst gleichgültig; ich antworte Ihnen sogar, daß ich es nie erfahren werde. Heinrich IV. war ein jüngerer Sohn aus gutem Hause, der sein Glück gemacht hat; das war kein Grund, sich aufzuhängen³. Ludwig XIV. war ein mächtiger König mit großen Hilfsquellen; er hat sich aus der Verlegenheit gezogen. Ich für mein Teil habe nicht seine Kräfte, aber die Ehre liegt mir mehr am Herzen als ihm, und wie gesagt, ich richte mich nach niemandem. Wir rechnen, soviel ich weiß, fünftausend Jahre seit Erschaffung der Welt; ich glaube allerdings, die Welt ist viel älter, als diese Berechnung will. Brandenburg hat in der ganzen Zeit vor meiner Geburt bestanden; es wird auch nach meinem Tode weiterbestehen. Die Staaten erhalten sich durch die Fortpflanzung der Art, und solange die Menschen an ihrer Vermehrung Vergnügen finden, wird die große Masse durch Minister oder Monarchen beherrscht werden. Das kommt ungefähr auf das Gleiche heraus. Etwas mehr Torheit oder Weisheit — das sind so geringe Unterschiede, daß die Gesamtheit des Volkes sie kaum verspürt. Kommen Sie mir also nicht mit den alten Höflichkeitsredensarten, lieber Marquis, und glauben Sie nicht, daß die Vorurteile der Eigenliebe und Eitelkeit mir imponieren oder mich im geringsten von meiner Meinung abbringen können. Einem unglücklichen Leben ein Ende zu machen, ist keine Schwäche, sondern vernünftige Politik, die uns zu Gemüte führt, daß der glücklichste Zustand für uns der ist, wo niemand uns Schaden oder unsere Ruhe stören kann. Wieviel Gründe zur Lebensverachtung hat man doch mit fünfzig Jahren! Mir bleibt nur noch die Aussicht auf ein Alter voller Krankheit und Schmerzen, voller

¹ Vgl. den Brief an d'Argens vom Oktober 1759. — ² Mit der Kapitulation Stralsunds vom 23. Dezember 1715 hatte Schweden ganz Pommern verloren; vgl. Werke Bd. I, S. 129 f. — ³ Der Brief d'Argens', auf den sich dies bezieht, liegt nicht vor. König Heinrich IV. von Frankreich (1589 bis 1610) hatte bis zu seinem Übertritt zum Katholizismus (1593) mit der katholischen Partei der Guisen um den Thron zu kämpfen.

Kummer, Reue, Schande und Beleidigungen. Wahrhaftig, wenn Sie sich recht in meine Lage hineindenken, werden Sie mein Vorhaben weniger verurteilen als jetzt! Ich habe alle meine Freunde und meine teuersten Angehörigen verloren; ich bin so unglücklich, wie es ein Mensch nur sein kann und habe nichts mehr zu hoffen; ich sehe, wie ich zum Gespött meiner Feinde werde, wie sie sich in ihrem Dünkel anzuschicken, mich mit Füßen zu treten. Ach, lieber Marquis,

Verlor man alles, liicht der Hoffnung Licht,
So ist das Leben Schmach und Tod ist Pflicht! . . .



81. An Voltaire

Den 31. Oktober 1760.

. . . Ihr Eifer gegen die Jesuiten und den Aberglauben gerät also in Blut¹! Sie tun gut daran, den Irrtum zu bekämpfen — aber glauben Sie, die Welt würde sich ändern? Der menschliche Geist ist schwach. Aber drei Viertel der Welt sind zu Knecht

¹ Diese Worte aus Voltaires „Merope“ zitiert Friedrich auch kurz nach der Schlacht bei Kunersdorf, am 20. August 1759. — ² Voltaires Brief liegt nicht vor.

ten des aberwitzigsten Fanatismus bestimmt. Die Furcht vor Hölle und Teufel trübt ihren Blick und sie verabscheuen den Weisen, der ihnen Licht bringen will. Die große Masse unseres Geschlechts ist dumm und boshaft. Umsonst suche ich in ihm das Abbild Gottes, das ihm nach der Behauptung der Theologen aufgeprägt sein soll. Jeder Mensch trägt eine wilde Bestie in sich. Wenige nur verstehen sie zu fesseln; die meisten lassen sie frei laufen, sobald die Furcht vor den Gesetzen sie nicht hemmt.

Vielleicht finden Sie mich zu menschenfeindlich. Ich bin krank, ich leide und habe mit einem halben Duzend von Schurken zu tun, die einen Sokrates, ja selbst einen Antoninus Pius außer Fassung brächten. Wohl Ihnen, daß Sie Candides¹ Rat befolgen und sich darauf beschränken, Ihren Garten zu bauen! Es ist nicht jedem vergönnt, ein Gleiches zu tun. Der Hchs muß pflügen, die Nachtigall singen, der Delphin schwimmen und ich muß Krieg führen.

Je länger ich dies Handwerk treibe, um so mehr sehe ich ein, daß Glück das meiste dabei ausmacht. Ich glaube nicht, daß ich es noch lange treiben werde. Meine Gesundheit kommt zusehends herunter, und ich könnte wohl bald von dannen gehen, um Virgil von der „Henriade“ zu erzählen und in das Land hinabzusteigen, wohin unser Kummer, unsere Freuden und Hoffnungen uns nicht mehr folgen, wo Ihr schöner Geist und der eines Trostnechtes den gleichen Wert haben, kurz, wo man wieder zu dem wird, was man vor der Geburt war.

Vielleicht können Sie sich bald die Freude machen, meine Grabschrift zu verfassen. Sie werden sagen, daß ich gute Verse liebte und selbst schlechte machte, daß ich nicht so stumpfsinnig war, Ihre Gaben nicht zu schätzen; kurz, Sie werden von mir berichten, wie Babouc dem Geist Jturiel von Paris berichtet hat².

Das ist für meine jetzige Lage ein langer Brief! Ich finde ihn zwar etwas schwarz, aber er soll doch so abgehen, wie er ist. Er wird unterwegs nicht aufgefangen werden und in der tiefen Vergessenheit bleiben, zu der ich ihn verdamme.

Leben Sie wohl! Seien Sie glücklich und sprechen Sie ein kleines Gebet für die armen Philosophen im Fegefeuer.

Friderich.

82. An d'Argens

Torgau, 5. November 1760.

Heute, am 5. November, erhalte ich einen Brief, den Sie, lieber Marquis, am 25. September an mich schrieben. Sie sehen, wie gut unser Briefwechsel funktioniert. Gott, wieviel ist seitdem geschehen! Eben haben wir die Histerreicher geschlagen³

¹ Vgl. den Brief vom 2. Juli 1759. — ² Aus Voltaires „Vision de Babouc“. — ³ Bei Torgau, am 3. November; vgl. Werke Bd. IV, S. 68 ff.

und Freund wie Feind haben gewaltige Verluste erlitten. Dieser Sieg verschafft uns vielleicht etwas Winterruhe, das ist aber auch alles. Im nächsten Jahre müssen wir wieder von vorn anfangen. Ich habe einen Streiffchuß an der Brust erhalten, aber es ist nur eine Quetschung, etwas Schmerz ohne jede Gefahr; es soll mich nicht hindern, in gewohnter Weise zu handeln. Ich bin mit mancherlei notwendigen Maßregeln beschäftigt. Schließlich werde ich diesen Feldzug so gut wie möglich beenden — und mehr kann man von mir nicht verlangen. Im übrigen bleibt meine Denkweise so, wie ich es Ihnen vor acht Tagen schrieb. Leben Sie wohl, lieber Marquis! Vergessen Sie mich nicht und seien Sie meiner Freundschaft versichert.



83. An Graf Finck von Finckenstein

Bei Strehla¹, 6. November [1760].

Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich in diesem Feldzuge alles Menschenmögliche getan habe, um mich zu behaupten. Viele Unglücksfälle sind uns zugestoßen, denen vorzubeugen nicht in meiner Macht stand. Ich habe mich hier an meinen Hauptgegner gewandt, und obwohl die Österreicher nur zwischen 18 000 und 20 000² Mann verloren haben, können Sie sich drauf verlassen, daß alle ihre Pläne durchkreuzt sind, daß die Russen nach Polen abziehen³ und daß wir den ganzen Winter Ruhe haben werden.

. . . Aus meinem Bericht werden Sie ersehen, wie die Dinge sich wirklich zuge tragen haben, mit Ausnahme einiger für den Ruhm der Truppen zu demütigender Einzelheiten. Kurz und gut: wir haben vom November bis Juni sieben Monate gewonnen — das ist aber auch die ganze Frucht der Arbeiten, Gefahren und unendlichen Mühen, die uns dieser harte, grausame Feldzug gekostet hat. Immerhin müssen Sie eins wissen: Daun hatte Befehl, eine Schlacht zu liefern, und wäre ihm kein Unglück geschehen, so wären die Russen bis zur Elbe vorgeückt und die Öster-

¹ Vgl. Werke Bd. IV, S. 74. — ² Der Gesamtverlust auf beiden Seiten betrug etwa je 16 000 bis 17 000 Mann. — ³ Die Russen zogen auf die Kunde von der Torgauer Schlacht aus Preußen ab; vgl. Werke Bd. IV, S. 74. Zweck der Schlacht war Beschleunigung des Friedens und Gewinnung von Winterquartieren in Sachsen gewesen; nur dies letztere wurde erreicht.

reicher hätten uns bis über die Saale zurückgeworfen. Betrachten wir die Schlacht vom 3. also mehr wie ein Ereignis, das uns vor großem Unheil bewahrt hat, als wie einen Triumph, der uns den Weg zu Eroberungen und glänzenden Siegen eröffnet.

Leben Sie wohl, lieber Graf! Ich muß an die Arbeit gehen, unsere Marschrouten, unsere Kantonnements bestimmen und alle Anordnungen treffen, um den Schluß dieses schrecklichen Feldzugs zu beschleunigen.

Friderich.

84. An d'Argens

Weißen¹, 10. November 1760.

Durch meinen Brief aus Torgau müssen Sie jetzt über alles, was uns angeht, Bescheid wissen. Sie werden daraus entnommen haben, daß mein Streifschuß nicht gefährlich war. Die Kugel war durch einen dicken Pelz und einen Samtrock gegangen, die ich anhatte; dadurch hatte sie einen Teil ihrer Kraft eingebüßt, sodasß mein Brustkorb ihr zu widerstehen vermochte. Aber ich versichere Ihnen, darum habe ich mich am wenigsten gesorgt; hegte ich doch keinen anderen Gedanken, als den, zu siegen oder zu sterben. Ich habe die Hstereicher bis vor die Tore von Dresden getrieben; sie haben dort ihr vorjähriges Lager wieder bezogen; alle meine Kunst scheint daran, sie von da wegzubekommen. Die Stadt soll angeblich ohne Magazine sein. Trifft das zu, so bringt der Hunger vielleicht zuwege, was das Schwert nicht vermocht hat. Verbeißen sich die Leute aber darauf, in ihrer Stellung zu bleiben, so werde ich genöthigt sein, diesen Winter wie den vorigen in sehr eng gelegten Kantonnementsquartieren zu verbringen². Alle unsere Truppen werden dann zur Bildung einer Postenkette verwendet werden, damit wir uns in Sachsen behaupten können. Das ist wahrhaftig eine traurige Perspektive und ein dürftiger Preis für all die Anstrengungen und ungeheuren Mühen, die dieser Feldzug uns auferlegt hat. Inmitten so vieler Widerwärtigkeiten finde ich meinen einzigen Halt an der Philosophie. Sie ist mein Siedel und Stab und mein einziger Trost in diesen Zeiten der Verwirrung und des Umsturzes aller Dinge. Wie Sie sehen, lieber Marquis, bin ich durch meinen Erfolg nicht aufgeblasen. Ich nenne Ihnen die Dinge beim rechten Namen. Vielleicht läßt sich die Welt durch den Glanz des Sieges blenden und urtheilt anders.

Von fern beneidet, seufzen wir doch hier³.

¹ Vgl. Werke Bd. IV, S. 74. — ² Die Hstereicher überwinteren auch in Sachsen. — ³ Aus Voltaire's „Semiramis“.

Das kommt öfter vor, als man vermeint; verlassen Sie sich darauf. Um die Dinge richtig einzuschätzen, muß man sie aus der Nähe sehen. Wie ich mich auch benehmen mag, die Überzahl meiner Feinde erdrückt mich. Darin besteht eben mein Unglück und hier liegt die eigentliche Ursache all des Mißgeschicks und all der Katastrophen, die ich nicht vermeiden konnte. Wenn die Friedensneigung in Europa nicht zunimmt, glaube ich nicht, daß ich Sie diesen Winter wiedersehen kann. Ich wünsche es, wage es aber nicht zu hoffen. Wir haben am 3. unsern Ruf gerettet. Denken Sie indes nicht, unsere Feinde seien so erschöpft, daß sie Frieden schließen müßten. Beim Prinzen Ferdinand stehen die Dinge schlimm¹. Ich fürchte, die Franzosen bleiben diesen Winter im Besitz der Erfolge, die sie im letzten Feldzug über ihn errungen haben. Kurz, ich sehe alles so schwarz, als ob ich in der Tiefe eines Grabes wäre. Haben Sie etwas Mitleid mit meiner Lage. Erkennen Sie an, daß ich Ihnen nichts verhehle, wenn ich auch nicht alle meine Verlegenheiten, Befürchtungen und Mühen im einzelnen angebe. Adieu, lieber Marquis; schreiben Sie mir hin und wieder und vergessen Sie einen armen Teufel nicht, der sein unseliges Dasein zehnmal am Tage verwünscht und schon in jenem Lande sein möchte, aus dem niemand wiederkehrt und Nachricht bringt.

85. An d'Argens

Unkersdorf², 16. November 1760.

Wie ich sehe, lieber Marquis, läßt man mich reden und schreiben, wenn ich auch nicht im Traume daran gedacht habe³. Seit dem Schlachttag habe ich an Seydlich nicht mehr geschrieben: die Nachrichten von der Fortdauer unserer angeblichen Erfolge stammen jedenfalls von irgend einem Privatmann, den ich nicht kenne. Wir haben zwar Gefangene gemacht, aber nur 8 000 Mann und nicht 12 000. Wir werden Dresden nicht wiederbekommen, werden einen unerquicklichen und schlimmen Winter verbringen und im nächsten Jahre wieder von vorn anfangen. Damit sage ich Ihnen die Wahrheit, so wenig schön sie klingt; aber Sie können sich mehr darauf verlassen als auf die Gerüchte, die bestimmt sind, zu unsern Feinden zu gelangen und sie einzuschüchtern, oder auch dazu, wieder eine leise Hoffnung in den Herzen der Preußen zu erwecken und sie arzuführen. Wenden Sie auf uns den Vers aus „Semiramis“ an:

Von fern beneidet, seufzen wir doch hier.

¹ Herzog Ferdinand von Braunschweig war am 16. Oktober von Broglie bei Kloster Camp geschlagen worden und hatte Hessen räumen müssen; vgl. Werke Bd. IV, S. 75 ff. — ² Vgl. Werke Bd. IV, S. 74. — ³ D'Argens' Brief liegt nicht vor.

Wir sind gezwungen, uns Grenzen zu schaffen, und zwar durch Verwüstung von Länderstrecken, damit der Feind uns in unsern Winterquartieren ungeschoren läßt. Dieser ganze Monat wird noch verstreichen, ehe die Truppen sich auseinanderziehen können. Machen Sie sich ein Bild von den Anstrengungen und Unbequemlichkeiten, die ich ertragen muß, und malen Sie sich meine Verlegenheit darüber aus, daß ich meine Armee nur durch ständige Tätigkeit ernähren und bezahlen kann. Dabei bin ich ohne jede Gesellschaft, aller derer beraubt, die ich liebte, ganz auf mich allein angewiesen; ich verbringe mein Leben abwechselnd in fruchtloser Arbeit und in tausend Befürchtungen. Das Bild ist nicht geschmeichelt; es zeigt Ihnen das wirkliche Antlitz der Dinge und meine unerquickliche Lage. Wie anders, lieber Marquis, nimmt sich doch alles aus, wenn man es von fern und durch ein trügerisches Glas betrachtet, das die Dinge verschönt, als wenn man sie aus der Nähe sieht, ganz nackt und ihres schmückenden Glitters entkleidet! O Eitelkeit der Eitelkeiten! Eitelkeit der Schlachten! Ich schließe mit dem Spruch des Weisen: wer alles begreift, gibt sich Betrachtungen hin, die alle anstellen sollten und die doch nur zu wenige anstellen. Leben Sie wohl, lieber Marquis; seien Sie nicht mehr so leichtgläubig gegen die öffentlichen Nachrichten und bewahren Sie mir Ihre Freundschaft.

86. An Frau von Camas

Neustadt, 18. November 1760.

. . . Es ist merkwürdig, wie sich das Alter begegnet. Seit vier Jahren habe ich auf das Abendessen verzichtet, da es mit meinem Handwerk unverträglich ist, und an Marschtagen besteht mein Mittagessen in einer Tasse Schokolade.

Wir sind wie närrisch gelaufen, ganz aufgeblasen von unserm Siege, um zu versuchen, ob wir die Österreicher nicht aus Dresden vertreiben könnten. Sie haben sich von ihren Bergen herab über uns lustig gemacht; ich bin wieder umgekehrt wie ein kleiner Junge und habe mich aus Argter in einem der verdammtesten Dörfer Sachsens versteckt¹. Jetzt gilt es, die Herren Reichstruppen aus Freiberg und Chemnitz zu verjagen, damit wir Lebensmittel und Unterkunft finden. Ich schwöre Ihnen, es ist ein Hundeleben, das außer Don Quichotte und mir kein Mensch geführt hat. All die Unruhe, all dies ganze nicht endenwollende Durcheinander hat mich so alt gemacht, daß Sie mich kaum wiedererkennen werden. Auf der rechten Kopfseite sind meine Haare ganz grau; meine Zähne zerbrechen und fallen aus; mein Gesicht ist runzlig wie die Falten eines Frauenrocks, mein Rücken krumm wie ein Fiedelbogen und mein Geist traurig und niedergeschlagen wie der eines Trappisten. Ich teile Ihnen dies alles im voraus mit, damit Sie, falls wir uns noch in Fleisch

¹ Zu diesen kriegerischen Ereignissen vgl. auch Werke Bd. IV, S. 74 f.

und Wein sehen sollten, an meiner Erscheinung nicht zu sehr Anstoß nehmen. Nur mein Herz ist unverändert und wird, solange ich atme, für mein gutes Mütterchen Hochachtung und zärtliche Freundschaft bewahren. Leben Sie wohl.

Friderich.

87. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

Leipzig, 12. Januar 1761.

... Ich bin seit vier Wochen hier im Lande des Lateins. Zu meiner Kurzweil habe ich alle Professoren der hiesigen Universität Revue passieren lassen¹. Drei bis vier fand ich, die tüchtig sind und gute Kenntnisse besitzen, darunter einen Professor des Griechischen, der nach meinem Dafürhalten mehr Urteil und Geist besitzt, als man unter den Gelehrten unserer Nation zu finden gewohnt ist. Ich habe in dem Schwarm aber auch einen entdeckt, den sich Molière nicht hätte entgehen lassen, wäre er sein Zeitgenosse gewesen. Dieser Prachtkerl² sagte mir mit meisterhafter Würde, er hätte sechzig Foliobände zur Welt gebracht und alle Vierteljahre zwei veröffentlicht. „So wissen Sie denn alles?“ fragte ich ihn. — „Allerdings“, erwiderte er. — „Aber Herr Professor, alle Vierteljahre zwei Foliobände! Wie ist das nur möglich? Ich fände nicht mal die Zeit, sie niederzuschreiben; wie konnten Sie sie also verfassen?“ — „Das kam daher“, sagte er und deutete auf seine Stirn. Einer seiner wohlmeinenden Kollegen setzte hinzu: „Und aus Bayles³ Wörterbuch, aus Moreri³, Chambers⁴ und allen bekannten Nachschlagewerken, die er zusammengeschnitten hat.“ — „Ja, ich habe sie zusammengeschnitten“, sagte der Gelehrte, „aber ich habe sie erst tadellos gemacht, denn ich habe alle verbessert.“

Behüte der Himmel Sie, Frau Herzogin, und mich in diesem und in allen künftigen Lebensjahren vor Verfassern von sechzig Foliobänden! Ich bin bis jetzt derart von dieser Vorstellung betroffen, daß ich beim Anblick jedes Buches erzittere, außer wenn es in Duodez ist.

Für die eben berichteten Posen bitte ich Sie um Ihre gewohnte Nachsicht. Ich hielt sie in diesen Zeitläuften für die einzigen Nachrichten, die man ohne unangenehmen Beigeschmack geben und empfangen kann. Sehen Sie mir die Geschichte von den Professoren in Anbetracht meiner aufrichtigen Zuneigung gütigst nach!

¹ Darunter Gellert und Gottsched, der bekannte literaturreformer und Literaturpapa, von dem Friedrich dann spricht. Einen sehr viel besseren Eindruck hatte der König 1757 von Gottsched gewonnen; vgl. das an diesen gerichtete Gedicht Werke Bd. X, S. 147. — ² Das Wörterbuch von Bayle (1. Ausgabe 1695—1697) war sehr verbreitet, und mit ihm der kritische Steptizismus Bayles; vgl. Friedrichs „Vorrede zum Auszug aus dem historisch-kritisches Wörterbuch von Bayle“ (1764), Werke Bd. VIII, S. 40 ff. — ³ Das Dictionnaire historique von Louis Moreri (1643—1680) erschien zuerst 1674. — ⁴ Ephraim Chambers (1680—1740), Verfasser eines 1728 erschienenen Wörterbuchs.

88. An d'Argens

[Weissen,] April 1761.

Ich schreibe Ihnen lieber vom Frieden, lieber Marquis, als von unsern Kriegszubereitungen. Um Sie jedoch nicht hinters Licht zu führen, stelle ich Ihnen die Dinge nach ihrem wahren Wert dar. Zuviel Anzeichen und Einzelzüge bezeugen mir, daß die Königin von Ungarn nichts von Frieden wissen will¹. Man hat von neuem das Kartell gebrochen, trotz der feierlichen, uns gegenüber eingegangenen Verpflichtungen, es zu halten². Ein so starker Zug, ein so offenkundiger Treubruch zeigt zur Genüge, daß die Königin von Ungarn entschlossen ist, in diesem Feldzug das Glück zu versuchen, und es für vorteilhaft ansieht, mir meine gefangenen Truppen solange wie möglich vorzuenthalten. Aber nicht darauf allein gründe ich mein Urteil; noch vieles andere kommt hinzu und enthüllt mir das Geheimnis der Ungerechtigkeit. Lassen Sie also dem Volke den schmeichelnden Wahn eines baldigen Friedens und enttäuschen Sie es nicht; lassen Sie sich aber nicht selber irreführen. Ich mache mich auf ungefähr die gleichen Ereignisse gefaßt wie im vergangenen Jahr, ohne freilich zu wissen, ob wir ebensoviel Glück haben werden. Ein schicksalsvoller Augenblick kann das Gebäude niederreißen, das wir bisher mit unendlicher Mühe wohl oder übel erhalten haben. Es wird geschehen, was dem Himmel beliebt. Ich beginne diesen Feldzug wie ein Mann, der sich kopfüber in die Flut stürzt. Alles vorhersehen, heißt ein Hypochonder werden; nichts bedenken ist soviel, wie sich durch eigene Schuld in die Gefahr bringen, überrascht zu werden. Ich sage mir, daß so wenig alles Schlimme, was man befürchtet, wie alles Gute, was man erhofft, buchstäblich eintritt; man muß von beidem viel abziehen. Im übrigen bleibt mir bei der großen Zahl meiner Feinde nichts übrig, als von heute auf morgen Krieg zu führen und in den Tag hinein zu handeln. Soviel von der Kriegspolitik.

Ich komme nun zu Ihrem Briefe, worin Sie von Voltaires neuer Tragödie sprechen . . . [Der König spricht sich im wesentlichen ablehnend über dies Werk, den „Tantred“ aus.] Wahrhaftig, lieber Marquis, ich schäme mich des Briefes, den ich Ihnen schreibe! Ich, der an Schlachten und an meinen Feldzug denken mußte, analysiere die neu erschienenen Stücke! Das erinnert mich an das Wort, das eine Hofdame der Anna von Osterreich³ zu Ludwig XIII. sprach, als er Perlen aufreichte: „Sire, Sie verstehen sich auf jedes Handwerk, nur auf das eigene nicht.“ Halten Sie mir diese kleine gelehrte Abschweifung und meine langen, langweiligen Briefe zugute in Ansehung der Freundschaft und Hochachtung, die ich Ihnen stets bewahren werde. Leben Sie wohl!

¹ Friedrich hatte in etwas früheren Briefen an d'Argens die Hoffnung ausgesprochen, daß zwischen Frankreich und England ein Separatfriede zustande kommen würde, nach dem Frankreich nur noch mit geringen Streitkräften am Kriege teilnahm; vgl. Werke Bd. IV, S. 103 f. — ² Verhandlungen mit Osterreich über die Auswechslung der Kriegsgefangenen. — ³ Anna von Osterreich, Tochter Philipps III. von Spanien, die Gemahlin König Ludwigs XIII.

89. An d'Argens

[Hausdorf,] 13. Mai 1761.

Ich habe Ihnen manches Neue mitzutheilen, lieber Marquis. Um Ihre Wißbegier zu befriedigen, beginne ich mit der Politik. Die Franzosen und ihre Verbündeten haben schließlich ihre Erklärungen in London losgelassen. Sie weichen von denen, die wir aus Schweden erhielten, nur insofern ab, als die Franzosen den Engländern einen Waffenstillstand anbieten und die Barbaren und Avaren¹ sich damit begnügen, einen Kongreß in Augsburg anzuregen. Daraus werden Sie gleich entnehmen, daß der Friede mit England und Frankreich zustande kommen wird; wir aber werden als letzte auf dem Kampfplatz zurückbleiben, um uns mit der Masse von Feinden, die uns umgibt, herumzuschlagen. Ich werde den Kongreß beschicken, da meine Feinde es wünschen, aber ich glaube so wenig daran wie an die Transsubstantiation². Machen Sie sich also darauf gefaßt, in diesem Sommer und Herbst dieselben Szenen wie im vergangenen Jahre wiederkehren zu sehen. Stellen Sie sich vor, welche Aufgabe mir zu bewältigen bleibt. Wir haben noch ein paar kleine Erfolge über die Reichsarmee errungen, aber das ist nicht der Rede wert. Solange wir nicht 30 000 Mann besiegen, sind alle unsere Erfolge nichts als Kinderpiel.

Gehen wir nun zu den literarischen Neuigkeiten über. Mein Urteil über die neue Tragödie von Voltaire³ deckt sich völlig mit dem Ihren. Sie gehört sicherlich nicht zu den Meisterwerken des Verfassers . . .

Soviel ich auch lese, es gelingt mir nicht, meiner inneren Unruhe Herr zu werden. Die jetzige Krisis währt zu lange und die Gefahren bleiben stets die gleichen. Aber ich will Ihre Phantasie nicht mit all den düsteren, schwarzen Gedanken vergiften, die mir durch den Kopf gehen. Jeder muß sein Schicksal erfüllen und sich dem Verhängnis unterwerfen, das die Ereignisse verkettet und die Menschen in ihr Joch zwingt, ohne daß sie ihnen ausweichen können. Das schmeckt sehr nach dem Calvinischen Dogma. Gibt es eine Prädestination oder nicht? Ich weiß es nicht. Ich glaube nicht, daß sich die Vorsehung um unser Elend kümmert, aber ich weiß aus Erfahrung mit voller Bestimmtheit, daß die Menschen von den Umständen zu ihren Entscheidungen gezwungen werden und daß sie keinen Einfluß auf die Zukunft haben; der Wind zerflört ihnen ihre Pläne und oft geschieht das Gegenteil dessen, was sie sich vorgestellt und beschloßen hatten. Ich bekomme jetzt wieder blutende Hämorrhoiden, ein verfluchtes Leiden, das mich sehr belästigt und fabelhaft schwächt. Bald gleiche ich Hiob mit seinen tausend Plagen. Aber ich rede schon zu lange von mir! Ich hätte mich

¹ Russen und Österreicher. — ² Friedrich glaubte mit Recht nicht an den Ernst der Friedensneigungen Österreichs. Er ernannte indes Bevollmächtigte zum Augsburger Kongreß, doch kam dieser garnicht zustande. Frankreich bot England einen Waffenstillstand; vgl. Werke Bd. IV, S. 83 ff. und 200 ff. —

³ Vgl. den Brief an d'Argens vom April 1761.

über diesen Punkt kürzer gefaßt, wüßte ich nicht, welchen Anteil Sie daran nehmen. Leben Sie wohl, lieber Marquis; behalten Sie mich stets lieb, denn ich bin ein guter Kerl, und vergessen Sie mich nicht.



90. An d'Argens

Kunzendorf¹, 11. Juni 1761.

Ihre kleinen Reisen, lieber Marquis, werden Ihnen etwas von der notwendigen und unerläßlichen Körperbewegung verschafft haben, ohne die unser Organismus nicht gesund bleiben kann. Wir sind scheinbar dazu bestimmt, zeitlebens hin und her geworfen zu werden, und mehr zum Handeln als zum Denken geboren. Trinken Sie Brunnen in Sanssouci; Sie sind dort völlig herr. Hoffentlich werden Sie sich bei diesem Aufenthalt öfter meiner erinnern. Sie fragen mich, wie es um mein Bündnis mit dem beschnittenen Volke steht, das den Halbmond im Wappen führt. Erfahren Sie denn: es trifft durchaus zu, daß wir ein Bündnis miteinander geschlossen haben². Ich war gezwungen, meine Zuflucht zur Ehrlichkeit und Menschlichkeit der Muselmanen zu nehmen, da es bei den Christen keine mehr gibt. . . . Welcher Vorteil aber auch für mich aus diesem Bündnis entspringt, Sie dürfen nicht hoffen, daß es uns auch den Frieden bringt. Ich glaube, die Engländer werden mit den Franzosen Frieden schließen, aber das alles wird die Königin von Ungarn nicht hindern, ihren Weg zu gehen, solange die Barbaren sich mit ihr in die Mühen des Krieges teilen³. Die Barbaren sind in vollem Anmarsch⁴ auf unsere Grenzen und ich mache mich darauf gefaßt, daß unsere Tätigkeit, unsere Strapazen und Verlegenheiten Ende dieses Monats wieder anfangen. Juli, August, September und Oktober werden vier furchtbare Monate werden und für mich soviel wie vier Jahre. Sie müssen sich auf ganz ähnliche

¹ Vgl. Werke Bd. IV, S. 89. — ² Am 2. April 1761 wurde ein Freundschafts- und Handelsvertrag mit der Türkei abgeschlossen; vgl. Werke Bd. IV, S. 86. — ³ Vgl. den Brief vom 13. Mai 1761. —

⁴ Die Russen unter Buturlin; vgl. Werke Bd. IV, S. 88 und 90.

Szenen gefaßt machen wie im vergangenen Jahre. Ja, damit alles gleich wird, müssen wir auch noch das gleiche Glück haben. Ich ziehe es vor, Ihnen die Wahrheit zu schreiben, lieber Marquis, als daß ich Sie mit trügerischen Illusionen einlulle. Nach meiner Meinung ist ein vorhergesehenes Unglück lange nicht so niederdrückend wie ein leichtes Mißgeschick, auf das man nicht vorbereitet war. Eine Philosophenseele Ihres Schlages bedarf keiner Aufrichtung. Sie wissen, daß die Welt eine vergängliche Gestalt hat und daß alle Ereignisse das Schicksal einer Zauberlaterne teilen, in deren Bildern Sie fortwährend neue Personen auftreten und neue Scenerien erscheinen sehen. Was also auch geschehen mag, wir müssen alles Vergängliche mit stoischen Blicken betrachten. Das gilt für alles Gute und Schlimme, was dem Menschen begegnet; es gilt auch für uns. Jeder Tag gemahnt uns ans Sterben, sei es durch das, was wir immerfort ausschneiden, sei es durch den Schlummer, der ein Bild und ein Vorspiel des Todes ist, zu dem wir seit dem Tage unserer Entstehung bestimmt sind. Wenn Sie sich das jeden Morgen klarmachen, werden Sie Famas Gerüchte mit Gleichmut vernehmen. Die gewaltigen Pläne unserer Feinde, unsere Mißgeschicke, ja selbst unsere Erfolge werden Ihnen dann erbärmlich erscheinen; denn faßt man die ganze Welt und alle Zeitalter ins Auge, so stellt der Krieg, den wir jetzt führen, nicht mehr dar, als der Krieg der Ratten und Mäuse. Bleiben Sie darum, lieber Marquis, bei Ihrer philosophischen Ruhe. Machen Sie sich körperliche Bewegung, denn sie ist für Ihre Gesundheit unerläßlich, und sorgen Sie sich nicht um das, was ich und Sie so wenig als ein anderer Mensch zu ändern oder zu verhindern vermöchten. Da halte ich Ihnen eine schöne Predigt; doch ich nehme meinen Teil davon auf mich. Ja, sobald die Leidenschaften im Spiel sind, wird unsere Philosophie hinfällig; in der ersten Wallung predigt sie trauden Ohren und nur die Zeit führt sie zum Siege. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Ihnen Dinge sage, die Sie besser wissen als ich. Statt Ihnen einen Brief zu schreiben, habe ich mit Ihnen geplaudert und Ihnen mein Herz ausgeschüttet, und Sie werden mich schelten, wenn Sie bedenken, daß man nur mit denen philosophische Gespräche führen soll, die den Doktorhut erworben haben. Leben Sie wohl, lieber Marquis; mögen Sie glücklich und zufrieden sein.

91. An Heinrich

Giesmannsdorf¹, 27. Juli 1761.

Lieber Bruder,

Die Menschheit schuldet Dir eine Statue für ihre schöne Verteidigung. Nur überredest Du mich nicht, lieber Bruder, und ich kehre zu meiner Meinung zurück, daß die besten Menschen die am wenigsten lasterhaften sind². Ich kenne diese zweibeinige unge-

¹ Vgl. Werke Bd. IV, S. 91. — ² Heinrichs Brief liegt nicht vor.

siederte Masse aus Erfahrung, und wenn Du nicht annimmst, daß ich zur ausbündigsten Kanaille herabgesunken bin, mußt Du zugeben, daß die guten Charaktere seltener sind, als die Konjunkturen der Planeten und die Erscheinung von Kometen. Glaube nicht, daß die Liebe aus Zärtlichkeit entspringt. Ich irre mich wohl nicht, wenn ich sie für ein Produkt der sinnlichen Triebe und der natürlichen Begierden halte. Ich weiß nicht, wie sich zarte Empfindung in unsern Liebesdrang mischt, dessen Kern doch brutale Wollust ist. In der Jugend ist die Liebe Bedürfnis, im reiferen Alter Gewohnheit. Bezichtige mich jedoch nicht einer zu strengen Moralauffassung; denn ich betrachte die Liebe als die lebenswürdigste und entschuldigbarste menschliche Schwäche. Du schickst mich in die Hütten der Armut, um die Tugend zu suchen — aber sind denn die Menschen, die darin wohnen, leidenschaftslos? Nur das führt zur vollkommenen Tugend und das findet sich ebenso selten in den Hütten wie in den Palästen. Kurz, lieber Bruder, lies doch bitte noch einmal die „*Maximes*“ von Laroche-foucauld¹; er wird meine Sache herdedter verfechten, als ich es vermöchte. Vielleicht glaubst Du, daß Herr Laudon mich mürrisch und brummig macht. Ich leugne nicht, daß etwas Wahres daran ist und daß ich über die Menschheit milder urteilte, wenn wir ihn gründlich geschlagen hätten. Wir haben noch 83 Tage zu überstehen, die schwierig und mühselig sein werden. Ich zähle sie an den Fingern ab, schwitze und arbeite. Es ist natürlich, daß wir an allem, was uns innerlich berührt, teilnehmen. Darum erzählt man von einem Feldherrn, der ein gutes Quartier für sich fand, er habe gerufen: „*Nun hat die Armee ein gutes Lager!*“ So treibt es ungefähr jeder-mann. Ich billige es nicht, aber es steckt nun mal im Menschen. Wenn jemand nur Herz und Zartgefühl besitzt, muß man das übrige verzeihen.

92. An d'Argens

Wahlstatt, 18. August 1761².

Ich schreibe Ihnen, lieber Marquis, mitten zwischen dem russischen und österreichischen Heer³. Trotzdem ist bisher nichts zu befürchten. Es wird wohl in den nächsten Tagen zur Entscheidung kommen. Das ist der kritische Augenblick, wo wir das Glück am allerndingsten brauchen. An solchen Ereignissen hat kluge Berechnung nicht soviel Anteil, als es zu wünschen wäre; da kann der Vorsichtige untergehen und

¹ Franz VI., Herzog von Laroche-foucauld (1613—1680); er lehrte, daß die Selbstsucht das Wesen der Menschen ausmache; vgl. Werke Bd. VIII, S. 84. Seine „*Réflexions ou sentences et maximes morales*“ erschienen 1665. — ² Vgl. Werke Bd. IV, S. 95. — ³ Der König versuchte damals die Vereinigung der Russen unter Baturlin und der Österreicher unter Laudon zu hindern und kam so zwischen die beiden feindlichen Heere, die sich trotzdem vereinigten; vgl. Werke Bd. IV, S. 90 ff.

der Berwegene durchkommen. Aber basta! Sie sehen, daß Ihre Politik widerlegt ist und geben es zu. Das wundert mich nicht, denn da oben ist einer, der über die Weisheit der Menschen spottet. Alles Wahrscheinliche ist oft am wenigsten wahr. Leidenschaften wie Hoffnung, Ehrgeiz, Haß und Eigennutz machen die Menschen so verschieden, daß dem einen als gut erscheint, was ein anderer für schlecht hält. Daher, Marquis, vermögen die Menschen nicht in die Zukunft zu dringen; wer von ihr spricht, spielt den Propheten. Ebenso gern würde ich die Rätsel lösen, die die Sphinx den Thebanern stellte. Allerdings kann man in gewissen Fällen die Wirkungen aus den Ursachen ableiten; aber logisch denken und sich einbilden, daß alle, mit denen wir uns befassen, ebenso denken, heißt sich gründlich irren. Turenne pflegte zu sagen, er hätte lieber einen geschickten Feldherrn zum Gegner als einen unwissenden; denn er würde sich mit seinen Plänen nie täuschen, wenn er bei jenem das voraussetzte, was ein fähiger Führer täte, aber stets falsch rechnen, wenn der feindliche Feldherr ohne Grund sätze verführe. Alles in allem: gedulden Sie sich; weder Sie noch ich werden die Verunft an den Mißgriffen der Torheit rächen. Lassen Sie die Dinge gehen, wie sie gehen; lachen wir über die Berrücktheiten, die wir nicht hindern können, ohne uns zu ereifern, und vergessen wir nicht, daß die Dummen hienieden zu unserm Privatvergnügen existieren. Bedenken Sie, daß ich diesen Brief mitten durch das feindliche Lager schicke, und ermessen Sie daraus, wie schwer es ist, den Briefwechsel zu unterhalten. Die Russen haben sich selbst übertroffen durch die Greuel, die ihre Kosaken begangen haben. Das könnte einen Vusiris¹ und Phalaris² rühren, so unmenschlich sie auch waren. Ich leide unter den Schändlichkeiten der Barbareien, die sie sozusagen vor meinen Augen begehen; indes ich habe leiden gelernt, ohne die Geduld zu verlieren. So wird denn der innerste Grund meiner Seele unveränderlich bleiben; ich werde den geraden Weg gehen und nur das tun, was ich für nützlich und ehrenvoll halte. Das lehrt uns das reife Alter, aber die drausende Jugend läßt sich nicht dahin bringen. Ich fürchte Sie mit meinen ernstern und traurigen Betrachtungen zu langweilen und gebe zu, daß Sie auch ohne dies hochtrabende Gerede auskommen könnten; aber ich mag es nicht ausstreichen, und da ich es nun mal geschrieben habe, soll es stehen bleiben. Leben Sie wohl, lieber Marquis; ich weiß nicht, wann noch von wo ich Ihnen das nächstmal schreiben werde. Unter diesen Umständen müssen Sie die eiserne Stirne eines Philosophen und die Fühllosigkeit eines Stoikers bewahren. Die spekulative Philosophie taugt nur zur Befriedigung unserer Wißbegier; die praktische allein ist nützlich. Ich empfehle sie Ihnen und bitte Sie dabei, einen mißglückten Philosophen im Kriegerkleid, der Sie herzlich liebt, nicht zu vergessen.

¹ Eagenhafter König von Agypten, der alle Fremden schlachtete; er wurde von Herkules ermordet.

— ² Ein durch seine Grausamkeit berühmter Tyrann von Agrigent (570—549 v. Chr.).



93. An d'Argens

Bunzelwitz¹, 25. September 1761.

Eben erhalte ich Ihren Brief vom 29. August. Es ist der erste in fünf Wochen. Wir wurden von unsern Feinden belagert und blockiert² und unsere Reuigkeiten beschränkten sich auf unser Lager. Diese Situation dauerte vierzehn Tage; dann zog der Feind bei Nacht ab. Da die Barbaren indes auf Glogau rückten, wurde der Verkehr nicht frei. Ich habe eine Gelegenheit benützt, den Russen ihre Magazine in Polen wegzunehmen. Das gelang so gut, daß selbst ihre Bedeckungstruppen, Geschütze, Bagage und ein großer Wagenpark in unsere Hände fielen. So sind Buturlins Pläne sämtlich zuschanden geworden, und da er nichts mehr zum Leben hatte, mußte er die Absicht aufgeben, die Mark, Pommern und Berlin zu plündern, und nach Thorn marschieren, um sich dort seinen Unterhalt zu suchen. Das ist alles, lieber Marquis, womit ich Ihnen dienen kann. Jetzt gilt es, den Rest des Feldzuges hinzuziehen, um ihn gemächlich zu beenden.

Glauben Sie mir, die Franzosen werden nicht eher Frieden schließen, als bis sie keine Hilfsquellen mehr haben, und soweit sind sie noch nicht. Ein großes Reich bringt die Kosten für einen Feldzug allemal auf. Daß sie die Sitzungsgelder der französischen Akademie sparen³, ist recht ungeschickt. Diese Knauserei bringt wenig ein, macht viel böses Blut und wird den anderen Mächten als kümmerliches und lächerliches Mittel zur Fortsetzung des Krieges erscheinen. Wenn die Franzosen schon so übermäßige Anstrengungen machen, um einen Krieg zu führen, der sie im Grunde

¹ Vgl. Werke Bd. IV, S. 96 ff. — ² Im Lager von Bunzelwitz wurden die Preußen etwa zwei Wochen belagert. — ³ In Frankreich erhalten die Akademiemitglieder noch heute für die Teilnahme an den Sitzungen Diäten.

nichts angeht, was würden sie dann erst tun, wenn der Feind vor den Thoren von Paris stünde! Wahrhaftig, lieber Marquis, je besser ich die Welt kenne, um so boshafter, blöder und verderbter erscheint sie mir. Auf die Verfolgung der Jesuiten war ich freilich nicht gefaßt¹. Man täte gut, diesen Orden vom Erdboden verschwinden zu lassen, wie es mit weniger Recht auch mit den Templern geschehen ist. In Schlesien gibt es viel von diesem Gelichter. Wie gern möchte ich sie nach dem Vorgang der Katholiken abschaffen; vielleicht fasse ich mir ein Herz und ahme sie wenigstens darin nach.

Ich habe mich hier leztthin in meinen Mußestunden damit unterhalten, eine Ode auf den Tod meines Neffen² zu schreiben. Im nächsten Winter werde ich sie Ihnen zeigen, wo ich sehr hoffe, Sie wiederzusehen. Der brave Jonard³ kann seine Reise in aller Sicherheit machen. Er muß nur Pässe haben; es wäre klug, wenn er sie sich vorher verschaffte. Für jetzt genügt mir ein Gartoch und im Winter ist Noël imstande, den feinschmeckerischsten Epikuräer Europas zufriedenzustellen. Hat man Noël und den Marquis, so kann man alle Freuden des Leibes und der Seele genießen und beide ernähren. Ich vermute, daß Sie sich mit Plutarch beschäftigen, wie ich mit Laudon. Sie haben mit einem Philosophen zu tun und ich mit einem verdammten Kerl, der von Ehrgeiz verzehrt und schrecklich unruhig ist. Sie werden mit Ihrer Übersetzung zum Ziele kommen und ebenso hoffe ich, meinen Feldzug glücklich zu Ende zu führen. Leben Sie wohl, lieber Marquis; geben Sie uns noch einen starken Monat Frist und unsere Operationen werden beendet sein. Dann hoffe ich, Sie wiederzusehen und Sie meiner ganzen Hochachtung zu versichern.

94. An d'Argens

Strehlen⁴, 11. November 1761.

Soeben, lieber Marquis, erhalte ich Ihren Brief vom 3. Er trifft mich stoischer an denn je, und in Gesellschaft Mark Aurels. Die Welt ist unsere Stiefmutter, die Philosophie unsere Mutter⁵, und ich rette mich in die Arme dieser Mutter, wenn die Stiefmutter mich mißhandelt. Ich werde diesen Winter nicht die Freude haben, Sie zu sehen und weiß überhaupt noch nicht, was aus mir wird. . . . Ein geschickter Musiker soll gefragt worden sein: Könnten Sie wohl auf einer Violine spielen, die nur drei Saiten hat? Er spielte schlecht und recht darauf. Dann entfernte man noch eine Saite. Er spielte, aber noch schlechter. Schließlich entfernte man auch die beiden

¹ D'Argens berichtete am 29. August, daß in Frankreich den Jesuiten Aufnahme neuer Mitglieder verboten worden wäre. — ² Ode auf den Tod des Prinzen Heinrich von Braunschweig, der bei einem Gefecht in Käthe bei Westfalen tödlich verwundet wurde und am 9. August 1761 starb. — ³ Ein Koch Friedrichs, der um Erlaubnis zu einer Reise nach Lyon gebeten hatte. — ⁴ Vgl. Werke Bd. IV, S. 103 f. Der König stand hier vom 6. October bis 10. December, um Breslau, Neiße und Brieg zu deden. — ⁵ Ein Ausspruch Mark Aurels.



Jean-Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens, Schriftsteller
und Philosoph, Stich von Schleuen nach einem Gemälde der Marquise d'Argens

letzten und verlangte, daß er seinem Instrument noch Töne entlocke. Da war es aus, er spielte nicht mehr¹. Ich habe eine Epistel über die Schlechtigkeit der Menschen geschrieben, eine andere über ein Thema, das auf meine Lage besser paßt² und eine Ode auf den Tod meines Neffen, der letzten Sommer im Kampf gegen die Franzosen gefallen ist³. Zudem ist das Wetter so trübe und in dieser Jahreszeit ist es überhaupt nicht verwunderlich, daß man zur Schwermut neigt. Ihr Epikur ist fröhlicher als mein Zeno; aber wenn man schlecht auf den Weinen ist, nimmt man den ersten besten StocK zur Stütze. Mark Aurel ist mein StocK, auf den ich mich stütze. Er gibt mir zwar den Gebrauch meiner Beine nicht wieder, hilft mir aber, mich weiterzuschleppen, und das genügt. Leben Sie wohl, lieber Marquis; ich will Sie nicht mit meiner Schwermut anstecken: sie wird nur zu leicht epidemisch. Ich hoffe auf gute Nachrichten von Ihnen und werde Ihnen welche von mir zukommen lassen, sobald ich kann. Inzwischen seien Sie versichert, daß ich Sie stets lieben und hochschätzen werde.

95. An d'Argens

Breslau, 13. Dezember 1761.

Käme es nur darauf an, meine „Epistel“ zu verbessern⁴, so wären die kleinen Veränderungen, die Sie verlangen, rasch gemacht. Aber ich habe jetzt eine Menge Geschäfte, die große Aufmerksamkeit erheischen. . . Nach dem, was ich erlebt habe, bin ich auf alles gefaßt und wundere mich über nichts mehr. Ich wohne hier inmitten von Trümmern und Ruinen. Einige Zimmer in meinem Hause sind wieder in Stand gesetzt, in den anderen ist alles auf den Kopf gestellt. Die Bücher, die ich aus Berlin erhielt, sind mein Trost und meine Unterhaltung; ich lebe mit ihnen und beschränke meinen Verkehr und meinen Zeitvertreib auf sie. Ich las ein Buch: „Die Zurückführung der Kunst auf eine einzige Grundlage“⁵. Es enthält viele gute Lehren für die Jugend, aber in manchem stimme ich Watteur nicht zu. Wenn Sie es gelesen haben, bin ich überzeugt, daß Sie nicht alles gutheißen, was er über den Wohlklang und über die Lautmalerei sagt. Virgil hat sein *procumbit humi bos*⁶ geschrieben, ohne daran zu denken, daß er dadurch die schwerfälligen Laute eines zu Boden fallenden Kindes oder Tieres nachahmte. Das *traçat à pas tardifs un pénible sillon*⁷ von Boileau hat den Vorzug des anschaulichen Ausdrucks. Das ist es, woran Virgil und jeder gute Dichter denkt, und nicht an die Lautmalerei; sonst wäre ja Jean Baptiste Rousseau mit seinem Brekekekex koap koap mehr wert⁸ als Racine. Überhaupt

¹ Vgl. das Gedicht „Der Geiger“, Werke Bd. X, S. 182. — ² „Der Stoiker“; vgl. Werke Bd. X, S. 184 ff. — ³ Vgl. den Brief vom 25. September 1761. — ⁴ „Der Stoiker“, zu dem d'Argens am 8. Dezember einige Änderungen vorgeschlagen hatte. — ⁵ „Les beaux arts réduits à un même principe“ von Watteur, Paris 1743. — ⁶ Das Rind fiel zu Boden. — ⁷ Er zog mit säumigen Schritten mühsam eine Furche. — ⁸ In seiner Fabel „Nachtigall und Frosch“ hatte J. B. Rousseau das Quaken der Frösche nach dem Vorbild der „Frösche“ des Aristophanes nachgeahmt.

gibt der Professor, der für das Griechische schwärmt, Homer stets den Vorzug vor Virgil. Er hebt ein paar bekannte Fehler von Virgil geflissentlich hervor, sieht aber dem Griechen seine Mängel nach und verschweigt sie. Sicherlich ist Virgil unterhaltend und Homer langweilig. Bei Homer finden sich zwar schöne Schilderungen; er war der erste, das ist sein Vorzug. Aber er spricht nur zweimal zum Herzen: einmal bei Hektors Abschied von Andromache und das andere Mal, als Priamus die Leiche seines Sohnes von Achill zurückfordert; dagegen ist der lateinische Dichter von Anfang bis zu Ende voll rührender Anmuth. Ungefähr ebenso urtheile ich über Corneille und Racine. Große Gefühle allein, wenn auch stark ausgedrückt, machen noch keine Tragödie, und Corneille bietet weiter nichts, wogegen die Komposition, der Zusammenhang der Szenen und die fortgesetzte Eleganz den Reiz Racines bilden. Gestern las ich die „Alkestis“ und den „Amasis“ von Lagrange¹. Es sind zwei entsetzliche Stücke, in denen die Personen sich größtenteils wie Verrückte ausdrücken. Es fehlt ihnen an Wahrscheinlichkeit und an durchgeführten Charakteren; die Verse sind schwach und schlecht; kurz, diese Lektüre hat meinen Begriff vom Rufe des Verfassers sehr herabgesetzt. Sie haben in Frankreich eigentlich nur drei Tragiker gehabt, Racine, Crébillon² und Voltaire; die übrigen kommen nicht in Betracht.

Ich habe hier eine „Rede Othos nach der Schlacht bei Bedriacum“³ und eine „Rede Catos von Utica“⁴, die ich Ihnen senden werde, sobald ich es für angängig halte. Inzwischen empfehle ich Sie der Obhut der Vorsehung und versichere Ihnen, lieber Marquis, daß mein vorletzter Gedanke Ihnen gelten wird. Leben Sie wohl.

96. An d'Argens

[Dreslau,] 9. Januar [1762].

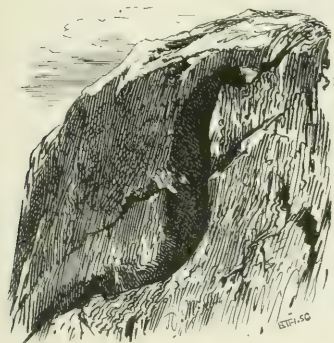
Ich schicke Ihnen auf gut Glück die beiden Gedichte, die ich de Catt für Sie mitgeben wollte⁵. Ich fürchte sehr, Sie werden sie nicht besonders racinisch finden. Bedenken Sie indes, unter welchen Umständen sie entstanden sind; dann werden Sie einige Nachsicht mit der Minderwertigkeit des Dichters haben. Wie Sie sehen, muß der Mensch aus allem Vortheil schlagen! So benützt unsere Eigenliebe die Härte des Schicksals als Entschuldigung für unser mangelndes Talent. Wir leben noch, Feinde ringsum, und alles hängt nur an einem Haar. Verschlungen sind wir noch nicht, ja man will sogar einen Hoffnungsstrahl erblicken, aber davon lassen Sie mich schweigen. Vegetieren wir diesen Winter schlecht und recht, dann verspreche ich Ihnen zum Frühjahr, wenn alles gut geht, eine schöne Ode. Wo nicht, halten Sie sich an Catos

¹ François Joseph Lagrange-Chancel (1677—1758); der „Amasis“ erschien 1701, die „Alkestis“ 1703; vgl. Werke Bd. VII, S. 32 und Bd. IX, S. 119. — ² Vgl. den Brief vom 6. Juli 1737. —

³ Vgl. Werke Bd. X, S. 190 ff. — ⁴ Vgl. Werke Bd. X, S. 194 ff. — ⁵ „Rede Kaiser Othos“ und „Rede Catos von Utica“; vgl. den Brief vom 13. Dezember 1761.

Worte¹. Eine wunderliche Alternative, aber in unsern verwünschten Tagen darf nichts wunderbarlich erscheinen. Mich überrascht und erstaunt nichts mehr; ja vielleicht sehe ich den Himmel einstürzen, ohne darauf zu achten. Sind Sie nicht auch dahin gelangt? Mich deucht, angesichts alles dessen, was Sie erlebt haben, müssen Sie ebenso denken wie ich. Nur noch ein Schritt, und ich bin reif fürs Trappistenkloster. Aber ich kann noch nicht daran glauben und so kommt meine sitzende Lebensweise lediglich meinem Nachdenken und meinem gegenwärtigen Stande zugute. Es ist in der That unmöglich, Ihnen von hier etwas Fröhliches und Zwerchfellerschütterndes zu schreiben. Vergnügungen und Freuden sind diesen Winter in Breslau nicht heimisch. Mit Ausnahme der Jugend, die sich mit vollem Rechte die Zeit vertreibt und noch keine Sorgen um die Zukunft hat, führt hier jedes denkende Wesen ein Kartäuserdasein. Der Leipziger Karneval vom vergangenen Jahr war ein glänzendes Fest im Vergleich zu dem hiesigen. Mir fehlt mein Vestes, Sie, lieber Marquis, und so lebe ich völlig für mich allein. Sie finden gewiß, daß das eine üble Gesellschaft ist. Und doch, lieber Marquis, hängen Sie sich vorerst nicht auf und warten Sie einen Wint von mir ab, ehe Sie sich dazu entschließen. Leben Sie wohl, mein Lieber, ich umarme Sie. Wie der Wermut bitter sein muß, ebenso müssen auch — das vergessen Sie nicht — meine Briefe unter den jetzigen Umständen traurig sein.

97. An d'Argens



[Breslau,] 18. Januar 1762.

ühlte ich mich im mindesten poetisch aufgelegt, lieber Marquis, ich hätte die von Ihnen bemängelten Verse unverzüglich verbessert². Aber ich bin heute innerlich derart bewegt und erregt, daß ich kaum Prosa zu schreiben vermag. Ich schiebe meine Verbesserungen also für ein andermal auf und schicke sie Ihnen dann sofort. Sie haben den politischen Schleier gelüftet, der all die Schreckenisse und Niedertrachten verhüllte, die man uns zugebracht hat und die schon auf dem besten Wege zur Verwirklichung sind. Sie schätzen meine ganze gegenwärtige Lage sehr richtig ein. Sie erkennen die Abgründe, die mich rings umgeben und erraten die Hoffnung, die uns noch bleibt³. Wir können erst im Februar davon reden. Diese

¹ In dem oben genannten Gedicht. — ² Vgl. den Brief vom 9. Januar 1762; d'Argens hatte am 19. Januar Verbesserungen vorgeschlagen. — ³ Verhandlungen mit der Türkei über ein Bündnis.

Frift habe ich mir gefetzt. Dann wird es ſich entscheiden, ob ich Catos Nat oder Cäſars Kommentarien folgen werde. Ich mache eine Schule der Geduld durch, eine harte, lange, graufame, ja barbariſche Schule. Meinem Schickſal habe ich mich nicht entziehen können. Alles, was menſchliche Vorausſicht anraten konnte, iſt geſchehen, aber nichts hat gefruchtet. Verfolgt das Schickſal mich auch künftig ſo unbarmherzig, dann werde ich zweifellos unterliegen; denn allein das Schickſal kann mich aus meiner jeßigen Lage befreien. Ich rette mich daraus, indem ich die Welt im ganzen betrachte, wie von einem fernen Planeten aus. Dann erſcheinen mir alle Dinge winzig klein und ich bemitleide meine Feinde, daß ſie ſich wegen ſolcher Nichtigkeiten ſo plagen. Was wären wir ohne Philoſophie, ohne Nachdenken, ohne Weltentrücktheit und ohne die kühle Verachtung, zu der wir durch die Erkenntnis der Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller Dinge gelangen. Nur die Habgierigen und Ehrſüchtigen machen ſo viel Befens daraus, weil ſie ſie für dauerhaft und feſt begründet halten. Das ſind die Früchte aus der Schule des Unglücks. Freilich heißt das, durch Stoßſchläge zur Vernunft kommen, werden Sie ſagen; aber wenn man nur überhaupt vernünftig wird — was liegt dann an der Art, wie es geſchieht?

Ich leſe viel. Meine Bücher verſchlinge ich und finde in ihnen nützliche Zerſtreuung. Ohne ſie, glaube ich, hätte die Hypochondrie mich längſt ins Irrenhaus gebracht. Kurz, lieber Marquis, wir leben in ſchlimmen Zeiten und ſind in verzweifelter Lage. Ich beſitze alle Eigenſchaften eines Trauerſpielhelden, denn ich bin ſtets in Gefahr und ſtets dem Untergang nahe. Hoffen wir, daß die Löſung des Knotens bald kommt, und wenn das Stück nur einen verſöhnlichen Schluß hat, vergißt man das Vergangene gern . . .

98. An d'Argens

Wettlern, 18. Mai 1762¹.

Sie werden es recht komiſch finden, lieber Marquis, daß ich Ihnen ſeit ſo lange Nachrichten verſpreche und ſie Ihnen nie gebe. Daran trage ich aber gewiß keine Schuld, ſondern die Ereigniſſe, die auf ſich warten laſſen, und die weiten Wege, die die Kuriere zu machen haben. Ich kann Ihnen alſo über Politik und Krieg nichts ſagen, als daß Feldmarſchall Daun mit ſeinem zahlreichen Heer ein Lager bezogen hat und daß ich noch in Kantonnementsquartieren liege, aber ſchon einen Fuß im Steigbügel habe. Aus Sachſen erhielt ich einige gute Nachrichten. Das iſt mir ſehr angenehm. Meine Freude wäre noch größer, wenn es zu entſcheidenderen Schlägen gekommen wäre². Wir müſſen viel Glück haben, um Erfolge über den Feind zu er-

¹ Vgl. Werke Bd. IV, S. 134. — ² Gefecht bei Döbeln vom 12. Mai; vgl. Werke Bd. IV, S. 137 f.

ringen. Ich bitte den Himmel darum; da ich aber weder den Säulenheiligen Simeon¹ noch den heiligen Antonius, noch den heiligen Johann Chrysoftomus², ja nicht einmal den heiligen Giacrus³ zum Fürsprecher habe, zweifle ich stark, ob der Himmel das Gebet eines armen Laien erhört, der schwach im Glauben ist und noch weniger Erleuchtung hat. Sobald ich Ihnen etwas Gutes vermelden kann, sollen Sie's gleich erfahren.

Inzwischen, lieber Marquis, unterhalte ich mich mit den Päpsten Nikolaus und Hadrian, dem Kaiser Ludwig und dem König Lothar, den Damen Leutberga und Waltrada⁴. Das große abendländische Schisma steht bevor und ich neige zu der Annahme, daß die ganze Welt von Konstantin bis Luther schwachsinzig war. Man stritt sich in unverständlichem Kauderwelsch über absurde Hirngespinnste und das Papsttum begründete seine weltliche Macht mit Hilfe des Aberglaubens und der Dummheit der Fürsten und Völker. Bei dieser Betrachtungsweise bietet eine zusammenhängende Religionsgeschichte dem Philosophen ein großes Gemälde; sie wird zur lehrreichen Lektüre für jeden, der über den menschlichen Geist nachsinnt. Der Abbé Fleury hat dem gefunden Menschenverstand doch einen großen Dienst geleistet, als er diese Geschichte schrieb⁵. . .

Ich halte Sie auf Ihr Wort hin für einen ebenfoguten Griechen wie Demosthenes⁶. Sie waren ja schon immer ein großer Grieche für mich, der nichts als das Pater hemön⁷ kennt. So zeigte es sich bereits bei dem Souper, wo der Herzog von Rivernais⁸ zugegen war, wo Sie die halbe Unterhaltung auf Griechisch führten und ich nach einem Wörterbuche verlangte, um wenigstens ein paar Worte Ihres gelehrten Zwiegesprächs aufzuspinnen.

Ich für mein Teil habe von diesem unglücklichen Kriege nicht so viel profitiert wie Sie. Ich bin praktischer Philosoph geworden; im übrigen habe ich das wenige, was ich wußte, vergessen und nur eins gelernt: die Übel, denen ich nicht ausweichen konnte, geduldig zu ertragen. Leben Sie wohl, göttlicher Marquis! Sie hätten die neuen Werke von d'Allembert⁹ behalten können: sie sind wirklich nur Durchschnittsware. Ich bitte Sie, recht für Ihre Gesundheit zu sorgen und Ihrer Freunde zu gedenken, die ein Kobold nach seiner Laune durch die Welt hin und her heßt. Vale.

¹ Simeon (etwa 390—459) war der erste der sogenannten Säulenheiligen; er lebte 37 Jahre auf Säulen. — ² Johannes Chrysoftomus (347—407), seit 397 Patriarch von Konstantinopel, wurde 404 wegen seiner Sittenstrenge verbannt. — ³ Frischer Heiliger, lebte im 7. Jahrhundert, der Patron der Gärtner. Der Name „Giacrus“ für Droschke kommt daher, daß die ersten Pariser Droschken ihren Standort am Denkmal dieses Heiligen hatten. — ⁴ Friedrich las damals die große Kirchengeschichte von Fleury; er meint hier offenbar die Päpste Nikolaus I. (858—867) und Hadrian II. (867—872), mit denen König Lothar II. (855—869) in schwere Streitigkeiten geriet, weil er 857 seine Gemahlin Leutberga zugunsten der Waltrada verließ. — ⁵ 1766 hat Friedrich eine Vorrede zu dem von ihm besorgten „Auszug aus Fleurys Kirchengeschichte“ geschrieben; vgl. Werke Bd. VIII, S. 103 ff. — ⁶ D'Argens arbeitete damals an einer Mutarchüberetzung. — ⁷ Die Anfangsworte des Vaterunser's im Griechischen. — ⁸ Der Herzog von Rivernais war Anfang Januar 1756 nach Berlin gekommen, um wegen eines Bündnisses mit Preußen zu verhandeln; vgl. Werke Bd. III, S. 33. — ⁹ Diese hatte d'Argens dem König, der sie ihm geschickt hatte, zurückgeschickt.

99. An d'Argens

Bettlern, 25. Mai 1762.

... Betreffs d'Allembert bin ich ganz Ihrer Meinung. Besser gar nicht schreiben, als Armseligkeiten und Paradoxen aufzischen. Blaise Pascal¹, Newton und er, die drei größten Mathematiker Europas, haben viel Unsinn gesagt, der erste in seinen moralischen Denkprüchen², der zweite in seinem „Kommentar über die Apokalypse“ und dieser über Poesie und Geschichte. Die Mathematik braucht also das logische Denken nicht so zu fördern, wie man allgemein annimmt. Bei dem Vorurteil für die Mathematik hat man das zwar zum Lehrsatz erhoben, aber es ist nicht mal ein Problem. Beweis: die drei genannten großen Mathematiker, die allesamt so erbärmlich unlogisch gedacht haben. Halten wir uns also an die schönen Künste³, lieber Marquis. Die Vollendung ist uns nicht beschieden; dem Dichter sieht man wohl ein paar Verfehrheiten nach und rechnet sie seiner Einbildungskraft zugute; aber dem Mathematiker vergibt man nichts: er muß exakt und wahr sein. Ich für mein Teil erkenne, daß man es nicht immer sein kann, und darum halte ich mich mehr denn je an die Reize der Kunst und an alle Studien, die den Geist schmücken und aufklären. Das soll das Spielzeug meines Alters sein, mit dem ich mir die Zeit vertreiben werde, bis mein Licht erlischt. Diese Studien, lieber Marquis, veredeln den Geist. Sie beschwichtigen den Durst nach Rache und lindern die Härte der Strafen, kurz, alles Strenge, was zur höchsten Macht gehört, durch eine Beimischung von Philosophie und Nachsicht. Das ist sehr nötig, wenn man Menschen regiert, die unzulänglich sind, und wenn man es selber ist.

Kurz, lieber Marquis, sei es die Folge von Alter, Vernunft oder Nachdenken, jedenfalls betrachte ich alle Ereignisse des Menschenlebens viel gleichgültiger als früher. Bei allem, was zum Wohl des Staates geschehen muß, biete ich wohl noch einige Kraft auf, aber das ist, unter uns gesagt, nicht mehr die heftige Glut meiner Jugend oder die Begeisterung, die mich einst beselte⁴. Es wird Zeit, daß der Krieg ein Ende nimmt, denn meine Predigten lassen nach und bald werden meine Zuhörer mich auslachen. Leben Sie wohl, lieber Marquis; ich hoffe, Ihnen erfreuliche Nachrichten geben zu können. Sie werden alsbald vom Friedensschluß mit Schweden⁵ hören; das übrige wird erst Anfang Juni drankommen. Behalten Sie mich stets lieb und gedenken Sie eines philosophischen Soldaten, der mehr umherirrt als Don Quichotte und alle fahrenden Ritter La Calprenède⁶.

¹ Vgl. den Brief an d'Argens vom Oktober 1759. — ² Pascals „Pensées sur la religion“ (1670). — ³ Vgl. die „Betrachtungen über die Betrachtungen der Mathematiker über die Dichtkunst“, Werke Bd. VIII, S. 62, und das Zwiegespräch zwischen Bardus und Argan in der „Schule der Welt“, Werke Bd. IX, S. 283 f. und 304. — ⁴ Vgl. die „Epistel an d'Argens“, Werke Bd. X, S. 179 ff. — ⁵ Der Friede mit Schweden wurde am 22. Mai 1762 in Hamburg geschlossen; vgl. Werke Bd. IV, S. 128. — ⁶ Gautier de Costes, Seigneur de La Calprenède († 1663), Verfasser mehrerer Romane, u. a. des Ritterromans „Pharamond“.

100. An d'Argens

[Wetzlern,] 8. Juni 1762.

Sie scherzen in Ihrem Brief, lieber Marquis, über meine Kuriere. Leider geht nicht alles so schnell, wie ich möchte. Da haben wir nun Frieden mit Rußland, ein Ereigniß von höchster Bedeutung, das aber andererseits meine Unterhandlungen in Konstantinopel hinfällig macht¹. Es muß schon manches zusammentreffen, um so viele Köpfe unter einen Hut zu bringen, besonders wenn so viele widerstreitende Interessen im Spiel sind. Man verhandelt, die Zeit verstreicht und wir kommen nicht aus der Verlegenheit heraus. Mit dem Einfall der Tartaren will es nicht vorwärts gehen. Und doch sind es 100000 Mann und man muß hoffen, daß die andern nachfolgen, sobald sie den Anfang gemacht haben.

. . . Die große Schwierigkeit liegt darin, Oesterreich niederzuwerfen; der Rest ist Kinderspiel. In Gedanken kommt man schnell zum Ziel, lieber Marquis, aber in der Wirklichkeit langsam, weil man da auf hundert Hindernisse stößt; die Staatsmänner und Kriegerleute sind nur Puppen in der Hand der Vorsehung. Ich gebe mich dem Schicksal anheim, das die Welt nach seinem Gutdünken lenkt. Wir sind notwendige Werkzeuge einer unsichtbaren Macht und handeln, ohne zu wissen, was wir tun. Oft ist das Ergebnis unserer Mühen das Gegenteil des Erhofften. Ich lasse die Dinge also gehen, wie's Gott gefällt, arbeite im stillen und benutze günstige Umstände, sobald sie eintreten. Tschernyschew² ist auf dem Marsche, um zu uns zu stoßen. Unser Feldzug wird erst gegen Ende dieses Monats beginnen; dann aber wird es in dem armen Schlesien keinen geringen Spektakel geben. Kurz, lieber Marquis, meine Aufgabe ist hart und schwierig und es läßt sich noch nicht positiv sagen, wie alles enden wird. Beten Sie für uns und vergessen Sie einen armen Teufel nicht, der sich in seinem Harnisch wunderbar abmüht und das Leben eines Verdammten führt, Sie aber trotz alledem liebt und aufrichtig schätzt. Leben Sie wohl!

101. An d'Argens

Bögendorf, 21. Juli 1762.

Unsere Sache, lieber Marquis, nahm schon einen recht günstigen Verlauf — da wird plötzlich alles gestört durch eines jener politischen Ereignisse, die sich weder vorhersagen noch verhindern lassen; das übrige werden Sie erfahren³. Der Friede, den ich mit Rußland geschlossen, bleibt in Kraft, aber das Bündnis ist zu Wasser geworden.

¹ Am 5. Mai wurde Friede, am 19. Juni ein Bündnis mit Rußland geschlossen; vgl. Werke Bd. IV, S. 128. Die Verhandlungen mit Türken und Tartaren blieben erfolglos; vgl. Werke Bd. IV, S. 130, 155 und 173. — ² Die Vereinigung mit Tschernyschew erfolgte am 30. Juni; vgl. Werke Bd. IV, S. 136. — ³ Zar Peter III. wurde am 9. Juli 1762 entthront und am 17. ermordet; vgl. Werke Bd. IV, S. 147 ff.

Alle Truppen marschieren nach Rußland zurück und so stehe ich ganz allein. Trotzdem haben wir noch zwei österreichische Detachements aufgerieben. Man muß abwarten, ob das zu etwas Solidem führt: ich zweifle daran und sehe mich von neuem in einer peinlichen, schwierigen und heißen Lage. Ich bin der Brummkreisel des Schicksals; es hält mich zum besten. Heute haben wir 1000 Gefangene gemacht und 14 Geschütze erobert¹; das führt aber zu keiner Entscheidung und alles, was dazu nicht hilft, vermehrt nur meine Verlegenheit. Vermutlich geht in Berlin und anderswo manches drüber und drunter. Aber was soll ich Ihnen sagen? Das Schicksal, das alles regiert, ist stärker als ich; ich muß ihm gehorchen. Ich habe Kummer im Herzen und bin in der größten Verlegenheit — aber was tun? Geduld fassen. Wenn ich Ihnen heute einen törichten Brief schreibe, machen Sie die Politik verantwortlich. Ich bin ihrer so müde! Könnte ich diesen unglücklichen Krieg mal beendigen, ich glaube, ich sagte der Welt Valet. Leben Sie wohl, mein Lieber, ich umarme Sie!



102. An den Lord Marschall von Schottland

Peterswaldau², 1. September 1762.

Ihr Brief, lieber Mylord, über Rousseau aus Genf hat mir viel Freude gemacht³. Ich sehe, wir sind in seiner Beurteilung einig. Man muß den Armsten unterstützen; sein

¹ Bei Burkersdorf am 21. Juli; vgl. Werke Bd. IV, S. 153 f. — ² Vgl. Werke Bd. IV, S. 156.
— ³ Dieser Brief liegt nicht vor.

ganzes Vergehen besteht in wunderlichen Ansichten, die er aber für gut hält. Ich lasse Ihnen 100 Taler zugehen und bitte Sie, ihm davon so viel zuzustellen, als er für seinen Unterhalt braucht. Wenn man ihm alles in natura gibt, wird er es vermuthlich eher annehmen als Geld. Hätten wir nicht Krieg und wären wir nicht zugrunde gerichtet, ich ließe ihm eine Einsiedelei mit einem Garten anlegen; da könnte er leben, wie unsere Urväter nach seiner Meinung gelebt haben. Offen gesagt, sind meine Ansichten den seinen so entgegengesetzt wie das Endliche dem Unendlichen; er wird mich nie dazu bringen, Gras zu fressen und auf allen Bieren zu laufen. Allerdings ist der ganze asiatische Luxus, das Raffinement in Tafelfreuden, Wollust und Weichlichkeit zu unserm Leben nicht nötig. Wir könnten sehr wohl einfacher und mäßiger leben — doch warum auf die Reize des Daseins verzichten, wenn man sie genießen kann? Die wahre Philosophie besteht nach meiner Meinung darin, sich den rechten Genuß nicht zu versagen, aber den Mißbrauch zu verurtheilen. Man muß alles entbehren können und doch auf nichts verzichten. Ich gestehe Ihnen, manche moderne Philosophen mißfallen mir durch die Paradoxien, die sie vortragen. Sie wollen nagelneue Wahrheiten bringen und geben Verkehrtheiten zum besten, die den gesunden Menschenverstand beleidigen. Ich halte mich an Locke, an meinen Freund Lufrez, an meinen guten Kaiser Mark Aurel. Die haben uns, von der Physik Epikurs abgesehen, alles gesagt, was wir wissen können, alles, was geeignet ist, uns maßvoll, gut und weise zu machen. Demgegenüber wirkt es sehr spaßhaft, wenn man uns erzählt, daß wir alle gleich seien und wie Wilde leben müßten, ohne Geseze, ohne Gesellschaft und Verwaltung, daß die Künste den Sitten geschadet hätten¹ und andere ebenso unhaltbare Paradoxe. Ich glaube, Ihr Rousseau hat seinen Beruf verfehlt. Er hatte entschieden das Zeug zu einem berühmten Anachoreten, einem Wüstenheiligen, der sich durch seine Sittenstrenge und seine Kasteiungen hervorgetan hätte, oder zu einem Säulenheiligen. Er hätte Wunder vollbracht, wäre heilig gesprochen worden und hätte den riesigen Märtyrerkatalog noch vermehrt. Heutzutage aber wird man ihn nur als einen philosophischen Sonderling ansehen, der die Sekte des Diogenes² nach zwei Jahrtausenden wieder zum Leben erweckt. Es verlohnt sich nicht, Gras zu fressen und sich mit allen zeitgenössischen Philosophen zu verfeinden. Der verstorbene Maupertuis hat mir einen charakteristischen Zug von ihm erzählt. Bei seiner ersten Reise nach Frankreich fristete Rousseau sein Leben in Paris durch Abschreiben von Noten. Der Herzog von Orleans erfuhr, daß er arm und unglücklich sei, und gab ihm Noten zum Abschreiben, um ihm etwas zuzuwenden. Als Ent-

¹ Dies ist der Grundgedanke in Rousseaus Jugendschrift „Discours sur les sciences et les arts“ (1750). Friedrich gestattete ihm 1762, sich in Motiers Travers in Neuchâtel niederzulassen, von wo er 1765 weichen mußte, nachdem seine Gegner versucht hatten, ihn in einer Nacht mit seinem Hause zu verbrennen. Gegen Rousseau richtet sich Friedrichs Abhandlung „Über den Nutzen der Künste und Wissenschaften im Staate“ von 1772; vgl. Werke Bd. VIII, S. 54 ff. — ² Der bekannte Zyniker und Zeitgenosse Alexanders des Großen.

gelt schickte er ihm 50 Louisdors; Rousseau nahm 5 davon und sandte den Rest zurück. Er wollte ihn trotz allem Zureden nicht nehmen und erklärte, seine Arbeit sei nicht mehr wert; der Herzog von Orleans könnte die Summe besser verwenden und sie an Leute verschenken, die noch ärmer und fauler seien als er. Diese große Selbstlosigkeit ist zweifellos der wahre Grund der Tugend; somit nehme ich an, daß Ihr Bild er ebenso sittenrein wie unlogisch ist . . .

103. An Frau von Camas

Peterswaldau, 19. Oktober 1762.

Ich wollte, ich könnte täglich eine Festung erobern, gutes Mütterchen, um einen Ihrer liebenswürdigen Briefe zu erhalten¹! Aber durch schlechte Kommandanten gehen mir Festungen oft schmäählich verloren, und wenn ich Kaiser² habe, die mir wohlwollen, werden sie erdroffelt. Danach machen Sie sich ein Bild von meiner angenehmen Lage! Lebte unser Zar noch, so hätten wir diesen Winter Frieden und Sie könnten flugs in Ihr Sandparadies Berlin zurückkehren³. Aber die hoffnungsfrohe Welt hat ohne Grund gewähnt, daß die Einnahme von Schweidnitz den Frieden herbeiführen würde. Auch Sie haben das gehofft, aber ich versichere Ihnen: soviel ich davon verstehe, haben unsere Feinde noch keine Lust, sich zu vertragen. Danach sagen Sie sich selbst, ob es klug wäre, nach Berlin zurückzukehren, auf die Gefahr hin, beim ersten Lärm nach Spandau fliehen zu müssen!

Sie schreiben mir von der armen Fiette⁴. Ach, liebes Mütterchen, seit sechs Jahren beklage ich nicht mehr die Toten, sondern die Lebenden. Wir führen ein Hundeleben, dem man keine Träne nachzuweinen hat. Ich wünsche Ihnen recht viel Geduld, liebes Mütterchen, und alles Glück, das in diesen elenden Zeiten möglich ist. Bewahren Sie sich vor allem Ihren guten Humor, den größten und wirklichsten Schatz, den das Schicksal uns schenken kann. Was mich betrifft, so werde ich meine alte Hochachtung und Freundschaft für Sie nie verleugnen. Davon sind Sie gewiß überzeugt. Leben Sie wohl, liebes Mütterchen.

Friderich.

¹ Am 9. Oktober hatte Schweidnitz vor den Preußen kapituliert; vgl. Werke Bd. IV, S. 160 f. und Bd. X, S. 199f. Der Brief von Frau von Camas ist vom 12. Oktober und liegt nur teilweise vor. — ² Zar Peter III.; vgl. den Brief vom 21. Juli 1762. — ³ Der Hof der Königin war damals in Magdeburg. — ⁴ Frau von Camas hatte den Tod von „Fiette“ gemeldet; Auguste Marie Bernadine von Lettau, die Friedrich so nannte, war schon in Rheinsberg Hofdame Elisabeth Christines gewesen und der Liebling des Kronprinzen.

104. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

Löwenberg, 2. November 1762.

Ihr Brief¹ und Ihre Theilnahme an unsern Erfolgen² hat mir fast mehr Freude gemacht, als diese Erfolge selbst. Erfolge schmeicheln nur dem Ehrgeiz und Eigennutz, aber Freundschaft geht zu Herzen, und ich kann mich gegen sie nicht verschließen. Kenne ich doch Ihr edles Gemüt und Ihre aufrichtige Besinnung. Heute erfahre ich von einem kleinen Siege, den mein Bruder bei Freiberg über die Oesterreicher davongetragen hat³. Schließlich gewinnt es den Anschein, als sei das Schicksal es müde geworden, uns zu verfolgen. Nachdem wir in sieben Kriegsjahren allen seinen Schlägen ausgekehrt waren, will es uns künftig weniger hart behandeln. Vielleicht wird dadurch der Friede herbeigeführt und unsere Feinde sehen ein, daß ihr böser Wille nicht hinreicht, und bekehren sich zu maßvolleren und menschlicheren Gefühlen. Ich liebe alle Siege und Erfolge, die zum Frieden dienen, aufs höchste; alles andere ist nur Blutvergießen und unnützes Gemetz. Gebe der Himmel, daß es bald zum Frieden kommt! Vielleicht bin ich in kurzem in Ihrer Nähe. Dann hoffe ich, daß die Gunst der Umstände es mir ermöglicht, Sie mündlich meiner größten Hochschätzung zu versichern. Inzwischen verbleibe ich Ihr getreuer Better und Diener

F r i e d e r i c h.

105. An Amalie

Torgau, 7. November [1762].

Liebe Schwester.

Ich bin fest überzeugt, daß Du lebhaften Anteil an unsern glücklichen Erfolgen und an dem Siege nimmst, den mein Bruder soeben davongetragen hat. Das kam recht gelegen unter den jetzigen Verhältnissen, wo es gilt, unsere Feinde, wenn möglich, zur Annahme eines ehrenvollen und vernünftigen Friedens zu bewegen. Du hast Beziehungen zum Himmel, die ich nicht habe, und kannst somit wissen, wie Dein ewiger Schwiegervater⁴ uns begünstigt oder benachteiligt. Ich armer Sterblicher, der keinen Hund im Paradiese kennt, lebe in der größten Unkenntnis darüber, empfang das Gute, was mir begegnet, mit Freuden und ertrage das Böse mit Geduld. Troßdem gestatte mir, daß ein armer Laie Dich auf einige Schwierigkeiten hinweist,

¹ Liegt nicht vor. — ² Die Kapitulation von Schweidnitz — ³ Am 29. Oktober hatte Heinrich bei Freiberg die Oesterreicher und die Reichsarmee geschlagen; vgl. Werke Bd. IV. S. 165 f. — ⁴ Anspielung auf die Abtissinstellung Amatiens.

die im tiefsten Grunde Eurer erhabenen Lehre entstehen. Die Heiden stellten das Glück als blind dar, weil es zumeist ungerecht ist; seine Eigenschaften waren Laune und Unbeständigkeit, denn es hat tatsächlich beide. Setzt Du aber an Stelle des Glücks die Vorsehung, so mußt Du diese Vorsehung unbedingt mit den kleinen Injurien belasten, mit denen die Heiden ihre Fortuna bedachten, was nach meiner Ansicht eine formelle Gotteslästerung ist. Ich habe vor dem göttlichen Wesen die tiefste Verehrung und hüte mich also wohl, ihm ein ungerechtes, wankelmütiges Benehmen zuzuschreiben, das man beim geringsten Sterblichen verurteilen würde. Aus diesem Grunde, liebe Schwester, glaube ich lieber nicht, daß das allmächtige, gütige Wesen sich im mindesten um die menschlichen Angelegenheiten kümmert. Alles, was geschieht, schreibe ich den Geschöpfen, den notwendigen Wirkungen der unberechenbaren Ursachen zu und demütige mich schweigend vor diesem anbetungswürdigen Wesen, indem ich meine Unwissenheit über seine Wege eingestehe, die mir zu offenbaren seiner göttlichen Weisheit nicht gefallen hat.

Lebe wohl, liebe Braut Christi! Falls Du mich nicht rechtgläubig findest, laß Dir wenigstens nicht gleich beifommen, mich verbrennen zu lassen, und wenn Du in mir auch einen großen Ketzer siehst, sei trotzdem überzeugt, daß ich Dich mit wahrer Zärtlichkeit liebe. Ich bin, liebe Schwester, Dein getreuer Bruder und Diener

Friderich.





106. An Frau von Camas

Meißen¹, 20. November 1762.

Ich schicke Ihnen, mein gutes Mütterchen, eine kleine Erinnerung an mich. Sie können diese Dose für Schminke benutzen oder für Schönheitspflästerchen oder für Schnupftabak oder für Bonbons oder für Pillen. Wozu Sie sie aber auch verwenden, denken Sie beim Anblick des auf den Deckel gemalten Hundes, des Symbols der Treue, wenigstens daran, daß die Anhänglichkeit ihres Stifters die Treue aller Hunde auf Erden in Schatten stellt und daß seine Ergebenheit gegen Sie nichts gemein hat mit dem zerbrechlichen Stoff, aus dem sie besteht. Ich habe hier Porzellan für alle Welt bestellt, für Schönhausen², für meine Schwägerinnen; kurz mein Reichthum besteht jetzt nur aus diesen zerbrechlichen Dingen. Mögen ihre Empfänger sie für bar Geld nehmen, denn wir sind Bettler, liebes Mütterchen! Uns bleibt nichts als die Ehre, Mantel, Degen und Porzellan.

Leben Sie wohl, liebes, gutes Mütterchen! Wenn es der Himmel gewährt, werde ich Sie noch von Angesicht zu Angesicht sehen und Ihnen das Obige dann mündlich wiederholen. Wie dem aber auch sei, ich werde stets nur sehr unvollkommen ausdrücken können, was ich über Sie denke.

Friderich.

¹ Vgl. Werke Bd. IV, S. 167. — ² Der Wohnsitz der Königin.

107. An Heinrich

Leipzig, 14. Januar 1763.

Mein lieber Bruder,

Ich dachte mir schon, Du würdest Berlin nicht so wiederfinden, wie es früher war. Die lange Reihe unserer Unglücksfälle muß sich naturgemäß in einem Lande fühlbar machen, das arm und von Natur unfruchtbar ist und dem man nur durch Fleiß und Arbeit Früchte abringt. Trotzdem werde ich alles irgend Mögliche tun, um der Teuerung abzuhelfen, soweit es mir meine geringen Mittel erlauben.

. . . Wir werden Ende Februar oder Anfang März Frieden bekommen und Anfang April wird jeder wieder zu Hause sein wie anno 56 . . .

Ich wünsche Dir viel Vergnügen in Berlin. Ich für mein Teil höre nur von meinen Bekannten, wie man sich in Leipzig belustigt. Man erzählt mir nur von Bällen und Medaillen. Einen Begriff von diesen Festen mag Dir die Tatsache geben, daß eine Frau Friedrich, frühere Gärtnerin in Seidlitz¹ und jetzige Gattin eines Offiziers der Freihusaren, dort zu den Hauptschönheiten gehört. Laß in den Berliner Kirchen dafür beten, daß der Himmel unsere jungen Leute vor den Gefahren behütet, die sie dabei laufen. Lebwohl, lieber Bruder! Vergiß Deinen alten Bruder nicht, den Krieg, Politik und Finanzen in die Grube bringen, der aber, solange er auf Erden vegetiert, mit zärtlichster Freundschaft und vollkommenster Hochachtung sein wird

Dein getreuer Bruder und Diener

F r i e d r i c h.

108. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

Leipzig, 25. Januar 1763.

. . . Das Buch, von dem Sie mir zu schreiben geruhen, kenne ich nicht². Ich halte den Aberglauben für eine alte Krankheit schwacher Seelen, die aus Furcht und Unwissenheit entspringt. Und in der maßlosen Ehrsucht, die zum Despotismus führt, sehe ich nichts als den zügellosen Drang des Hochmuths und der Herrschsucht. Betrachtet man die despotische Regierung in bezug auf die Untertanen des Tyrannen, so kann ich nicht begreifen, wie man den politischen Kult mit dem Despoten in allen Stücken mit der abergläubischen Gottesverehrung der Völker vergleichen kann. Aberglauben treibt den Menschen zum Fanatismus, harte Knechtschaft dagegen erfüllt die Herzen mit Empörung gegen den Unterdrücker der Freiheit. Daher kommt es

¹ Gemeint sind wohl die Gärten von Groß-Seidlitz bei Pirna. — ² Der Brief liegt nicht vor.

auch selten vor, daß die Abergläubischen den Gegenstand ihrer Anbetung wechseln, wogegen die unterdrückten Völker ihre Tyrannen entthronen oder sich gegen sie verschwören. Das liegt daran, daß der Aberglaube freiwillig, alle Knechtschaft aber erzwungen ist. Die einzige Ähnlichkeit bei diesem Vergleich ist die Grundlage, die Furcht vor Strafe, die der Abergläubische mit dem Sklaven teilt. Ach, verehrte Herzogin, wie werden Sie mich auslachen! Sie schreiben mir von einem neuen Werke und mein Brief ist fast selbst ein Buch über den gleichen Gegenstand. Aber Sie sind ja so gütig! Ich werde zu Ihrem verzogenen Kinde und ich Leichtfuß von einundfünfzig Jahren schlage über die Stränge, mache dumme Streiche und mißbrauche Ihre große Nachsicht. Bestrafen Sie mich und ziehen Sie meinen Unarten Grenzen, wie Sie es für angemessen halten. Es wird meine Dankbarkeit gegen Sie noch mehren, wenn ich von meiner teuren Herzogin erzogen und zurechtgewiesen werde . . .

109. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

Leipzig, 31. Januar 1763.

Meine Frau Cousine,

Nicht genug, daß Sie meine dummen Streiche in Güte ertragen, bitte ich Sie auch, teure Herzogin, Ihre Nachsicht auf meine Neffen¹ auszudehnen. Sie werden die Ehre haben, Ihnen ihre Aufwartung zu machen. Wenn sie Ihnen von meiner Gesinnung berichten, werden Sie sich überzeugen, daß ich stets in derselben Weise über Sie spreche und daß mein übervolles Herz sich unhemmbar in den Gefühlen der Bewunderung ergießt, die Sie allen einflößen, die Ihnen nähertreten durften. Ich habe zu meinen Neffen gesagt: Ihr müßt meine ehrwürdige Freundin besuchen und ihr sagen, daß mein Herz ihr ewig dankbar sein wird. — Hätte ich gekonnt, anbetungswürdige Herzogin, ich wäre mitgereist und hätte Ihnen persönlich gehuldigt; aber mich hält hier ein Grund zurück, den Sie gewiß billigen werden: wir schließen nämlich schlecht und recht Frieden! Unterhandlungen, ein Wust von Schreibereien, Vereitlung von Gaunerkniffen, Aufklärung von Zweideutigkeiten, Sicherung gegen Ausflüchte — kurz, eine höchst notwendige, aber keineswegs belustigende Arbeit, die fabelhaft anstrengt!

Welch ein Unterschied gegen die Nachmittage, die man in lehrreichen Unterhaltungen, im Schoße der Freundschaft und Tugend, bei einer gewissen Herzogin bringt, die ich nicht zu nennen wage, um ihr Zartgefühl nicht zu verletzen, Stunden, wo die Freiheit des Wortes mit Anstand gepaart ist, wo die Gelehrsamkeit ohne

¹ Friedrich Wilhelm und Heinrich; vgl. Werke Bd. VIII, S. 203.

Überhebung auftritt, wo das Salz des Wizes nicht mit böshafte[m] Klatsch verseht ist, wo natürliche Höflichkeit herrscht und der Hof ohne Schranken ist! Diese Erinnerung ruft aufs neue meine Sehnsucht nach und die Herren Fritsch und Collenbach¹ helfen mir nicht darüber hinweg. Aber ein jeder muß sein Schicksal auf sich nehmen. Ich hege keine Vorliebe für das mir zugefallene Los: es hält mich davon ab, meinen Wünschen zu folgen, und zwingt mich oft zu Dingen, die mir widerstreben. Ich werde erst dann mit meinem Geschick zufrieden sein, wenn es mir die Freude bereitet, Sie wiederzusehen. Lassen Sie diese angenehme Vorstellung in meinem Geiste walten: sie kann ja eines Tages noch zur Wirklichkeit werden! Und glauben Sie mir: mag ich fern oder in Ihrer Nähe, im Krieg oder im Frieden, in Ruhe oder Unruhe sein, nichts wird die Bewunderung und Dankbarkeit mindern, die ich für Sie hege. Sie sind meinem Herzen zu tief eingeschrieben, um je aus ihm ausgelöscht zu werden.

Ich verbleibe, Frau Cousine, Euer Hoheit getreuster Freund, Vetter und Diener

Friderich.

110. An Heinrich

Leipzig, 2. Februar 1763.

Mein lieber Bruder,

Es wäre Unrecht gegen Dich, wenn ich nicht Dir zuerst die frohe Botschaft mittheilte, daß der Friede geschlossen ist. Wir sind in allem einig. Nächste Woche soll der Vertrag unterzeichnet werden und so wird denn dieser grausame Krieg enden, der soviel Blut, Sorgen und Verluste gekostet hat. Du weißt zu gut, wie ich denke, um anzunehmen, daß ich meine Schande oder etwas für die Nachwelt Schädliches unterzeichnet hätte. Ich glaube, wir haben den besten Frieden geschlossen, der bei unserer Lage möglich war. Ist das geschehen, so schicke ich die westfälischen, rheinischen und preussischen Regimenter unverzüglich heim. Nur die märkischen und pommerschen müssen hier noch so lange warten, bis die Flüsse aufgetaut sind und die Magazine befördert werden können. Bis zur völligen Heimkehr der Truppen wird es also wohl Ende März werden. Ich beileide mich, Dir dies alles brüühwarm mitzutheilen, und bin überzeugt, daß Du lebhaften Anteil daran nehmen wirst.

¹ Von dem sächsischen Freiherrn Thomas von Fritsch gingen am 29. November 1762 die Friedensverhandlungen aus. Hofrat Heinrich Gabriel von Collenbach war der österreichische Friedensbevollmächtigte; vgl. Werke Bd. IV, S. 169 ff.

III. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

Leipzig, 4. Februar 1763.

... Ich weiß, die Welt wirft mir vor, ich begünstigte nur zu gern Leute, deren Glaube sich mit der Orthodorie nicht ganz deckt. Und doch gilt mein Beifall nicht denen, die aus Leichtsinne oder Liederlichkeit oder Tzerei ungläubig sind, sondern ich verlange gute, stichhaltige Gründe. Ein Werk, das sich an die Öffentlichkeit wendet, muß mit strenger Beweisführung und mit dem nötigen Takt geschrieben sein. Es gibt nichts Ungereimteres als den Gedanken, den Aberglauben ausrotten zu wollen. Die Vorurteile sind die Vernunft des Volkes — und verdient dies blöde Volk, aufgeklärt zu werden? Sehen wir doch, daß der Aberglaube zu den Stoffen gehört, aus denen die Natur den Menschen zusammengesetzt hat! Wie soll man gegen die Natur ankämpfen, wie einen so allgemeinen Instinkt durchweg unterdrücken? Jeder soll seine eigene Meinung behalten und die der anderen respektieren. Das ist das einzige Mittel, während der kurzen Lebenspilgerschaft in Frieden zu leben, und vielleicht ist die Ruhe das einzige Glück, für das wir geschaffen sind. Warum soll man sie stören, indem man sich in den Finsternissen der Metaphysik mit Wütenden herumschlägt, die sich für eine Niederlage damit rächen, daß sie ihren Bezwinger zum Abscheu des Volkes machen. Ich überlasse den anonymen Schreiber seinem Schicksal¹, wünsche ihm aber, daß er lange unbekannt bleiben kann; denn sonst läuft er Gefahr, daß ihm übel mitgespielt wird. Die tosnurierten Tyrannen, mit denen er es aufnimmt, verstehen keinen Spaß und würden ihn an den Galgen bringen, weil er falsche Schlüsse gezogen und die Gegenstände der öffentlichen Verehrung zu dreist angegriffen hat. Während man in Frankreich auf ihn fahndet und eifernde Pfaffen seine Hinrichtung betreiben, bringen wir hier das Friedenswerk vorwärts, sodaß die Präliminarien am 11. d. M. unterzeichnet werden können. Ich weiß, teure Herzogin, welchen Anteil Sie daran nehmen und wie Sie sich freuen werden, daß all der Jammer ein Ende findet, der auf Deutschland seit sieben Jahren gelafet hat ...

III. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

Leipzig, 10. Februar 1763.

... In Erwartung des Friedens habe ich ein Werk von Rousseau aus Genf empfangen. Es betitelt sich „Emile“ und läßt mich Ihnen, Frau Herzogin, völlig verpflichtet: all die neuen Hervorbringungen taugen nicht viel. Es ist ein Wieder-

¹ Die Herzogin hatte dem König ein anonymes Werk eingeschickt, auf das sich dieser Brief bezieht.

käuen längst bekannter Dinge, mit ein paar kühnen Gedanken ausgeschmückt und ziemlich elegant geschrieben. Aber nichts Originelles, keine solide Beweisführung, hingegen viel Dreistigkeit von seiten der Autoren. Diese Keckheit, die an Frechheit grenzt, verschnupft den Leser, sodaß ihm das Buch unerträglich wird und er es aus Widerwillen fortwirft. Trieben die Herren Schriftsteller weniger Mißbrauch mit der so schönen Kunst, die Gedanken, die wir besitzen, drucken lassen zu können, dächten sie stets daran, daß jeder, der ein schlechtes Buch schreibt, nicht seinen Ruf begründet, sondern seine Narrheit verewigt, so erschienen nur noch solche Werke, die belehren oder gefallen. Und fürwahr: warum soll das Publikum seine Zeit vergeuden, nur weil ein Narr auf den Einfall gekommen ist, unter die Schriftsteller zu gehen und seine wunderlichen Ansichten zum besten zu geben? Man wird vielleicht einwenden: aber braucht man ihn denn zu lesen? — Man lese ihn nicht, wenn man wüßte, was sein Buch enthält; aber man läßt sich durch den Titel irreführen, ja bisweilen durch einen Namen, der einiges Aufsehen gemacht hat. Die Zeitalter der Unwissenheit litten unter der Dürftigkeit der Literatur; wir hingegen leiden unter ihrem Überfluß und ihrem Mißbrauch. Immerhin: alles in allem ist es besser, Überfluß zu haben, denn wir brauchen ja nur zu wählen — was unsere groben und trübsinnigen Ahnen in den Jahrhunderten der Dummheit, in denen sie lebten, gewiß nicht konnten. Gleichwohl ist heutzutage ein gutes Buch ebenso selten wie früher ein Buch überhaupt . . .

Der alte König

Einleitung

Nach dem Zweiten Schleßischen Kriege hatte die Trauer um Jordan und Keyserlingk Friedrichs Siegerglück gedämpft. Aber damals lebten noch alle Geschwister und mancher erprobte Freund stand ihm zur Seite. Er war jung und fast noch am Anfang. Wie anders 1763! Die sieben furchtbaren Jahre hatten den Fünfziger zum alten Mann gemacht. Die Lieblingschwester und August Wilhelm waren tot, die Gefährten der Friedenszeit fast alle fern oder gestorben. Man wird es ihm nachfühlen können, daß er bei der Rückkehr in die entfremdete Vaterstadt alles Gepränge vermieden sehen wollte.

Einen Greis nannte sich der König schon während des Krieges und das Gefühl, müde und alt zu sein, hat ihn kaum noch verlassen. Mit freundlichem, leisem Spott sieht er den Vergnügungen der Jugend zu. Mag sie fröhlich sein; er wird als „Statist“ dabei sein und erleichtert aufatmen, wenn er wieder „bei einem guten Feuer“ und seinen Büchern sein kann. Nur ein zurückgezogenes und friedliches Leben entspricht „seiner Denkweise und seinen Jahren“, äußert er 1767. Die Geistesfreunden allein sind dauerhaft; „wenn man von allem gekostet hat, kehrt man schließlich zum stillen Leben zurück“. Nur für wenige Wochen pflegte der König noch nach Berlin zu den Karnevalsfestlichkeiten zu kommen; kurz vor seinem Geburtstag suchte er, um dessen Feier zu entgehen, sein stilles Potsdam bereits wieder auf. Auch seine schwache Gesundheit legte Friedrich Schonung auf; besonders die Gicht quälte ihn oft, dazu andere schmerzhaft Leiden. Er hatte sich früh mit Todesgedanken vertraut gemacht. Die vielen Krankheiten bedeuteten ihm eine Mahnung, das „Bündel zu schnüren“. Nach dem Bayrischen Erbfolgekrieg meint er, der Tod würde es nicht schwer haben, seinen Lebensfaden zu durchschneiden. Doch er werde die Welt ohne Wehmut verlassen; Todesgedanken sollten ihn die Heiterkeit der Seele nicht trüben.

Die Heiterkeit der Seele sah Friedrich, je älter er wurde, als das höchste Glück auf Erden an. Er war als König sich selbst, seinen Beamten und Offizieren gegenüber hart und unerbittlich, und manche seiner Aussprüche hat man so ausgelegt, daß er ein kalter Menschenverächter geworden wäre; selbst der Vergleich mit Liberius ist gezogen worden. Bei solcher Betrachtung wird man Friedrich nicht gerecht. Schwerlich wird sein Charakter sich auf eine einfache Formel bringen lassen; denn sein Wesen war

das oft unvermittelte Nebeneinander von Gegensätzen, vielleicht ein Erbteil von seinem Vater. Friedrich Wilhelm I. hatte einmal einen höheren Beamten eines Amtsvergehens wegen zum Tode verurteilt. Als der Prediger ihn beim Gottesdienst um Barmherzigkeit bat, war er tief erschüttert —, aber am nächsten Morgen wurde das Urteil vollstreckt. Hatte er sein Amt doch von Gott erhalten, und jede Schwäche in der Erfüllung seiner Pflichten war Sünde gegen Gott. So anders Friedrich auch über sein Königsamt dachte, in der Strenge seiner Pflichtauffassung glich er ganz seinem Vater. Er glaubte sich durch Vertrag der Volksgenossen erhoben, Recht und Gerechtigkeit zu wahren und den Frieden zu schützen. Doch darum war er nicht minder streng als sein Vater, wo es diese Pflichten galt. Nur darf das nicht verallgemeinert und auf seine ganze Persönlichkeit erstreckt werden.

Zu weiterem Mißverständnis gibt das traurige Verhältnis Friedrichs zu seiner Gemahlin Anlaß. Man hat daraus gefolgert, daß ihm das Bedürfnis nach Familienglück fehlte. Seine Geschwister und deren Kinder haben erfahren, wie inniger Liebe das Herz „des alten Antkels“ fähig war. Der Besuch seiner Schwestern war ihm jedesmal eine große Freude; er bot ihnen in seinem stillen Sansfouci so viel er nur konnte und plauderte mit ihnen von „Großmutter's Zeiten“. Drei Schwestern starben vor ihm; besonders der Verlust Ulrikens „zerriß sein Herz“. „Ein Schwarm von Neffen und Nichten“ umgab ihn; er sah sie gern bei sich, denn alle waren „gutgeartete Kinder“. Er entschuldigte sich wohl, wenn er sie einlud, daß er ihrem Frohsinn nicht genug bieten könnte und bat andere Gesellschaft zu. Die herzlichsten und scherzhaftesten Briefe zeigen jedoch deutlich genug, daß der kinderlose Greis sich ein warmes Herz für die Jugend bewahrt hatte. Er selbst erzählt einmal, wie er an ihren harmlosen Karnevalsbelustigungen sich beteiligte. Seine Lieblinge waren Heinrich und Wilhelmine, die jüngeren Kinder August Wilhelms, während der künftige Thronfolger ihm große Sorgen bereitete. Auf Heinrich setzte er große Hoffnungen, und dessen jäher Tod traf ihn persönlich und als König aufs schwerste. „Ein Vater kann seinem einzigen Sohn nicht mehr nachweinen als ich diesem liebenswerten Jüngling.“ Während sind die Briefe des alten Mannes an seine jung verheiratete Nichte Wilhelmine, Heinrichs Schwester.

Treue zu halten, das war ein Grundzug in Friedrichs Wesen. Selbst in jenen Jahren lehnt er es noch ab, die Stätten der Jugend aufzusuchen, wo er einst mit geliebten Toten gelebt hatte. „Die Erinnerung an sie stimmt mich schwermütig, und obgleich ich mich anschickte, ihnen bald zu folgen, leide ich doch darunter, sie nicht mehr zu sehen.“ In dem Lieblingschloß und Witwenitz seiner Mutter, in Montbijou, darf nichts geändert werden. „Ich hege eine solche Verehrung für sie, daß ich nie etwas zerstören werde, was mich irgendwie an sie erinnert.“ Nur eins fürchtet er in der Welt, den Verlust der Freunde und Verwandten. Und es wurde sein Schicksal, fast alle, die er geliebt hatte, vor sich sterben zu sehen. Kaum ein Jahr verging, das ihm keinen schmerzlichen Verlust brachte. „Unsere Familie“, klagt er einmal,

„kommt mir wie ein Wald vor, in dem der Sturm die schönsten Bäume umgeworfen hat, wo man von Zeit zu Zeit eine entwipfelte Fichte erblickt, die nur noch an ihren Wurzeln zu hängen scheint, um dem Sturz ihrer Gefährten zuzuschauen und all die Sturmshäden und Verwüstungen des Unwetters zu sehen.“

Die Tafelrunde, die sich vor dem Krieg um den König vereinigt hatte, war aufgelöst. Mit Voltaire waren die Beziehungen lange unterbrochen, herzlich wurden sie auch später nicht mehr, so sehr Friedrich auch sein Genie bewunderte. Algarotti war in Italien gestorben, d'Argens blieb nur noch wenige Jahre in Preußen und kehrte dann für immer in seine provenzalische Heimat zurück. Dagegen siedelte sich Lord Marschall wieder in Potsdam nahe bei Sanssouci an, der treue, stets bewährte Freund; er starb 1778 während des Erbfolgekrieges. Fouqué lebte als Domherr in Brandenburg. Friedrich wechselte gelegentlich Besuche mit ihm; seine Briefe an ihn beweisen die Fortdauer der alten, herzlichen Freundschaft. Die tägliche Gesellschaft des Königs wurden fast ausschließlich Offiziere, die Tischgespräche wandten sich dementsprechend in steigendem Maße praktischen und militärischen Fragen zu. Die letzten Jahre leistete dem König der geistreiche Marchese Lucchesini Gesellschaft, der die heitere Ungezwungenheit und Vielseitigkeit Friedrichs nicht genug zu rühmen weiß. Eine schmerzliche Enttäuschung war es für ihn, daß er den Mann nicht dauernd an sich zu fesseln vermochte, den er nächst Voltaire als Träger des französischen Geisteslebens am höchsten schätzte und den er zudem als lauterer Charakter achten konnte, d'Allembert. Nur zwei Monate im Sommer 1763 war dieser in Sanssouci, dann ging er nach Frankreich zurück, da er seine Unabhängigkeit nicht aufgeben wollte. Vergeblich ließ Friedrich den Präsidentensstuhl der Akademie lange Jahre unbesezt; d'Allembert kam nicht, um ihn einzunehmen. Der König knüpfte wohl auch mit anderen französischen Gelehrten Verbindungen an, aber keiner trat ihm persönlich nahe. Herber noch als das Hinsinken der Geschwister scheint er das Fehlen von Freunden empfunden zu haben. „In der Jugend macht man solche Verluste durch neue Bekanntschaften wett“, äußert er einmal, „wen wie uns die Bürde der Jahre drückt, der schließt keine Freundschaften mehr“.

So lebt er denn in unfeilwilliger Einsamkeit „einsiedlerisch wie ein Trappist. Ich lese, gehe spazieren und sehe keinen Menschen. Aber ich unterhalte mich mit den Toten, indem ich ihre guten Werke lese“. In die Freistatt der Wissenschaft und Kunst „habe ich mich auf meine alten Tage geflüchtet: da finde ich das einzige Glück, das unserm elenden Geschlecht hienieden erreichbar ist“. Auch in seinem letzten Kriege widmet er der Literatur die wenigen Augenblicke der Muße, die er erübrigen kann; nur sie bietet ihm „Trost und Erleichterung von der Bürde des Lebens“. Er ist auch hier den Freunden der Jugend treu geblieben; von den Alten sind die Skeptiker Lutrez und Cicero ihm am liebsten, von den modernen Bayle, Racine und Voltaire, der Skeptiker und die Klassiker. Er liest die neuen französischen Werke von Rousseau, Holbach und Diderot, er verfolgt auch die belletristischen Neuerscheinungen. Aber

mit geringen Ausnahmen lehnt er all das ab. Die neuesten französischen Bücher sind ihm „recht zuwider. Die Großen, die den Ruhm jener glücklichen Zeiten bildeten, sind dahin“; Voltaire und d'Alembert sind die letzten, sie möchte er nicht überleben. Als beide tot sind, gibt er „alles auf, was in Frankreich zur Literatur gehört. Ich kümmerge mich nicht um ihr Theater und um ihre Poffen“. Interesse für das Theater, d. h. das klassische französische Schauspiel, hat Friedrich sich bis ins Alter bewahrt. Er verlangte „wahre Darstellung unserer Leidenschaften, so wie sie sind. Dieser Anblick erschüttert mich im tiefsten Herzen; sobald aber die Kunst die Natur erstickt, werde ich kalt“. Das englische Schauspiel gefiel ihm nicht; er vermüßte dort Geschmack und „Beachtung der Regeln“. Goethes „Göz“ erschien ihm als eine „abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke“, voll niedriger Plattheiten. Eher wurde er noch der älteren Generation, Klopstock, Wieland und auch Lessing, gerecht. Ja, er ahnte, daß das klassische Zeitalter der Deutschen nahe war; wie bald und wie herrlich sollten doch seine landesväterlichen Wünsche erfüllt sein, „die deutschen Schriftsteller an Würde und Rang den auswärtigen den Rang streitig machen zu sehen“. Schon könne man beobachten, wie „die Saat edlen Wettseifers in den Geistern aufkeimt. Wir schämen uns, unsern Nachbarn in manchem nicht gleichzusehen. Doch wer zuletzt kommt, überholt bisweilen seine Vorgänger. Unsere Nachbarn werden Deutsch lernen. Die Höfe werden mit Vergnügen Deutsch sprechen. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich werde sie nicht mehr sehen. Mein Alter raubt mir die Hoffnung darauf. Ich bin wie Moses: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten“. An diese Worte soll sich halten, wer über die Stellung des alten Königs zur deutschen Literatur urteilt, nicht an seine gewiß verständnislose Auffassung eines Jugendwerkes von Goethe, das aber, wie man nicht vergessen darf, all den Kunstregeln ins Gesicht schlug, denen er sein Leben lang gefolgt war.

In anderen Beziehungen ist Friedrich freilich noch weniger der Entwicklung des deutschen Geisteslebens gefolgt. In der Musik hielt er sich weiter an die Italiener; die deutschen Meister, Gluck, Haydn und Mozart, schätzte er nicht. Prinz Heinrich ging in der Verurteilung Mozarts übrigens gar so weit, daß er meinte, im Lärm einer solchen Symphonie fehlten nur noch Kanonenschläge. Vor allem blieb dem König aber der deutsche Denker unbekannt, von dem eine neue Epoche der Philosophie datiert werden muß, Immanuel Kant. Das ist um so tragischer, als ja eben die Philosophie seine Lieblingsbeschäftigung war und blieb, wengleich er seit lange darauf verzichtet hatte, in ihr unmittelbaren Trost für großen Schmerz zu suchen. Deswegen blieb sie ihm aber doch eine Stütze in den schweren Kriegsjahren und im Alter. Seine Auffassung von seinem Königsamt ruhte auf philosophischer Grundlage.

Als Friedrich sich mit Philosophie zu beschäftigen anfing, glaubte er, hier die Lösung aller Welträtsel finden zu können. Diese überschwängliche Stimmung wich

noch in der Kronprinzenzeit einer skeptischen Beurteilung der Metaphysik, an der er im ganzen festgehalten hat; jedenfalls ist er im Alter zu ihr zurückgekehrt. Zur sicheren Erkenntnis gebe es in der Metaphysik nicht Tatsachen genug. „Wir selber schaffen uns die Prinzipien, die wir auf diese Wissenschaft anwenden. Sie dienen uns nur dazu, uns desto methodischer zu verirren.“ Man dürfe sich für kein philosophisches System entscheiden, denn in jedem begegnen Widersprüche und Unklarheiten. Die Wahrheit scheine für den Menschen wenig geeignet zu sein; der Irrtum ist sein Erbteil. „Wir verbringen unser halbes Leben damit, uns von den Vorurteilen unserer Vorfahren zu befreien, aber zugleich lassen wir die Wahrheit in ihrem Brunnenschacht, aus dem sie auch keine Anstrengungen der Nachwelt herausziehen werden. Soviel wir uns auch anstrengen, die letzten Dinge werden unsern Blicken wohl immer verhüllt bleiben.“ Doch auf deren Erkenntnis können wir schließlich verzichten. Die Hauptsache ist, daß wir lernen, gut und böse zu unterscheiden. Denn auf die Moral zu wirken, ist die Aufgabe der Philosophie. Stets werde er die Sekte bevorzugen, die den besten Einfluß auf die Sitten ausübe. „Ich habe lediglich das Menschenglück und den Vorteil der Gesellschaft im Auge.“ Die Lehren der Philosophie in die Wirklichkeit umzusetzen, danach zu trachten, Wohltäter der Menschen zu werden, das ist wahre Philosophie. Was nützt die Wissenschaft? Diese Frage stellt auch Friedrich, als ein echter Sohn der Aufklärung. Wozu hätten die neuen Erfindungen auf dem Gebiet der Chemie, der Elektrizität und des Magnetismus geholfen? Darum würden doch nicht weniger Verbrechen begangen. Die Philosophie dürfe „das Gebiet der Moral und der Sitte“ also nicht vernachlässigen. Er ließ einen Auszug aus Bayles Wörterbuch anfertigen und in billiger Ausgabe verkaufen, um die Aufklärung recht weit zu verbreiten. „Nicht Bosheit, sondern mangelhafte Überlegung macht die Menschen schlecht. Lernten sie konsequenter denken, so würden auch ihre Handlungen vorteilhafter ausfallen.“

Ihm selbst hat die Beschäftigung mit der Philosophie Gleichmut und Abgeklärtheit beschieden. Lohnt es, sich um die Widerwärtigkeiten und Leiden des kurzen Erdenlebens zu erregen? „Unser Leben ist zu kurz, als daß wir uns an Dinge klammern sollten, die unsern Augen bald für ewig entrückt sind.“ So Schweres er auch durchzumachen hat, all das raubt ihm seine Heiterkeit nicht; „ich werde mich mit lachendem Anlitz begraben lassen“. Glücklich ist er nur in den wenigen Augenblicken der Ruhe gewesen. Am liebsten hätte er das Leben als begüterter Privatmann genossen und den Rat Epikurs befolgt, sich niemals in Staatsgeschäfte zu mischen, sondern ganz wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen zu leben. Bis ins höchste Alter klagt er, daß er seine Arbeiten nicht habe ausreifen lassen können; „zeitlebens war ich ein Spielball der Schicksalslaunen und meine Tätigkeit raubt mir die Zeit, die ich zum Nachdenken benutzen könnte.“ Als Philosoph nennt er den Ruhm ein Vorurteil; und doch muß er zugeben, daß dieser falsche Glanz auch ihn noch blendet. Er bewegt sich als Greis zwischen denselben Widersprüchen wie als Kronprinz.

Den praktischen Nutzen der Wissenschaften und der Philosophie untertrieb Friedrich stark, so weit er auch davon entfernt war, nach ihm mit solch eindeutiger Deutlichkeit zu fragen, wie das einst Friedrich Wilhelm III. tun sollte. Mit leisem, freundlichem Scherz erzählt er d'Alembert von seinen Gesprächen mit den schwergelehrten Akademikern. Und doch konnte er es nicht lassen, sich gerade mit den unpraktischsten und letzten Fragen der Philosophie bis in seine letzten Jahre zu beschäftigen. In der Existenz Gottes hat der König nie gezweifelt. Dieser Glaube war ihm kein Herzensbedürfnis, denn er war überzeugt, daß Gott die Gebete nicht erhörte, sich um den Einzelmenschen nicht kümmerte; vielmehr folgerte er rein verstandesgemäß die weltbeherrschende Intelligenz aus der zweckvollen Einrichtung der Welt, im besondern aus dem Dasein der menschlichen Vernunft. Wie sollte das Weltall, das ungleich organisierter ist als der Mensch, „nicht eine Intelligenz besitzen, die der einer so hinfälligen Kreatur unendlich überlegen ist? . . . Die Vernunft, die mir erstaunliche Zusammenhänge in der Natur zeigt und mich die auffälligen und handgreiflichen Endursachen erkennen läßt, zwingt mich zu der Annahme, daß eine Intelligenz über dieser Welt waltet und den allgemeinen Zusammenhang der Maschine aufrecht erhält. Diese Intelligenz denke ich mir als den Urquell des Lebens und der Bewegung.“ Die materialistisch-atheistischen Schriften Holbachs und seines Kreises veranlaßten ihn zu geharnischten Erwidern, um so mehr, als dieser nicht bloß seiner Philosophie, sondern auch seiner monarchischen Staatsordnung den Krieg erklärt hatte.

Gott lenkt nur den allgemeinen Zusammenhang. Über dem Einzelwesen als solchem wacht er nicht. Wir sind Ameisen vergleichbar gegenüber der Unendlichkeit des Weltalls und wähen doch, „der himmlische Hof mit dem ganzen Chor seiner Engel und Heiligen tut weiter nichts, als die Zeitungen von unsern Torheiten zu lesen“. Immerhin war Friedrich von dem strengen Deismus seiner Mannesjahre abgekommen und hatte sich der Auffassung wieder genähert, die er sich als Kronprinz gebildet hatte, wie zwei Briefe an die Kurfürstin von Sachsen aus dem Jahre 1778 beweisen. „Da die göttliche Vorsehung“, schreibt er dieser, „alles vorhergesehen hat, so kann nichts gegen ihre ewigen Ratschlüsse geschehen. Wie man die Materie auch ansehen mag, man muß doch stets zugeben, daß sich nichts ohne Gottes Willen ereignen kann, somit auch, daß er alles lenkt. Aus dieser handgreiflichen Wahrheit folgt, daß der Mensch nichts als ein geringes Werkzeug in den Händen der Allmacht ist, die sich seiner nach ihrer unendlichen Weisheit zur Verwirklichung ihrer Ratschlüsse bedient.“ Gott führt uns wie Drahtpuppen „nach einem uns unbekanntem Ziele, das aber notwendig zur allgemeinen Verfertigung der Ursachen des Weltgeschehens gehört“. In dieser Weltordnung sind Kriege und andere Übel „wohl notwendig“. Vor der „fürchterlichen Lasterung“, in Gott folglich auch den Urheber des Bösen zu sehen, bewahrte sich Friedrich eben dadurch, daß er Gott als über das Einzelgeschehen erhaben annahm. „Das Verhängnis finden wir vielmehr im

Spiel der unberechenbaren Ursachen, im Gegeneinanderwirken einer Menge von Menschen, in der Beschaffenheit unsers Organismus, der die Menschen so verschieden macht, in unsern Leidenschaften, die uns beständig erregen und quälen.“

Noch ein anderer Grund hindert den König, an eine Gottheit, die alles im einzelnen regelt, zu glauben, seine Annahme nämlich, daß der Mensch bis zum gewissen Grade willensfrei wäre. Solange er geglaubt hatte, daß Gott alles leite, war ihm die Unfreiheit des Menschen die selbstverständliche Folgerung hieraus gewesen. Noch als Kronprinz war er in dieser Meinung wandelnd geworden. Die Erfahrung zeige, so urteilte er jetzt, „daß die Menschen bis zum gewissen Grade frei sind, denn sie können zwischen ihrer Vernunft und ihren Leidenschaften wählen“. Wäre es anders, so könnte niemand sich ändern oder sich bessern. „Dann muß man Geseze, Erziehung, Strafen und Belohnungen als überflüssig und zwecklos ansehen. Von Tag zu Tag werde ich mehr inne, daß die Strafen und Belohnungen gleichsam die Schutzmauern der Gesellschaft sind . . . Sobald wir das Dogma der Fatalität annehmen“, bemerkt er gegen Holbach, „gibt es nicht mehr Moral und Tugend und der Bau der menschlichen Gesellschaft bricht zusammen.“ Furcht vor Strafen, Hoffnung auf Belohnungen erhält die Gesellschaft; denn das Wesen des Menschen ist der Eigennuz.

Den Eigennuz hielt der König sogar für stärker als das Bedürfnis der Masse nach Religion. „Die unmittelbaren Vorteile des Eigennuzes oder des Ehrgeizes oder der Wollust fallen weit mehr ins Gewicht, als die Strafen im Jenseits; denn die Gegenwart macht auf die Menschen viel tieferen Eindruck als die Gefahren, die sie nach einem ihnen noch fern dünkenden Tode bedrohen.“ Und doch war er überzeugt, daß der Hang zum Übersinnlichen aus dem Menschenherzen nicht getilgt werden könnte. „Die Menschheit ist ein unverbesserliches Tier, mehr sinnlich als vernünftig. . . Diese Tiere, die die Schulweisheit vernünftig zu nennen beliebt, sind unvernünftig.“ Alle Philosophen der Welt mögen sich um ihre Aufklärung bemühen, es wird vergebens sein. „Furcht, Schwäche, Leichtgläubigkeit, vorschnelles Urteil, das alles lockt den Menschen in ein Wundersystem.“ Selbst wenn sich eine religionslose Gemeinschaft bilden würde — nicht lange, und auch sie huldigte einem Aberglauben.

Zimmerhin darf man den Priestern, den „Werkzeugen des Fanatismus“, nicht freien Lauf lassen. Vielmehr soll man versuchen, durch steten Widerspruch gegen das Wunderbare künftige Geschlechter toleranter zu machen und von religiösen Verbrechen abzubringen, die die Gesellschaftsordnung stören. Toleranz fordert Friedrich von jeder Seite. Die Gläubigen sollten die Denkenden dulden, diese aber auch die in den Vorurteilen der Religion Befangenen. Er selbst hielt von seinen Schriften alle geheim, die in dieser Beziehung Anstoß erregen konnten. Er erklärte sich bereit, französischen Philosophen, denen es in ihrem fanatischen Vaterlande zu schwül geworden war, eine Freistatt auf preußischem Boden zu gewähren, vorausgesezt, daß sie niemand belästigten. Wenn abergläubische Väter ihre Kinder in

ihren Ansichten unterrichten lassen wollten, werde er sie daran nicht hindern. Er kannte er sich doch garnicht das Recht zu, auf die religiösen Meinungen irgendwelchen Zwang ausüben zu dürfen. Friedrich meinte, eine Gesellschaft habe sich einen Fürsten gewählt und sich ihm unterworfen, damit er die zuvor schon festgesetzte Rechtsordnung wahrte. „Müßte man nicht von Sinnen sein, um sich vorzustellen, Menschen hätten zu einem ihresgleichen gesagt: wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven sein wollen und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deinem Willen zu lenken? . . . Vielmehr verlangen wir von dir, daß du unsere Freiheit achtest.“ Es wäre „Gewalttätigkeit, wenn den Vätern die Freiheit genommen wird, ihre Kinder nach ihrem Willen zu erziehen“. Dabei glaubte er rein theoretisch, daß die Religion zum Bestehen des Staates nicht notwendig sei.

Sehr viel maßvoller als die meisten Aufklärer hielt der König sich von jeder Beschimpfung des eigentlichen Christentums fern. Trotz aller Ausschreitungen der Kirche wäre es eine lächerliche Übertreibung, zu behaupten, das Christentum schüfe nur Verbrecher; „man darf das Gesetz nicht mit dem Mißbrauch verwechseln“. Das Urchristentum habe eine reine, der stoischen verwandte Moral gepredigt, aber der Ehrgeiz der Priester habe es bis zur Unkenntlichkeit entstellt. „Unsere heutigen Religionen gleichen der Religion Christi so wenig wie der der Propheten. Jesus predigte Duldung, und wir verfolgen; Jesus predigte eine gute Moral, und wir üben sie nicht. Jesus hat keine Dogmen aufgestellt, und die Konzile haben reichlich dafür gesorgt.“ Nicht dem Christentum, wohl aber seinen Entartungen steht er unbedingt ablehnend gegenüber. Den Protestantismus bevorzugt er, „weil dieser weniger verfolgungsfüchtig und abergläubisch ist und den wenigsten Schaden stiftet“, nicht etwa aus dogmatischen Gründen, die ihm völlig gleichgültig sind. „Möge man auch an die Unsterblichkeit glauben, ich habe nichts dagegen, vorausgesetzt, daß man sich deshalb nicht verfolgt.“

Der Katholizismus forderte noch damals in Frankreich manches Todesopfer. Aber trotzdem schien seine Macht gebrochen, die Jesuiten wurden aus den katholischen Ländern vertrieben. „Der Papst hat seinen Idealkredit verloren, der auf der Dummheit der Völker beruht. Das Gebäude der römischen Kirche beginnt zu wanken; es fällt vor Alter ein . . . Die Werkzeuge des Aberglaubens werden einrostern, der Hüter des Paradieses wird auf die Stellung eines Bischofs von Rom herabgedrückt werden.“ Nicht die Vernunft werde die Kirche stürzen, darauf sei nicht zu hoffen, sondern die Geldgier der durch Kriege erschöpften Fürsten. Die würden die Kirchenschätze einziehen; den Kirchenstaat eignet sich Oesterreich an und macht den Papst zu einem österreichischen Bischof. Das hat dann zur Folge, daß die anderen katholischen Staaten sich Staatskirchen einrichten. Das Ende aller Religion zu erleben, darauf könne er nicht hoffen, aber vielleicht wird es nach ein paar Jahrhunderten so weit sein.

Dieser Optimismus stimmt wenig zu der herben Auffassung, die der alte König sich von der Menschheit während des Krieges gebildet hat und von der er auch nicht

mehr abgewichen ist. Er sehe die Menschen, wie sie in Wirklichkeit sind; „ich habe oft über das Böse, das sie mir antaten, geschäumt“. Er nennt den Menschen ein „boshaftes Tier, das bezähmt werden muß, wenn es der Gesellschaft nicht schaden soll“. Einst hatte er mit Leibniz und Wolff geglaubt, diese Welt wäre die beste aller Welten; für diese Auffassung hat er jetzt nur noch Spott übrig; „sie ist die denkbar schlechteste aller Welten . . . Überblickt man das Leben selbst des glücklichsten Menschen, so findet man, daß die Summe der Übel die des Guten überwiegt . . . Ohne Unterlaß schaukeln wir hin und her zwischen einer Fülle von Kummer und ein paar Augenblicken der Befriedigung. Dies Los ist allen Menschen gemeinsam“. Jedenfalls sein Leben war ein „Gespinnst von Widerwärtigkeiten, Kummer und Elend“.

Aber Friedrichs Pessimismus wurde nicht praktisch. Seine Frohnatur erhob ihn über die Erkenntnis der Eitelkeit alles Irdischen und sein heroisches Pflichtbewußtsein wurde durch seine Menschenverachtung und Resignation nicht abgeschwächt. Alle, die ehrlich am Wohl der Gesellschaft arbeiten, äußert er einmal d'Almeida gegenüber, sind wohlmeinende Träumer. Aber er fährt fort: „Nichtsdestoweniger will ich in dem kleinen Kreise, in den der Zufall mich gestellt hat, daran arbeiten und seine Bewohner glücklich machen“, so schwer das auch wäre. „Gutes tun ist eine Pflicht, die jeder Mensch, solange er vegetiert, je nach seinen Mitteln erfüllen muß. Die Gesellschaft soll uns Gutes erweisen und wir alle sollen gegenseitig zu ihrem Besten arbeiten.“ Wie wenig bedeuten doch alle die herben Urteile Friedrichs, wenn man auf das eigentlich Unsterbliche in ihm sieht, auf sein Walten als König. Ja, man darf sagen, dieses hebt sich um so gewaltiger von dem Hintergrunde seiner widerpruchsvollen, feinnervigen Natur ab.

Der junge Herrscher hatte alle Welt vergnügt und glücklich machen wollen. Die Resignation des Alters drückt dasselbe Gefühl so aus: „Ich bin froh, wenn ich dem Volke, das die Vorsehung meiner Obhut anvertraut hat, in Ruhe und Frieden so viel Gutes erweisen kann, als ich ihm schuldig bin.“ Alle Erwerbszweige wurden unterstützt und gefördert, einmal, um so die dem Staat zur Verfügung stehenden Mittel zu erhöhen, dann um dem Einzelnen möglichst zu helfen. Wohlstand wollte Friedrich schaffen, denn der „trägt zum menschlichen Glück bei und erleichtert die Bürde des Lebens“. Dagegen hielt er großen Reichtum für gefährlich. „Es hat sich gezeigt, daß alle Monarchien durch Reichtum verderbt worden sind. Reichtum zeitigt Luxus; die Reichen erwerben sich Ansehen und nun glaubt jeder, Geld sei ebensoviel wert wie Verdienste. Mit welchen Mitteln man es erreicht hat, ist einerlei; es kommt nur darauf an, wer am meisten hat. Von da beginnt die Sittenverderbnis.“

Mit derselben Raslosigkeit wie vor dem großen Kriege widmet der König sich der fortlaufenden Verwaltungsarbeit, exerziert er seine Garde und unternimmt er seine wochenlangen Inspektionsreisen in die Provinzen. Nur für ein paar Hochsommerwochen gönnt er sich Ruhe in Sanssouci. Italien zu sehen ist sein Wunsch von

Jugend auf gewesen; er hat ihn sich versagt; zu längeren Reisen hätten Fürsten keine Zeit.

Friedrich fühlt sich nach dem Kriege „ausgedient“. Die „Bühne des Zufalls und der Schicksalslaunen“ will er gern Wettkämpfern frei lassen, „die frischer sind als ich und die der falsche Glanz des Ruhmes noch mehr berauscht . . . Ich beschränke mich darauf, die nötigen Anstalten zu treffen, alles im voraus einzurichten, die Klingen gut zu schärfen und Geldmittel anzufammeln“. Die Tageseinteilung ist genau geregelt, die Zeiten für die alljährlichen Inspektionsreisen sind fest bestimmt; Ermattung und Alter hindern den König nicht an ihrer Ausführung. „Ich tue, was meine Pflicht in diesem Lande erheischt“, schreibt er 1770 an Ulrike, „dessen einzige Stütze seine Wehrmacht ist. Ich tue es guten Mutes, aber bisweilen wird es mir sauer. Früh schon stehe ich auf, denn ich habe viele Geschäfte zu erledigen, sitze aber nicht mehr wie einst die Nächte durch auf.“ Im März 1775 heißt es: „Die Exerzierzeit fängt bald an und wir reinigen unsere alten Waffen vom Rost, damit sie im Ernstfalle scharf sind und gebraucht werden können.“ Im Sommer 1778 nötigten die bedrohlichen Machtbestrebungen Österreichs Friedrich noch einmal, die Waffen aufzunehmen. Er klagte Heinrich damals: „Diese Bürde ist in meinen Jahren ziemlich schwer und ich weiß nicht, wie ich sie tragen soll.“

Seine Inspektionsreisen gelten „dem Militär und den Finanzen“. Schon 1774 hätte er sie „gern beschränkt. Aber sie sind so nötig, daß ich sie nicht aufgeben kann“. Zehn Jahre später heißt es: „Meine Rundreisen sind für dies Jahr sämtlich beendet und ich fange an, etwas Ruhe zu genießen, was ich um so nötiger habe, als meine Kräfte von Jahr zu Jahr mehr schwinden und das Alter mich gebieterisch darauf hinweist, daß meine guten Jahre vorüber sind. Mark Aurel sagt: ‚Du bist eine Seele, die einen Leichnam herumschleppt‘. Das trifft für mein Alter nur zu sehr zu. Aber wie dem auch sei, der Leichnam muß sich tummeln.“ Im nächsten Herbst zog der König sich auf einer Truppenschau in Schlesien den Keim zu der Krankheit zu, der er am 17. August 1786 nach monatelangem, qualvollem Siechtum erlag. Bis fast zum letzten Tage hatte sein stahlharter Wille den sterbenden Körper beherrscht. Er starb, wie er zuletzt gelebt hatte, einsam und ganz erfüllt von dem Gedanken an sein Volk.

113. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha



Dahlen, 19. Februar 1763.

Die beiden Briefe¹, in denen Sie mir, teure Herzogin, Ihre liebenswürdige Theilnahme an unserm Frieden ausdrücken, erhielt ich gestern in Meissen und heute. Ich rechne so fest auf Ihre Güte und Freundschaft, daß ich alles Glück, das mir begegnet, vor allem Ihnen mitzutheilen eile. Der Friede bringt ungeheure Arbeitslast mit sich. Ich werde noch für lange zu tun haben, erstens, um die Truppen auseinanderzuziehen, dann, um zahlreiche Maßnahmen für das Militä-

tär zu treffen und mehr noch für die Provinzen und die Finanzen. Aber der Mensch ist nun mal zum Arbeiten da, wie der Ochse zum Pflügen, und so darf man nicht darüber klagen und muß sich mit seinem Schicksal bescheiden. Wie Sie, Frau Herzogin, sehr richtig bemerken, ist das die einzige Art, das bißchen Glück zu genießen, das uns zugemessen ist. Sie sagen, verehrte Herzogin, es wäre kein Schade, wenn das Schicksal Ihnen mehr zugedacht hätte. Den Vorteil davon hätten Ihre Untertanen, denn Ihre wohlthätige Hand würde ihre Gaben dann verschwenderischer aus-
teilen. Das fühlen sie, Frau Herzogin; Ihr bewundernswerter Charakter ist ihnen bekannt. Ich habe selbst gesehen, wie dankbar sie waren und wie fest überzeugt, daß die Gnaden, die Sie ausschütteten, eine Grenze nur in Ihren beschränkten Mitteln fanden. Wie abstoßend wirkt da der Vergleich mit Sachsen! Das unglückliche, durch sechs Kriegsjahre zugrunde gerichtete Volk ist noch vor der Unterzeichnung der Präliminarien mit neuen Auflagen bedrückt worden. Wahrhaftig, wer solcher Härte fähig ist, verdient nicht glücklich zu sein. Das Volk erwartet die Rückkehr des Hofes nach Dresden wie einen Hagelschlag, der das bißchen Getreide vernichtet, das der Mißwachs aufkommen ließ. Sie ist wie ein Wettersturm, wie die Pest, die das Volk und die Großen heimsucht und alles zerstört. Wüste Brühl, wie sehr er verabscheut wird, ich glaube, er haßte das Leben und seine Stellung wäre ihm verleidet. Die Welt ist auf die Dauer doch gerecht: sie schätzt jeden nach seinem Verdienst. Bisweilen fällt sie voreilige Urtheile, aber die Zeit berichtigt sie stets.

¹ Diese Briefe liegen nicht vor.

Geruben Sie, meine teure, meine anbetungswürdige Herzogin, mir Ihre Güte und kostbare Freundschaft zu erhalten. Sie werden mir die Öffentlichkeit und die ganze Welt ersetzen. Ich sage mit Cicero:

Die Götter sind mit Cäsar, aber Cato
folgt dem Pompejus . . .¹

Sie werden über Cäsar, Cato, Pompejus und mich lachen, Frau Herzogin, und Sie haben recht. Wozu zitieren und mich mit Cato vergleichen?² Ein schöner Vergleich! Kurz, ich glaube zu hören, daß Sie das alles sagen und daß Frau von Buchwald³ hinzusetzt: „Mit seinen Vergleichen hat er kein Glück. Cato war ein verbissener Stoiker und Sie sind die liebenswerteste Frau. Mag er mit seinem Cato das Weite suchen und lieber schweigen, als soviel Unsinn schreiben.“ Frau von Buchwald, ich bin ganz Ihrer Meinung. Gestatten Sie jedoch, daß ich diesen Brief nicht schließe, ohne von meiner anbetungswürdigen Herzogin Abschied zu nehmen! Ja, göttliche Herzogin, ich will Ihnen nur beteuern, daß meine Gefühle und meine Bewunderung für Sie erst mit meinem Tode ein Ende haben werden. Ich bin, Frau Cousine, Euer Hoheit getreuer Vetter und Diener

Friderich.

114. An d'Argens

Dahlen, 25. Februar 1763.

. . . Wir haben Briefe aus Wien erhalten, wonach die Friedenspräliminarien dort allgemeine Freude hervorgerufen haben. Die Kaiserin soll den Überbringer fast umarmt haben. Die Ratifikationen werden morgen, spätestens übermorgen eintreffen. Nach meiner Rechnung glaube ich Sachsen nicht vor dem 12. März verlassen zu können. Dann brauche ich vierzehn Tage, um die Dinge in Schlessien wieder zu ordnen, und nach willkürlicher Schätzung werde ich nicht vor dem 29. nächsten Monats in Berlin sein können.

Alles Gute dabei bin nicht ich, lieber Marquis, sondern das ist der Friede. Es gebührt sich, daß die guten Patrioten und das Publikum sich darüber freuen. Was mich armen Greis betrifft, so kehre ich in eine Stadt zurück, von der ich nur die Mauern kenne, wo ich keinen Bekannten wiederfinde, wo eine Niesenaufgabe meiner harret und wo ich bald meine alten Knochen in einem Asyl lassen werde, das weder Krieg noch Unglück, noch die Schlechtigkeit der Menschen antasten kann. Ich bin hier in einem Landhause, wo ich zurückgezogen lebe und meinen gewöhnlichen Beschäftigungen obliege. Mir fehlt nichts als der liebe Marquis; doch ich hoffe ihn in Berlin wiederzusehen . . .

¹ Die Verse sind aus Lucanus, Pharsalia. — ² Val. den Brief vom 20. August 1759. — ³ Julianne Franziska von Buchwald (1707—1789), die Oberhofmeisterin der Herzogin.



Samsucua
Bleat'pachpung von Singel in der Kaiserlich-Preuss. Landeskarte von Berlin

115. An d'Argens

Dahlen, 1. März 1763.

Endlich, lieber Marquis, ist wirklich Friede! Diesmal werden Sie mit Fug und Recht Postillone und das ganze dazugehörige Aufgebot finden. Gott sei gelobt! Nun ist das Ende meiner militärischen Tätigkeit da! Sie fragen mich, was ich hier treibe. Ich höre Cicero jeden Tag vor Gericht sprechen. Die Reden gegen Verres habe ich längst beendet und bin jetzt bei seiner Rede „Pro Morena“. Außerdem habe ich den *Vatteur*¹ zu Ende gelesen. Sie sehen also, daß ich nicht faul bin. . . . Ich bleibe hier oder in Torgau bis zum 13. Meine Reise nach Schlessien wird fünfzehn bis siebzehn Tage dauern, sodaß ich nicht vor dem 31. d. M. oder dem 2. April nach Berlin kommen kann. Denn ich will nicht am 1. nächsten Monats bei Ihnen ankommen. Die Spötter würden sich sonst über mich aufhalten und mich „Aprilfisch“ betiteln. Wenn der Friede den Berlinern Vergnügen macht, so doch nicht den Sachsen. Kaum verlassen wir die Städte, kaum ist das platte Land geräumt, so kommt die sächsische Steuerbehörde an: „Zahlt, zahlt, der König von Polen braucht Geld!“ Das Volk empfindet die Unmenschlichkeit dieses Verfahrens. Es ist im Elend, und statt ihm sein Los zu erleichtern, wird sein Ruin beschleunigt. Das, mein Lieber, ist ein nach der Natur gemaktes Bild von Sachsen. Ich für mein Teil betrachte all diese Erpressungen als gleichgültiger Zuschauer, aber als Weltbürger kann ich sie nicht gutheißern . . .

Ich bin bemüht, mein Gemüt zu beruhigen und mich etwas von den Geschäften zu entlasten, um mir freie Zeit zu verschaffen und im Schweigen der Leidenschaften über mich selbst nachzudenken, mich in meine Seele einzuschließen und mir jede Repräsentation fernzuhalten, die mir, ehrlich gesagt, von Tag zu Tag unerträglicher wird. Übrigens hat d'Alembert alle Anerbietungen Rußlands ausgeschlagen². Diesen offenbaren Beweis von Selbstlosigkeit kann ich nur aufs höchste loben und glaube, er hat gut daran getan, sich dem ungewissen Los des Umherziehens nicht anzufügen. Doch basta! Diese Saite ist zu zart, um sie zu berühren.

Guten Abend, lieber Marquis! Es ist spät und morgen habe ich noch viel zu erledigen. Ich hoffe, noch ein paar Briefe von Ihnen zu erhalten, solange ich in Sachsen bin. Adieu, lieber Marquis. Leben Sie zufrieden; sorgen Sie für Ihre Gesundheit und vergessen Sie mich nicht.

¹ Abbé Charles Vatteur (1713—1780), Aesthetiker; vgl. den Brief vom 13. Dezember 1761. —

² D'Alembert hatte die Aufforderung abgelehnt, die Erziehung des russischen Thronfolgers zu übernehmen.

116. An Frau von Camas

Dahlen, 6. März 1763.

Ich werde Sie also wiedersehen, gutes Mütterchen! Ich hoffe, es wird gegen Ende dieses Monats oder Anfang April sein. Möchte ich Sie so wohl auf finden, wie ich Sie verlassen habe. Mich werden Sie als Greis und fast als alten Schwäger wiedersehen. Ich bin grau wie meine Esel, verliere jeden Tag einen Zahn und bin von der Gicht halb gelähmt. Doch bei Ihrer Rücksicht werden Sie die Gebrechen des Alters ertragen und wir werden von alten Zeiten reden.

Nun ist auch der gute Markgraf von Bayreuth gestorben¹. Das hat mich wahrhaft geschmerzt. Unsere Freunde verlieren wir, während die Feinde ewig leben zu wollen scheinen. Ach, liebes Mütterchen, wie fürchte ich mich vor Berlin und der Leere, die ich da finden werde! Aber ich will nur an Sie denken und mir über den Rest Illusionen machen. Seien Sie überzeugt, daß es mich sehr erfreut, Sie persönlich meiner aufrichtigen Hochschätzung und Freundschaft versichern zu können, die ich Ihnen bis ins Grab bewahren werde. Leben Sie wohl.

Friderich.

117. An den Lord Marschall von Schottland

[Potsdam,] den 24. [April 1763.]



Bei meiner Ankunft hierselbst², lieber Mylord, fand ich Arbeit für sechs Monate vor, und zwar harte, mühselige und unerquickliche Arbeit. Trotzdem muß sie bewältigt werden. Sie machen mir Aussicht auf ein Wiedersehen; das wäre mir eine große Freude. Wohl finde ich hier alle Mauern meiner Heimat wieder, aber keinen der alten Bekannten; Sie werden hier also meinen Trost bilden. Ich begreife, daß die Schwaben Ihr Rahen verkünden und daß die Sonne, wenn sie kräftiger scheint als jetzt, Sie begleiten wird. Würden Sie vor Ihrer Abreise noch nach Rom schreiben? Ich möchte Vatoni³ veranlassen, in meine Dienste zu treten, muß aber wissen, was er verlangt, und ob er vernünftig ist. Leben Sie wohl, lieber Mylord. Staatsgeschäfte unterbrechen mich und ich habe alle Augenblicke etwas anderes zu tun. Seien Sie versichert, daß niemand Sie mehr liebt und schätzt als ich.

¹ Des Königs Schwager. Er starb am 26. Februar 1763. — ² Der König war am 30. März in Berlin eingetroffen und am 21. April nach Potsdam übergesiedelt. — ³ Pompeo Batoni (vgl. den Brief vom 17. März 1756) sollte Nachfolger des 1757 verstorbenen Hofmalers Antoine Pesne werden.

118. An Ulrike

Berlin, 26. Mai 1763.

Meine liebe Schwester,

. . . Wenn es Dir das geringste Vergnügen macht, will ich gern die Blätter von Grimm¹ nehmen, wiewohl ich Dir offen gestehe, daß es sich nicht sehr lohnt. Alles, was jetzt in Frankreich erscheint, trägt dermaßen den Stempel der Mittelmäßigkeit, daß es Zeitvergeudung ist, sich mit diesen Albernheiten zu befassen. Voltaire faßelt und bringt nichts Gescheites mehr zuwege. Frankreich besitzt nur noch d'Allembert, alles übrige ist erbärmlich. Die Tragödien halten sich lediglich durch einige gute Situationen; der Poesie fehlt es an Kraft, Eleganz und Anmut; das Buch sinkt einem aus der Hand, wenn man Werke liest, die bei der Aufführung beklatscht worden sind. Der Druck — das ist die Probe aufs Exempel, der Schmelztiegel, in dem jede mäßige Tragödie zu Kauschgold wird. Der Streit der Jansenisten² ist abgeleiert; die Jesuiten lassen sich hängen und rädern; alles, was über die Finanzen geschrieben wird, ist von tödlicher Langweiligkeit, wenn man nicht selbst dabei interessiert ist, und das Gezänk untergeordneter Stribenten kann man höchstens auspfeifen . . .

119. An d'Allembert³

[Sanssouci, 15. oder 16. August 1763.]

Es tut mir leid, den Augenblick Ihrer Abreise nahen zu sehen! Wie werde ich das Glück vergessen, einen wahren Philosophen gesehen zu haben. Ich war glücklicher als Diogenes, denn ich fand den Mann, den er so lange gesucht hat. Aber er reist ab,

¹ Gemeint ist die „Correspondance littéraire“ von Friedrich Melchior von Grimm (gedruckt 1812—1814, 17 Bände). Über Grimm vgl. die Briefe vom 25. November 1769 und 11. November 1783. — ² Friedrich meint wohl den endlosen Streit der Jansenisten, einer katholischen Kirchensekte, mit den Jesuiten über die göttliche Gnadenwahl und die menschliche Willensfreiheit. — ³ Jean d'Allembert (1717—1783) ist als Mathematiker und Philosoph berühmt. Besonders bekannt ist er als erster Herausgeber der „Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“, jenes epochemachenden Werkes, das 1751—1772 in 28 Bänden erschien und die Forschungsergebnisse aller Wissenschaften über die ganze Kulturwelt verbreitete. In der Philosophie stand es zunächst auf dem skeptischen, später auf dem materialistischen Standpunkt. Dieser Wandel veranlaßte d'Allembert, sich 1757 von der Mitarbeit zurückzuziehen. Denn er war ein durchaus skeptischer Philosoph, der nie den Schritt tat, von der Einsicht in die Unwissenheit der Menschen über Gott und die Welt, den Geist und die Materie, zur Verkündung des Materialismus vorwärtszugehen. Schon 1752 bemühte sich Friedrich der Große, ihn für Berlin zu gewinnen. D'Allembert wollte selbst für hohen Gehalt seine Unabhängigkeit nicht aufgeben und widerstand allen Angeboten. Nur im Juni 1755 und für zwei Monate im Sommer 1763 war er Friedrichs Gast.

er geht fort! Trotzdem werde ich den Platz des Akademiepräsidenten offenhalten, da er nur von ihm ausgefüllt werden kann. Ein gewisses Vorgefühl sagt mir, daß es so kommen wird, aber ich will Geduld haben, bis seine Stunde geschlagen hat. Manchmal bin ich versucht, den Himmel zu bitten, daß die Verfolgung der Auserwählten in gewissen Ländern zunähme¹. Ich weiß, diese Bitte streift ans Verbrecherische; denn damit wünscht man ja die Wiederkehr der Unduldsamkeit, der Bedrückung und alles dessen, was die Menschheit verdummen würde. So weit ist es mit mir gekommen . . . Es liegt in Ihrer Macht, solchen sündigen Wünschen, die mein Zartgefühl verletzen, ein Ende zu machen. Ich dränge Sie nicht und werde Sie nicht belästigen, sondern den Augenblick abwarten, wo der Undant Sie zwingen wird, Ihre Heimat mit einem Lande zu vertauschen, dessen Bürger Sie bereits für alle denkenden Menschen sind, die Kenntnisse genug besitzen, um Ihr Verdienst zu schätzen.

¹ Vgl. Friedrichs „Epistel an d'Allembert, als in Frankreich die Enzyklopädie verboten und seine Werke verbrannt wurden“ (Februar 1760); deutsch Werke Bd. X, S. 164 ff.



120. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

Sanssouci, 6. September 1763.

... Hier ist von nichts als von den Bankrotten in Amsterdam und Hamburg die Rede¹. Es ist scherzhaft, daß die großen Herrscher, die Krieg geführt und sich dabei ruiniert haben, nicht bankrott geworden sind, während die Kaufleute, die sich durch so viele Unternehmungen bereichert haben, ungeheure Pleiten gemacht haben. In der Welt geschieht doch fast immer das Gegenteil dessen, was man vernünftigerweise annehmen sollte. Die Welt ist nicht recht klug; alles geht verkehrt. Ich wäre recht in Verlegenheit, zu sagen, warum sie existiert und noch mehr, warum wir vorhanden sind. Warum geboren werden? Warum die blöde Kindheit? Warum soviel Mühe um die Erziehung der Jugend und die Ausbildung ihrer Vernunft, wo wir doch nie vernünftig werden? Warum stets essen, trinken, schlafen, einander totschlagen, Torheiten begehen, niederreißen und aufbauen, zusammenscharen und vergeuden? Kurz, all diese Sorgen, die uns zeitlebens quälen, sind recht kindisch, wenn wir bedenken, daß der Tod naht und alles Vergangene auslöscht.

Ich bitte Sie tausendmal um Vergebung für diese Betrachtungen; sie entschlüpfen meiner Feder wider Willen: der Gegenstand ist traurig und demütigend. Läte jedermann Gutes, wie Sie, göttliche Herzogin, so wüßte man doch, wozu die Menschen und vor allem die großen Herren da sind. Indem man solche Menschen segnet, darf man mit dem Rest unseres Geschlechts etwas unzufrieden sein. Sicherlich erweckt Ihr bewundernswerter Charakter keine Nachsicht gegen die, die man mit diesem Vorbild vergleicht. Ich käme mit diesem Kapitel nie zu Ende, fürchtete ich nicht, Ihre übergroße Bescheidenheit zu verletzen, und schließe also wie Boileaus Epistel: „Ich bewundere Dich und schweige“².

121. An Friedrich August von Braunschweig³

[Oktober 1763.]

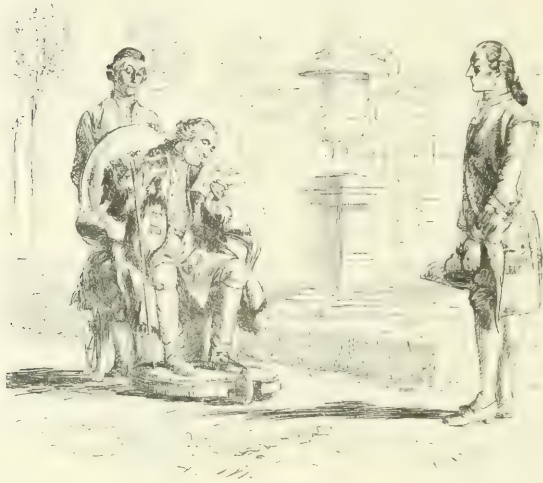
Mein lieber Neffe,

Soeben traf Dein Bruder⁴ ein. Ich sähe es gern, wenn Du zu seiner Gesellschaft herkämfst, damit ihm Dein Jugendfeuer über die Ungenießbarkeit meines Alters ein wenig hinweghilft und den Aufenthalt hier erträglich macht. Wofern kein

¹ Vgl. Werke Bd. V, S. 60. — ² Epistel VIII, An den König, Vers 108. — ³ Herzog Friedrich August von Braunschweig (1740—1805) zeichnete sich schon 1761 im Siebenjährigen Kriege bei der Besatzung aus; vgl. Werke Bd. IV, S. 115. 1763 trat er als Generalleutnant in den preussischen Heeresdienst und brachte es bis zum General der Infanterie. — ⁴ Karl Wilhelm Ferdinand; vgl. den Brief an Fredericksdorf von Ende August 1753.

äußeres Hindernis sich Deiner Reise in den Weg stellt, erwarte ich Dich morgen mittag in Begleitung Deiner gewohnten heiteren Laune, und so bin ich, bis ich die Ehre habe, es Dir mündlich zu sagen, mein lieber Neffe, Dein getreuer Onkel, oder wenn Du das lieber hörst, Dein sehr ergebener Diener

Friderich.



122. An den Lord Marschall von Schottland

Berlin, 7. April 1764.

Gestern, lieber Mylord, empfang ich Ihren Brief¹ bei der Rückkehr aus Schlesien, wohin ich gereist war, um die Wunden zu heilen, die der Krieg der Provinz geschlagen hatte. Ich bin entzückt von der Aussicht, Sie wiederzusehen. Stets habe ich gehofft, daß dieser Trost mir noch bliebe. Ihr Erdbeerfame ist gut angekommen. Mein Gärtner hat ihn, und ich hoffe, Ihnen in meinem Garten Früchte davon anbieten zu können. Die „Denkwürdigkeiten“, von denen Sie sprechen, habe ich eben vollendet; ich habe mich mehr und mehr davon überzeugt, daß Geschichteschreiben so viel heißt,

¹ Der Brief liegt nicht vor.

wie die Vorheiten der Menschen und die Spiele des Zufalls zusammenstoppeln¹. Alles läuft auf diese zwei Dinge hinaus, und so geht es in der Welt schon von Ewigkeit her. Wir sind ein elendes Geschlecht, das sich recht abmüht in der kurzen Spanne Zeit, wo es auf dem kleinen Staubkorn, das man Erde nennt, vegetiert. Wer seine Tage in Ruhe und Frieden verbringt, bis seine Maschine stillsteht, ist vielleicht vernünftiger als alle, die auf soviel gewundenen, dornigen Umwegen ins Grab steigen. Doch ich bin nun einmal gezwungen, mich ungefähr wie ein vom Wasser getriebenes Mühlrad zu drehen; denn der Mensch wird von seinem Schicksal fortgerissen und ist nicht Herr seines Tuns und Lassens.

Die schöne Jahreszeit naht; ich rette mich in meinen Garten, um die Fortschritte des Frühjahrs nach Herzenslust zu betrachten, das Sprießen und Blühen zu sehen und, wie Fontenelle sagt, die Natur in flagranti zu ertappen².

Leben Sie wohl, lieber Mylord! Lassen Sie sich's stets gut gehen! Vergessen Sie die Abwesenden nicht und seien Sie überzeugt, daß ich Ihr bester und treuester Freund bin.

123. An Fouqué'

Den 10. April 1764.

Ich kehre aus Schlesien zurück, lieber Freund, wo ich alles besser angetroffen habe als ich erwartete.

Ich habe hier Porzellan gefunden, das ich Ihnen zum Andenken an mich schicke, in Erwartung des Tages, wo ich Ihnen Porzellan aus meiner Berliner Manufaktur senden kann³.

Wer Sie besucht hat, behauptet,⁴ Sie sähen wohl aus, wären aber hinfällig. Ich habe noch etwas Rheinwein vom Jahre 1684. Wollen Sie davon, so schreiben Sie's mir; er steht Ihnen zu Diensten. Auch alter Ungarwein ist noch da. Sie brauchen nur ein Wort zu sagen und Sie bekommen ihn⁵. Melden Sie mir, wann Sie mich besuchen wollen, denn darauf verzichte ich nicht.

Wir exerzieren jetzt mit Leib und Seele, um alles wieder in Schwung zu bringen. Allmählich macht sich alles, und offen gesagt, gewährt es mir Freude, die Armee

¹ Es handelt sich um die „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“, die Friedrich damals vollendete; vgl. Werke Bd. III, Einleitung S. V. — ² Vgl. den Brief vom 6. Juli 1737. — ³ De la Motte Fouqué (vgl. den Brief vom 15. August 1736), der Freund aus der Küstriner und Rheinsberger Zeit, hatte durch seine Niederlage bei Landeshut das Wohlwollen des Königs nicht verscherzt. Nach dem Frieden trat er aus der Armee aus und lebte seither in Brandenburg. In Sanssouci war er ein gern gesehener Gast; vgl. die an ihn gerichtete Epistel, Werke Bd. IX, S. 154 ff. — ⁴ Die Berliner Porzellanfabrik war 1763 staatlich geworden. — ⁵ Einer Bitte Fouqués entsprechend schickte ihm Friedrich am 18. April Rheinwein.

wiedererstehen zu sehen, die einst so gut war, aber durch blutige Kriege ruiniert worden ist. Nun erhebt sie sich wie ein Phönix aus seiner Asche.

Leben Sie wohl, lieber, guter Freund. Ich liebe Sie von Herzen. Davon seien Sie überzeugt, nicht minder von meiner Hochschätzung.



124. An Heinrich

[Potsdam,] den 22. [April 1764.]

Mein lieber Bruder,

Ich gratuliere Dir zu dem Ball, den Du gegeben hast, ohne zu tanzen¹. Vermutlich hast Du Dich nicht lange dabei aufgehalten, sondern den Platz der Jugend eingeräumt, der diese Körperbewegung Spaß macht. Ich bedaure Dich nicht, daß Du in Gesellschaft von Bayle lebst. Niemand hat bisher aus Dialektik und Logik größeren Vorteil gewonnen als er. Auf manche seiner Werke gibt es überhaupt nichts zu erwidern; schade ist nur, daß er seinen Stil so vernachlässigt hat: der ist zu un gepflegt und sehr inkorrekt; aber seine strenge Beweisführung entschädigt den Leser für seine unerquickliche Ausdrucksweise. Er ist ein wunderbarer Meister der Logik. Wer sich mit seiner Dialektik vertraut macht, wird inne, wie unlogisch und falsch die meisten Menschen denken und wie sehr sie Gefahr laufen, getäuscht

¹ Der Brief Heinrichs liegt nicht vor.

zu werden oder sich selber zu täuschen. Vor allem empfehle ich Dir, lieber Bruder, seinen „philosophischen Kommentar über die Kometen“ und seine Schrift „Nötige sie hereinzukommen“¹. Das sind Meisterwerke von Beweisführung, Zusammenhang und Konsequenz. Ich bin augenblicklich dabei, einen Auszug aus seinem „Wörterbuch“ drucken zu lassen², der nur den philosophischen Teil seines Werkes — unstreitig den besten — enthalten soll. Die Ausgabe wird in Oktav gedruckt und dadurch billiger; somit kann sie die Aufklärung weiter verbreiten als ein großer Foliant, den sich viele Leute nicht erstehen können. Nach meiner Überzeugung ist das verkehrte Benehmen der meisten Menschen nicht sowohl auf ihre Bosheit, als vielmehr auf ihre mangelhafte Überlegung zurückzuführen. Brächte man ihnen richtigeres und konsequenteres Denken bei, so bin ich sicher, daß ihre Handlungen vorteilhafter ausfallen würden. Aber, lieber Bruder, dies Unternehmen übersteigt meine Kräfte. Es ist nur ein theoretischer Gedanke, der mich oft beschäftigt hat und der wahrscheinlich erst dann sich verwirklichen dürfte, wenn der schöne Idealstaat Platons³ zum Ereignis wird.

Allmählich wird das Wetter etwas besser. Die letzten Tage herrschte eine Kälte, bei der auch den unerschrockensten Logikern die Gedanken einfrieren konnten. Du eröffnest mir die Aussicht, Dich wiederzusehen; damit bereitest Du mir stets lebhaftere Freude. Davon bist Du hoffentlich überzeugt, lieber Bruder. Zeit und Tag bitte ich Dich nach Deiner Bequemlichkeit zu bestimmen, und versichere Dich meiner herzlichsten Liebe.

125. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

[Potsdam,] 26. April 1764.

Frau Cousine,

Ich war, teure Herzogin, so sicher, daß Sie diesen und keinen andern Entschluß betreffs der Ihnen vorgeschlagenen Heirat Ihrer Prinzessin Tochter fassen würden⁴. Es war mir gleich klar, Sie würden die Haltung Ihrer ganzen Familie nicht durch eine so auffällige Handlungsweise wie einen Religionswechsel Lügen strafen, noch

¹ Der vollständige Titel dieser durch die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) veranlaßten Schrift lautet: „Commentaire philosophique sur ces paroles de Jésus-Christ: Contrains-les d'entrer ou traité de la tolérance universelle“; vgl. Werke Bd. VIII, S. 86. — ² Friedrichs Vorrede zu diesem Auszug s. Werke Bd. VIII, S. 40 ff. — ³ Zu Friedrichs Auffassung von Platons Idealstaat vgl. den Brief vom 30. Mai 1766. — ⁴ Friedrich hatte der Herzogin empfohlen, die Werbung des Herzogs von Orleans um ihre Tochter des Religionswechsels wegen abzulehnen, und die Herzogin hatte sich seinen Bedenken angeschlossen.

die Person, die den gefährlichen Schritt tun müßte, mit einem Makel behaftet wollen. Betrachtet man die Religionen als Philosoph, so sind sich fast alle gleich. Immerhin verdient der Glaube, der am wenigsten mit Aberglauben behaftet ist, den Vorzug vor den übrigen. Das ist zweifelsohne der Protestantismus; er zeichnet sich außerdem noch dadurch aus, daß er nicht verfolgungswütig ist. Das sind, Frau Herzogin, die beiden Punkte, kraft deren ich mich stets für den Glauben meiner Väter erkläre. Hätte ich zu Martin Luthers Zeiten gelebt, ich hätte ihn kräftig unterstützt, damit er bis zum Sozinianismus vordränge, der tatsächlich die Religion eines einzigen Gottes ist. Aber jener Mönch und seine Genossen, die den Schleier etwas lüfteten, sind auf halbem Wege stehen geblieben und haben noch manche, der Aufklärung bedürftige Dunkelheiten hinterlassen. Doch die Wahrheit scheint für den Menschen wenig geeignet; sein Ertheil ist der Irrtum. Wenn man sich nur nicht in ein Labyrinth reiner Metaphysik verirrt und dadurch bössartig wird, wenn man menschlich, sanft, mitleidig ist und nicht mit Theologenhaß gegen Andersdenkende eifert, kann man den Rest auf sich beruhen lassen und die verschiedenen Glaubensmeinungen der Menschheit ertragen, wie man die Verschiedenheiten ihrer Physiognomien, Trachten und Sitten duldet, die durch langen Brauch vollstümlich geworden sind. Alles, was ich Ihnen hier schreibe, Frau Herzogin, würde von dem Konsistorium des Herrn Cyprianus¹ nicht als rechtläubig anerkannt werden. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Lieber will ich als rechtläubig vor der Vernunft erscheinen, die dem Menschen gegeben ist, um sich durchs Leben zu finden, als vor einer Versammlung von Kirchenlehrern, die ihre Beweise auf Esra, Matthäus, Johannes, Paulus und den ganzen Schwarm der Apostel des Aberglaubens stützt, die die Welt verblendet und verblödet haben.

Was Ihre Kaiserlich-Römischen Majestäten betrifft, Frau Herzogin, so siehe ich Ihnen dafür, daß sie bis an den Hals in der Pfütze des Aberglaubens stecken. Das ist nun das neue Haus Oesterreich, das auf dem Kaiserthron neue Wurzeln schlägt! Es wird seine Anhänger eines Tages bereuen lassen, daß sie es erhöht haben. Aber die politischen Irrtümer sind oft ebenso schwer zu kurieren wie die spekulativen. Ich betrachte jetzt, wo ich alt werde, all diese Ereignisse ziemlich gleichgültig; denn ich werde nicht Zeuge der daraus entstehenden Folgen sein und werde bei meinem Tode so glücklich sein, mein Vaterland frei zu sehen.

Verzeihen Sie, teure Herzogin, das Geschwätz, das Sie von mir bekommen. Ich habe das Unglück, stets abzuschweifen, wenn ich an Sie schreibe. Es macht mich so glücklich, mit Ihnen plaudern zu können, daß ich nur allzuoft die Gebote der Mäßigung vergesse. Beim Empfang dieses Briefes werden Sie ausrufen: „Welch erbarungsloser Klugredner! Oh, ich werde mich wohl hüten, an ihn zu schreiben, denn ich will mir keine langweiligen, endlosen Episteln zuziehen!“ Das hätte ich auch wohl

¹ D. Ernst Salomon Cyprianus, Vicepräsident des Gothaer Konsistoriums (1673—1745).

verdient, wenn ich bei Ihrer großen Nachsicht nicht auf Vergebung rechnete. Und auf diese Nachsicht habe ich auch nur Anspruch kraft der Hochschätzung und Verehrung, mit der ich, teure Herzogin, verbleibe

Euer Hoheit getreuer Vetter und Diener

Friderich.

126. An Heinrich

Potsdam, 27. [April 1764.]

Mein lieber Bruder,

Es freut mich sehr, daß Du meinen Gedanken billigst, eine Ausgabe der philosophischen Artikel von Bayle zu schaffen. Da die Ausgabe in Oktav gedruckt wird, kann sie jeder kaufen, und somit wird sich der Inhalt wie Scheidemünze überall im Publikum verbreiten. Du sagst sehr recht, lieber Bruder, daß in der Metaphysik keine großen Fortschritte mehr eintreten werden. In dieser Region müßte man fliegen können und wir haben keine Flügel. Unser Begriffsvermögen reicht sicherlich nicht hin, um Wahrheiten zu entdecken, die die Natur uns absichtlich verborgen hat. Aber es genügt zur Erkenntnis der Feltümer und Aberwägigkeiten, die man aus Mangel an Kenntnissen an Stelle dessen gesetzt hat, was wir nicht wissen. Es ist immerhin gut, so viel zu wissen, daß man nicht gröblich auf den ersten besten Betrüger hereinfällt, der uns etwas vormachen will, und dahin können wir gelangen, wenn wir unsern Verstand gebildet haben und unsere Urteilskraft sorgfältig pflegen. Fest steht, daß das Studium der Logik allein dahin führt und daß eine häufige Beschäftigung mit Bayles Werken dem Geist eine gewisse Gewandtheit in diesem Gegenstand verleiht, wie sie uns die bloße natürliche Anlage nie gewähren kann.

Bayle und Cicero waren Skeptiker; darum legten sie alle Systeme dar, ohne sich zu einem von ihnen zu bekennen. Das war das Sicherste, was sie tun konnten, um sich nicht zu irren. Sie handelten wie Advokaten, die ihre Sache darlegen, ohne sie zu entscheiden, und ungefähr das gleiche sollte jeder Vernünftige tun; denn es gibt kein System ohne Dunkelheiten und gelegentliche Selbstwidersprüche. Immerhin ist es angenehm, alle Wege zu kennen und zu verfolgen, die der Mensch sich gebahnt hat, um zu den Wahrheiten vorzudringen, die er nicht zu entdecken vermocht hat. Es scheint, als hätte die Einbildungskraft alle ihre Ideen erschöpft, und doch findet man trotz aller Verirrungen recht geistreiche Dinge, die ihren Erfindern alle Ehre machen, auch wenn sie schlecht angewandt sind.

127. An die Herzogin Luise Dorothea von Gotha

[Potsdam,] 18. Mai 1764.

Ich bin froh, mein Glaubensbekenntnis vor einer so duldsamen Theologin abgelegt zu haben, wie Sie, Frau Herzogin, es sind. Der verewigte Epprianus gestrengen Angedenkens hätte den Bannfluch auf mich geschleudert und vielleicht jeden Verkehr mit mir als mit einem Gottlosen abgebrochen, weil ich seinen großen Reformator, den Herrn Luther, bekriftelt habe, daß er nicht etwas weiter gegangen ist. Je länger man in dieser Welt lebt, desto mehr wird man inne, daß die Wahrheit wenig geeignet ist, das Erbteil aller Menschen zu werden. Die Schleier der Natur, die engen Schranken unsers Geistes, der Hang zum Wunderbaren, von dem jeder sein Teilchen abbekommen hat, Eigennuß und Betrug, die die verdrehtesten Irztümer benützen, um sich Ansehen zu verschaffen, kurz, alles gemahnt uns, daß wir im Reich des Truges leben und daß es uns, von ein paar bewiesenen mathematischen Wahrheiten abgesehen, nicht gegeben ist, die Wahrheit zu erlangen. Alles in allem genommen, scheinen wir mehr in diese Welt gestellt zu sein, um sie zu genießen, als um sie zu erkennen. Macht unsere Wißbegier die Vernunft so waghalsig, daß sie sich in die Finsternisse der Metaphysik stürzt, so verirren wir uns in diesen dunklen Gebieten, da wir keinen Stab zur Stütze und keine Fackel zur Erleuchtung haben. All diese Betrachtungen, Frau Herzogin, sind für die Eigenliebe recht demütigend. Und doch wäre wenig gewonnen, wenn wir dabei stehen blieben, wenn sie uns keine Toleranz für die anderen Blinden einflößten, die sich auf anderen Wegen verirren als auf denen, die der Zufall uns gewiesen hat. Wer ehrlich nach Wahrheit sucht, wird für seine Bräter stets Nachsicht haben. Nur der Dünkel des Parteigeistes und der persönliche Eigennuß, der die Sache Gottes als Deckmantel benützt, drückt den Verfolgern das Schwert in die Hand, das sie vom Altar nehmen. Das ist es, warum ich dem Glaubenseifer der Frömmner mißtraue. Ich hätte Lust, ihnen zu sagen: „Du ereiferst Dich, Du schmähst Deinen Nächsten, folglich hast Du Unrecht.“ Aber Frau Herzogin, wir werden sie nicht ändern! Die Menschen werden bleiben, wie sie stets gewesen sind. Der Wiener Hof wird stets ehrgeizig sein, die Inquisition stets verfolgungswützig, Seine Allerchristlichste Majestät ein Schürzenjäger, die deutschen Bischöfe Trunkenbolde und ich Ihr eifriger Verehrer. Selbst wenn die anderen ihre Leidenschaft wechselten, wird die meine, teure Herzogin, stets darin bestehen, Ihnen bei jeder Gelegenheit die Gefühle der Hochachtung, Bewunderung und Verehrung zu bezeigen, mit denen ich, Frau Cousine, verbleibe

Euer Hoheit getreuer Vetter und Diener

Friedrich.

128. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen¹

Potsdam, 8. August 1764.

Wäre ich Theologe, so hätte ich jetzt die schönste Gelegenheit, Ew. Königl. Hoheit mit all dem Wust von dreistem Aberwitz zu langweilen, den Ignoranten über die Willensfreiheit und die Ratschlüsse der Vorsehung geschrieben haben. Ich für mein Teil finde darin nichts als Finsternisse, die meine schwache Vernunft weder durchdringen noch aufhellen kann. Trotzdem neige ich dazu, den Menschen für frei, ja für sehr frei zu halten, denn so entspricht es dem bishen Vernunft, das mir zugefallen ist. Was aber die großen Herrscher betrifft, so bin ich fest überzeugt, daß sie oft aus bloßer Willkür handeln und daß ihre Gunst oder Abneigung lediglich von ihrer Laune abhängt. Die Geschichte wimmelt von derartigen Beispielen. Ihre überragende Stellung verführt sie oft, sich den Gott Abrahams zum Vorbild zu nehmen. Beweis: die Gewalttaten und Grausamkeiten, die Ludwig XIV. in der Pfalz verüben ließ². Beweis: seine übermäßige Vorliebe für den Marschall Billeroy, der ihm Schlachten verlor, und eine gewisse Abneigung gegen Villars³, der doch die festeste Stütze seines Thrones war. Aber all diese kleinen Wolken verfliegen mit der Zeit. Die Weltbühne ist veränderlich, ja der Wechsel scheint ihr Grundgesetz zu sein. Von einem gewissen Kardinal geht die Rede, daß einer seiner Freunde zu ihm sagte: „Das ist nun schon das vierte Konklave, das Euer Eminenz mitmachen. Und doch werden Sie nicht zum Papste gewählt.“ — „Vogtausend!“ erwiderte er, „ich kann warten. Ich bin gesund und schöne mich. Wollen sehen, ob Du mir nicht bei der nächsten Gelegenheit den Fuß küßt.“ Und so, wie er prophezeit hatte, geschah's. Ich küsse Ihnen schon heute Hände und Füße auf Ihre Beförderung hin, obgleich Sie nicht gerade Päpstin werden wollen . . .

129. An d'Allembert

[August 1764.]

Ich erhielt das Geschenk, das Sie mir gemacht haben. Es ist eines großen Philosophen würdig und ich konnte es in ganz Europa nur von Ihnen erhalten. Daß das Kapitel über die Willensfreiheit zu frei ist, um den Sklaven des Fanatismus vor

¹ Maria Antonia Walpurgis wurde 1724 als Tochter des späteren Kaiser Karls VII. geboren. 1747 vermählte sie sich mit dem Erbprinzen Friedrich Christian von Sachsen, der nur wenige Monate im Jahre 1763 regierte. Die Kurfürstin war eine hochgebildete Frau, die auch mit zwei Opfern an die Öffentlichkeit trat. Neben Luise Dorothea von Gotha war sie wohl die deutsche Fürstin, die Friedrich am höchsten schätzte. Gleich nach dem Hubertusbürger Frieden machte er ihr einen Besuch, sie kam zweimal nach Sanssouci. Maria Antonia starb am 23. April 1780. — ² 1689 im sogenannten dritten Raubkriege. — ³ Billeroy wurde z. B. 1701 vom Prinzen Eugen bei Chiari und vor allem 1706 von Marlborough bei Ramillies geschlagen; Villars siegte 1703 bei Höchstädt, 1712 bei Denain, unterlag jedoch 1909 bei Malplaquet.

Augen zu kommen, habe ich gleich begriffen. Sie haben die Widersinnigkeiten, zu denen unsere metaphysischen Grübeleien führen, sehr gut analysiert. In dieser Falle scheint sich jeder Denker zu fangen. Es gibt in der Metaphysik nicht Tatsachen genug. Wir selber schaffen uns die Prinzipien, die wir auf diese Wissenschaft anwenden. Sie dienen uns nur dazu, uns desto methodischer zu verirren. Das bringt mich mehr und mehr zu der Einsicht, daß die Wesensart Gottes, die Schöpfung oder Ewigkeit der Welt, die Frage, was in uns denkt, Dinge sind, die wir nicht zu kennen brauchen; sonst würden wir sie ja kennen. Wenn der Mensch nur gut und böse unterscheiden kann, wenn er den festen Vorsatz zu jenem und Abscheu vor diesem hat, wenn er seiner Leidenschaften so weit Herr ist, daß sie ihn nicht knechten und ins Unglück stürzen, so genügt das, glaube ich, zu seinem Glück. Der Rest der metaphysischen Kenntnisse, deren Geheimnis man der Natur umsonst zu entreißen sucht, könnte nur zur Befriedigung unserer unerfülllichen Wißbegier dienen und wäre im übrigen zwecklos. Der Mensch ist zum Genießen geschaffen — was braucht er mehr?

Es wird Sie vielleicht bestemden, wenn ich Sie nach diesen Ausführungen noch um einige Aufschlüsse über die Mathematik bitte. Da sie jedoch eine Wissenschaft ist, die unserm Begriffsvermögen näher liegt als die Metaphysik, so bitte ich Sie, mir zu erklären, wie die analytische Methode in der Geometrie angewandt wird, ferner, in welchem Fall Sie die Metaphysik benutzen können und in welchen Fällen das verkehrt ist. Vergessen Sie dabei nicht, daß Sie einen sehr unwissenden Schüler haben und daß Sie mich nur dann belehren können, wenn Sie tief herabsteigen. Diese kleine Arbeit wird mich Ihnen noch mehr verpflichten, als ich es schon durch das Werk bin, das Sie mir soeben zugesandt haben. Ich glaube blindlings an die Kenntnisse, die Sie mir mitteilen; käme einer und disputierte mit mir über diese Themata, so würde ich ihm, um jeder Schwierigkeit auszuweichen, wie die Schüler des Pythagoras antworten: „Er hat es gesagt.“

Es ist recht schlimm, daß die Kunst des Konjekturenmachens so ungewiß ist. Das habe ich oft erfahren. Wenn ich mich irrte, habe ich geglaubt, es sei meine Schuld, aber die Kunst hätte darum doch ihre sicheren Regeln. Ich wäunte, einen gewissen Philosophen von großem Verdienst an mich fesseln zu können, und schlußfolgerte so: „Ein Mann, dem man in seinem Vaterland nicht gerecht wird, ja den man verfolgt, muß geneigt sein, einen Zufluchtsort zu suchen, wo er in Frieden leben kann. Wo wird er diese Freistadt finden, wenn nicht bei einem Philosophen? Somit muß der verfolgte Philosoph diesen Entschluß fassen; die Vernunft und die Gerechtigkeit, die er sich selbst schuldet, heißen ihn gut, ja sie verlangen ihn gewissermaßen von ihm.“ Und doch habe ich mich geirrt. Seitdem gebe ich alles Konjekturenmachen auf.

Ich habe in der That ein Tagebuch von Ereignissen verfaßt, die in der Fülle des Geschehens untergehen und bald vergessen sein werden. Was ist die Darstellung eines kleinen Fieberanfalls, den Europa ein paar Jährchen lang hatte, neben den schweren Krankheiten, die es von Jahrhundert zu Jahrhundert durchgemacht hat,

und die es fast völlig umgewälzt hätten? Ihre Werke, lieber d'Allembert, werden noch dauern, wenn von der epidemischen Wut, die die europäischen Großmächte ergriffen hat, und deren Opfer wir beinahe geworden wären, längst nicht mehr die Rede ist. Noch sind diese Tatsachen frisch; sie werden uns so lange beschäftigen, bis die zerstörten Häuser aufgebaut und die Schäden der Feuersbrünste wieder geheilt sind. Danach aber wird das Gegenwärtige und das, was dann gerade in die Augen fällt, die Aufmerksamkeit der Menschen ganz fesseln und die Vergangenheit vergessen lassen; wer dagegen die Welt aufzuklären und zu belehren vermag, wird zum Lehrer der künftigen Geschlechter und unterrichtet sie weiter von einem Jahrhundert zum anderen. Das ist der Unterschied zwischen unsern Leistungen! Die meinen werden nur eine Weile dauern; die Ihren dagegen verdienen wie die Wunder Ägyptens den Wahlspruch der französischen Akademie: „Für die Ewigkeit.“ Ihre Werke haben Anspruch darauf; Sie aber bitte ich, so spät wie möglich in die Ewigkeit einzugehen. Sie sollten abführende Brunnen trinken, denn ich glaube nicht, daß Sie magenleidend sind, sondern eher, daß in den Organen des Unterleibs etwas verstopft ist, was Ihnen Beschwerden macht. Wäre ich Ihr Arzt, so schickte ich Sie nach Spa. Sie sind es wert, sich Ihres Rufes noch lange zu erfreuen. Kein Mensch nimmt mehr Anteil an Ihrem Leben als ich; denn wer bliebe uns, wenn Europa Sie verlöre? Niemand! Ich bin also für Mineralwasser und für alle sanften Heilmittel, die langsam wirken und die Konstitution nicht erschüttern. Ich hoffe und wünsche, daß ich bald bessere Nachrichten über Ihre Gesundheit erhalte.

130. An Ulrike

Breslau, 8. September 1764.

Liebe Schwester,

Ich erhielt Deinen Brief¹ mit der Freude, die mir alles bereitet, was von Dir kommt. Es tat mir leid, daß Deine Absicht² sich in diesem Jahre nicht verwirklichen ließ, aber was heute nicht ist, kann morgen werden. Somit, liebe Schwester, wird sich sicherlich eine andere Gelegenheit für Dich finden, einen von unserer Familie wiederzusehen. Für den Augenblick standen der Sache so viele Hinderungsgründe entgegen, daß es mir völlig unmöglich erschien, doch würde ihre Aufzählung hier zu weit führen und auch zwecklos sein. Wenn ich mit meinen Schwestern zusammenkomme, ist stets von den Abwesenden die Rede, und Du, liebe Schwester, wirst dabei gewiß nicht vergessen. Aber unserer armen Familie scheint kein langes Leben beschieden zu sein. Meiner Ansbacher Schwester geht es sehr schlecht; meine Braunschweiger

¹ Der Brief liegt nicht vor. — ² Der geplante Besuch des Prinzen Heinrich in Stockholm hatte sich gerschlaagen, weil er erkrankt war.

Schwester und ich haben fast keine Zähne mehr; meine Schwedter Schwester ist wasserfüchtig; die arme Amalie kann sich trotz ihrer Aachener Kur nicht erholen; mein Bruder Heinrich ist Hypochonder; mein Bruder Ferdinand ist nur hin und wieder gesund — kurz, ich glaube, in zehn Jahren ist keiner von uns mehr am Leben . . .¹

Ich bin seit drei Wochen hier in Schlessien, um Pflaster auf die noch unverheilten Wunden des Krieges zu legen. Wir haben mehr als 2 000 niedergebrannte Häuser wiederaufgebaut; fürs nächste Jahr bleiben noch 1 100 übrig. In Pommern und der Neumark haben wir 4 000 neu gebaut und fürs nächste Jahr bleiben noch 2 000. Das, liebe Schwester, sind die holden Freuden, die mich gegenwärtig beschäftigen und mich in vielen Fällen daran hindern, das zu tun, was ich gern möchte. Aber basta! Ich will Dich nicht mit meinen kleinen häuslichen Sorgen langweilen. Erhalte mir nur weiterhin Deine kostbare Freundschaft.



131. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Sanssouci, 25. September 1764.

Wo ich mich auch befinden mag und welche Obliegenheit ich auch habe, ich werde jede gern im Stich lassen, um Ew. Königl. Hoheit zu antworten. So hoch beglückt es mich, daß Sie meiner gedenken².

Ich merke wohl, daß meine Theologie Sie als eine Tochter der Kirche und höchst rechtgläubige Erbin Ihres Väterglaubens etwas keiserlich anmuten muß. Ich will nicht davon reden, daß die Schulweisheit die spontane Willensfreiheit von einer

¹ Nur Sophie von Schwedt starb bald; vgl. den Brief vom 14. November 1765. — ² Auf den Brief vom 8. August hatte die Kurfürstin am 21. September erwidert, daß sie das Gefühl der Freiheit leider nicht besäße. Auf Friedrichs Fußfuß würde sie als Päpstin gern verzichten.



Marie Antoinette Kurfürstin von Sachsen
Königin von Frankreich

andern unterscheidet, will Sie nicht mit metaphysischem Gerede über ein schwieriges und fast unergründliches Thema ermüden. Aber das Eine möchte ich Ihnen versichern, daß die Freiheit, von der ich gern unumschränkten Gebrauch machte, oft mit Fesseln beladen ist und von Erwägungen gehemmt wird, die sie zwingen, sich den Umständen zu beugen. Das ist Ew. Königl. Hoheit wohl schon mehrfach begegnet und es gibt kaum einen oder besser gesagt niemand, der nicht die gleiche Erfahrung gemacht hätte. Ich überlasse es den großen Potentaten, die Welt nach ihrem Gutdünken zu lenken, und bin heilfroh, wenn ich dem Volke, das die Vorsehung meiner Obhut anvertraut hat, in Ruhe und Frieden so viel Gutes erweisen kann, als ich ihm schuldig bin. Hätte ich den geringsten Einfluß auf das Schicksal, ich hätte es sicher so gelenkt, daß es mir die Gelegenheit geboten hätte, Ihnen zu Füßen zu fallen. Aber offenbar besitze ich dies schöne Geheimnis nicht: Sie ersehen es aus meinem Fernbleiben und aus der Unmöglichkeit, meinen Wunsch zu verwirklichen . . .

132. An Amalie

[Berlin, 19. Januar 1765.]

Meine liebe Schwester,

In meiner Eigenschaft als Dein Haushofmeister nehme ich mir die Freiheit, Dir Deinen Küchenzettel für den Abend zu schicken, um zu wissen, ob Du damit zufrieden bist. Nachtisch und Wein, alles ist gleichermaßen nach Deinen Befehlen besorgt. Ich empfehle mich Dir zu Gnaden bis heute abend, wo ich die Ehre haben werde, Dir meine Aufwartung zu machen¹.

133. An Amalie

[Berlin,] 24. [Januar 1765.]

Meine liebe Schwester,

Tausend Dank für Deinen Anteil am Vorhandensein meiner Benigheit. Ich wünschte nur, sie vermöchte Dir von einigem Nutzen zu sein. Doch so ein alter Bruder, der bald zum Schwäger werden wird, darf sich dessen nicht schmeicheln. Mir geht's, liebe Schwester, genau wie Deinen alten Kutschpferden: ehemals zogen sie Dich, jetzt verzehren sie in Deinem Stalle das Gnadenfutter, das Dein Mitleid ihnen gewährt.

¹ Die Prinzessin hat zu diesem Billet zugefügt: „Diesen Abend führten meine Braunschweiger Neffen und meine Nichte Racines „Iphigenie“ auf. Vgl. auch die poetische Einladung an Amalie vom Dezember 1765, Werke Bd. X, S. 209 f.

Wenn Du erlaubst, werde ich morgen abend kommen und mich bedanken, daß Du so liebevoll meiner gedacht; von da gehe ich zu meinem Bruder Ferdinand, bei dem ich eingeladen bin, auf Dein Wohl zu trinken . . .

134. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Den 30. Januar 1765.

. . . Ich kannte einige von Ihren Schauspielern, u. a. einen gewissen Fabier, der seinerzeit nicht übel war. Man findet manche Histrionen, die sich zur Komödie eignen; aber die guten Tragöden sind selbst in Frankreich rar. Das hat wohl den Grund, daß lächerliche Spießbürger, oder fade Stüßerrollen Schauspielern, die aus der Hefe des Volkes stammen, besser liegen als die Tragik und die Torheiten der Großen, die mit Würde und einer gewissen Vornehmheit dargestellt werden wollen. Der Keim dieser Gefinnungen muß in dem Schauspieler stecken, und das ist bei seiner Herkunft schwierig. Daher kommt es, daß sie aus Mangel an Seele und Vornehmheit entweder schwach oder übertrieben sind, was beides den Zuschauer gleichermaßen abstößt. Nur von Standespersonen habe ich Trauerspiele erträglich aufgeführt gesehen. Letztlich haben meine Neffen und Nichten Racines „Iphigenie“ gespielt und ich kann Ihnen wahrheitsgemäß sagen: sie haben manches so gut gemacht, daß man sich der Tränen nicht erwehren konnte. Das war eine der letzten Vergnügungen dieses Karnevals. Gegenwärtig ist alles vorüber und das Kaminfeuer löst die Zerstreuungen der großen Welt ab. In welcher Lage ich mich aber auch befinden mag, ob in der Einsamkeit oder im Menschenschwarm, dummes Zeug redend oder noch einen Rest von Vernunft bewahrend, ich bleibe doch stets mit vollkommenster Hochachtung und Wertschätzung der Ihrige.

135. An die Witwe des Generals von Forcade¹

[10. April 1765.]

Ich benutze den ersten Augenblick meiner Wiederherstellung, um Ihnen meine Teilnahme an Ihrem Verlust auszusprechen und Ihnen zu sagen, was ich tun will, um Ihren gerechten Schmerz zu lindern. Sie erhalten erstens eine Pension von 500 Talern für die langen und treuen Dienste, die mit Ihr Gatte geleistet hat, zweitens die gleiche Pension in Anbetracht Ihres Kindersegens und drittens abermals 500 Taler als Beitrag zur Erziehung Ihrer Kinder. Ich brauche Ihnen nur noch zu empfehlen, dafür zu sorgen, daß sie in die Fußstapfen ihres Vaters treten.

¹ Der Generalleutnant Friedrich Wilhelm Laurin von Forcade starb am 23. März 1765. Seiner Ehe waren 23 Kinder entsprossen.

136. An Amalie

[Sanssouci,] 3. Juli [1765].

Meine liebe Schwester,

Ich weiß nicht, welches Verhängnis über unserer Familie schwebt, sodasß wir stets den Teufel in der Börse haben. Und doch, liebe Schwester, ist das schließlich immer noch besser, als wenn wir den Teufel im Leibe hätten, denn das ist eine gar schlimme Sache. Dann sind Teufelsbanner vonnöten, Weihwasser und eine ganze Zeremonie, um ihn zu vertreiben. Infolge der Hochzeit meines Neffen sitze ich selbst auf dem Trocknen. Meine Börse ist so leer wie der Kopf eines Hirten, der immer nur mit Kühen und Ziegen gelebt hat. Sobald jedoch dies kleine Ungemach durch eine Finanzoperation behoben ist, will ich zusehen, wie ich den Teufel aus der Börse meiner Schwester austreiben kann; nur fürchte ich, es wird nicht lange vorhalten. Hätte ich auch alles Gold des Großmoguls zur Verfügung, es reichte nicht hin, um alle leeren Börsen zu füllen, alle Begierden, Leidenschaften und Launen und alle Verschwendungsgucht zu befriedigen, die in unserm Jahrhundert überhand genommen haben.

Meine Schwester¹ kommt am 10. hier an. Die Hochzeit findet am 14. statt und die Feierlichkeiten dauern bis zum 21. einschließlich. Ich werde mit der großen Masse der Gäste als Statist auftreten, aber Du kennst mich zu gut, um zu glauben, ich fände Geschmack daran. Ein Greis hat andere Vergnügungen als die Jugend, und wenn man von allem gekostet hat, kehrt man schließlich zum stillen Leben zurück. Es ist das einzige, bei dem man glücklich sein kann, soweit es in der menschlichen Natur liegt. Aber ich habe schon so viel gesagt, liebe Schwester, daß ich Dich langweile. Ich bitte um Vergebung dafür und bleibe mit der Versicherung aufrichtiger Liebe Dein getreuer Bruder und Diener

F r i e d e r i c h.

137. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Den 22. September 1765.

... Ew. Königl. Hoheit hatten die Güte, mich wegen des Wassers und Feuers zu necken²; aber ich kann Ihnen mit Bestimmtheit versichern, ich liebe keins von beiden Elementen, außer dem Kaminfeuer zur Winterszeit. Sich zu erwärmen, ist in unsern

¹ Die Herzogin Charlotte von Braunschweig. Sie war die Mutter der ersten Gemahlin des nachmaligen Friedrich Wilhelms II., Elisabeth, von der er am 21. April 1769 geschieden wurde; bereits am 14. Juli desselben Jahres vermählte sich der Prinz mit Friederite von Hessen-Darmstadt; vgl. Werke Bd. V, S. 17. — Friedrich hatte am 18. August aus Bad Landeck, wo er zum Kurgebrauch weilte, an die Kurfürstin geschrieben, sein Fegefeuer wäre das Wasser, denn er badete zur Heilung der Gicht sehr viel. Maria Antonia erwiderte, er hätte gar vielen zum Fegefeuer verholzen und sich selbst so oft im Feuer befunden, daß er es nicht mehr zu fürchten brauchte.

rauen Himmelsstrichen eine Nothwendigkeit und zugleich ein Vergnügen. Ew. Königl. Hoheit tun sehr recht daran, die Geistesfreunden den übrigen vorzuziehen; sind es doch die dauerhaftesten und unschuldigsten! Der Krieg ist eine Geißel, aber ein notwendiges Übel, weil die Menschen verderbt und böshaft sind, weil die Annalen der Weltgeschichte beweisen, daß man von jeher Krieg geführt hat und vielleicht auch, weil der Welterschöpfer ununterbrochene Ummwälzungen gewollt hat, damit die Menschen sich überzeugen, daß es nichts Beständiges unter dem Monde gibt. Die Fürsten betreten sich manchmal in der Nothlage, ihren offenen und versteckten Feinden entgegenzutreten zu müssen — so ist es mir ergangen. Habe ich andere unglücklich gemacht, so bin ich selbst nicht minder unglücklich geworden. Das sind Begleiterscheinungen, die man bei seinen Plänen nicht mitberechnet, die aber ebenso daraus entstehen, wie das Rollen eines Rades, das den Wagen vorwärts bringt, zugleich Staub aufwirbelt, was mit der Fahrt selbst nichts zu tun hat. Aber zum Glück sind diese Kriege ja beendet, und es hat nicht den Anschein, als sollten sie bald wieder ausbrechen. Solange die Börsen der Großmächte leer sind, können wir in Ruhe und Frieden die Wissenschaften pflegen. Der letzte Alderlaß war so reichlich, daß ich wenigstens hoffe, mein Dasein im allgemeinen europäischen Frieden zu beschließen. Ew. Königl. Hoheit werden stets eine der größten Zierden Europas bleiben und der Schutz, den Sie gegenwärtig den Künsten angedeihen lassen — in einem Lande, wo bisher nur der Luxus Begünstigung fand —, wird Ihren Namen unsterblich machen.

138. An Ulrike

Sanssouci, 14. November 1765.

Meine liebe Schwester,

Ich erlaube mir, Dir ein Möbel zu schicken, von dem ich hoffe, daß es einen Platz in Ulrichsdahl finden darf. Kann ich Dir meine Zuneigung auch nur durch Kleinigkeiten beweisen, so ist sie darum nicht minder aufrichtig¹.

Mit unserer armen Schwedter Schwester geht es zu Ende². Soviel sich die Ärzte auch bemühen, ihre Krankheit macht immer weitere Fortschritte. Sie erträgt ihre vielen Leiden mit bewundernswerter Geduld und Seelenruhe. Mein Bruder Ferdinand weilt bei ihr; er schreibt mir, ich solle nicht hinkommen, da es ihr zu schmerzlich wäre. Auch weist er sehr richtig darauf hin, daß ein so trauriger Anblick mir selbst nur Schmerzen bereiten würde. Ich schreibe Dir da etwas sehr Trauriges und Betrübliches, liebe Schwester, aber ich halte es für besser, Dich auf eine schlimme Nachricht vorzubereiten, statt daß Du sie auf einen Schlag erfährst. Ich wünsche Dir, daß Du

¹ Kurz vorher hatte Friedrich Ulrike mit einer Dose beschenkt. — ² Vgl. den folgenden Brief.

niemals solchen Kummer in Deiner Familie erleben möchtest und hoffe, Du gedenkst eines Bruders, der zeitlebens mit größter Anhänglichkeit sein wird

Dein getreuer Bruder und Diener

Friderich.

139. An Frau von Camas

[17. oder 18. November 1765.]

Ich bin Ihnen, gutes Mütterchen, sehr verbunden für Ihre Teilnahme an unserer Trauer¹. Es ist ein Verlust für alle ehrlichen Leute, denn meine Schwester war im wahren Sinne eine tugendhafte Frau. Seit lange weiß ich, daß die Menschen sterblich sind. Ich war Zeuge ihres Kräfteverfalls, aber das hindert nicht, gutes Mütterchen, daß ich den Heimgang einer Schwester schmerzlich empfinde, die mir der Tod gewissermaßen aus den Armen gerissen hat. Blutsbande, zärtliche Freundschaft, wahrhafte Hochschätzung — das alles fordert sein Recht und ich fühle, gutes Mütterchen, daß ich mehr gefühlvoll als vernünftig bin. Meine Tränen, meine Trauer sind vergebens, und doch kann ich sie nicht unterdrücken. Unsere Familie kommt mir wie ein Wald vor, in dem ein Sturm die schönsten Bäume umgeworfen hat, wo man von Zeit zu Zeit eine entwipfelte Fichte erblickt, die nur noch an ihren Wurzeln zu hängen scheint, um dem Sturz ihrer Gefährten zuzuschauen und all die Sturmschäden und Verwüstungen des Unwetters zu sehen. Ich wünsche, gutes Mütterchen, daß der Hauch des Todes Sie verschont und daß Sie noch lange leben mögen, damit ich Ihnen die Versicherung meiner alten, treuen Freundschaft recht oft wiederholen kann².

Friderich.

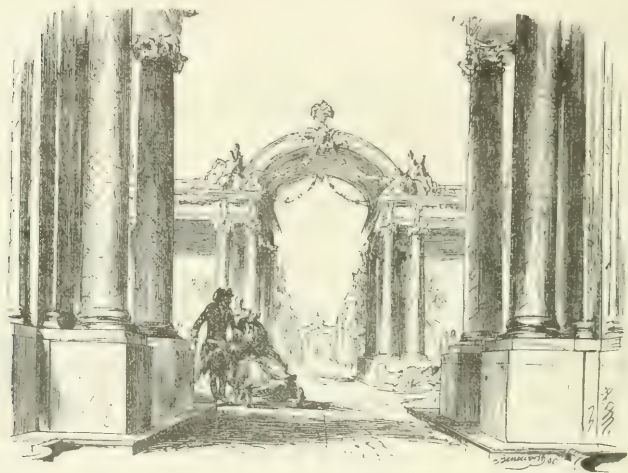
140. An Fouqué

Den 31. Dezember 1765.

Guten Tag und ein gutes neues Jahr, lieber Freund. Ich schicke Ihnen ein Geschenk — von einem Greise für einen Greis: einen bequemen Lehnstuhl, den Sie nach Belieben hoch und niedrig stellen können, echten Meffabalsam zu Ihrer Kräftigung und Verlocken aus meiner Porzellanmanufaktur zu Ihrer Kurzweil. Wenn ich Sie

¹ Am 13. November war die Markgräfin von Schwedt gestorben; das Kondolenzschreiben ist vom 16. November. — ² Letzter vorliegender Brief an Frau von Camas, die am 2. Juli 1766 starb.

im Sommer in Potsdam sehe, werde ich Ihnen eine solidere Aufmerksamkeit erweisen. Inzwischen bete ich, lieber Freund, für Ihre Gesundheit und versichere Ihnen, daß niemand regeren Anteil daran nimmt als Ihr alter treuer Freund.



141. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Potsdam, 8. Februar 1766.

Ich werde nicht verfehlen, mir die Anschauungen Eurer Königl. Hoheit zu eigen zu machen und mich bemühen, dem Kommissar friedliche Gesinnungen einzuschöpfen¹. Mit vollem Rechte verurteilen Sie den Eigensinn und die Streitsucht, worin die meisten Geschäftsträger ihr Verdienst sehen. Wie schön wäre es, könnte man ohne sie auskommen! Man darf sie nur als Kettenhunde betrachten, die man losläßt, um dem Dieb nachzusetzen. Alle Menschen sollten von selber im Einvernehmen leben. Die Erde ist weit genug, um sie alle zu beherbergen, zu ernähren und zu beschäftigen. Zwei unselige Worte, *mei* und *dein*, haben alles verdorben. So entstanden Eigennuß, Mißgunst, Ungerechtigkeit, Gewalttat und alle Verbrechen. Hätte ich das Glück

¹ Maria Antonia hatte am 31. Januar den König gebeten, seine zu Verhandlungen zwischen Preußen und Sachsen bestimmten Kommissare zur Vermeidung unnötiger Umstände anzuhalten.

gehabt, als Privatmann geboren zu werden, ich führte mit keinem Menschen Prozesse, denn ich hätte lieber mein Heim hergegeben und meine Nothdurft durch ehrliebe Arbeit bestritten. Die Herrscher haben es nicht so leicht. Allgemein hat sich die Meinung festgesetzt, daß Nachgeben bei ihnen soviel wie Schwäche und Mäßigkeit soviel wie Dummheit oder Feigheit ist. Manche sind durch ihre Nachgiebigkeit und ihre Güte in den Augen ihrer Völker verächtlich geworden. Offen gesagt, muß man so falsche Beurtheiler des Verdienstes geringschätzen und ihr Urtheil nicht ernst nehmen: mögen sie sich selber verächtlich machen! Immerhin entscheidet die öffentliche Meinung über den Ruf eines Menschen, und so sehr man Lust hätte, den Urtheilsprüchen dieses Tribunals zu trohen, kommt man doch bisweilen in die Zwangslage, es beachten zu müssen. Die aufgeklärten Richter sind zwar in der Minderzahl, verdienen aber doch bei weitem den Vorzug vor der großen Masse . . .

142. An Fouqué

[24. Februar 1766.]

Ich sehe wohl, lieber Freund, daß Sie sich stärken müssen¹. Vorgestern wollte man Ungarwein von meinem Großvater probieren und befand ihn gut. Ich habe die Flasche behalten und schicke sie Ihnen. Es ist die letzte — möge sie Ihnen gut bekommen!

Wollen Sie noch andere alte Weine? Ich habe alle möglichen Sorten und werde mir ein Vergnügen daraus machen, sie Ihnen zu liefern; Sie brauchen es nur zu sagen. Ich bete tausendmal für Ihr Wohlergehen und drücke Sie an mein Herz. Leben Sie wohl, lieber Freund.

143. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Den 8. März 1766.

. . . Zweifellos kann keine Gesellschaft ohne Gerechtigkeit bestehen. In keinem etwas an, wovon Du nicht willst, daß es Dir geschehe — in diesem Grundsatz liegt alle Tugend, liegen alle Pflichten des Menschen gegen die Gesellschaft, in die er gesetzt ist. Daher leitet sich auch das an den deutschen Universitäten so berühmte Menschenrecht ab, das aber vom praktischen Recht fast stets erdrückt wird. So befindet sich die Vernunft mit der Leidenschaft der Menschen stets im Streit, und was die eine aufrichtet, reißt die andere nieder. Ich glaube, man muß die an der Spitze der Regierungen

¹ Fouqué hatte in einem Brief vom 19. Februar über seinen schlechten Gesundheitszustand geklagt.

Stehenden erst anhören, bevor man sie verdammt. Ich betrachte sie nicht als Despoten; sind sie's, so ist das ein Mißbrauch ihrer Macht. Ihr Amt bestellt sie zu den ersten Dienern ihrer Völker. Ihre Hauptpflicht besteht darin, für den Vorteil ihrer Völker nach besten Kräften zu sorgen, d. h. für die Sicherheit des Besizes, die das erste Recht aller Bürger ist, ferner sie gegen Unternehmungen der Nachbarn zu schützen, die ihnen Schaden wollen, und schließlich, sie vor Übergriffen und Gewalttaten ihrer Feinde zu schirmen. Betrauen Sie nun den sanftmütigsten und selbstlosesten Menschen mit diesem Amte, so werden Sie zugeben müssen, daß er, will er seine Pflichten erfüllen, anders handeln muß als nach seiner natürlichen Reigung. Er ist gewissermaßen ein Vormund, der mit seinem eigenen Gut freigebig ist, aber mit dem seines Mündels geizt. Das ist mein Begriff vom Herrscheramt und demgemäß handle ich in meinem kleinen Kreise. Ja, ich achte und ehre Sie und würde Ihnen alles zum Opfer bringen, was mir selber gehört, aber nichts von dieser Vormundschaft, die mir übertragen ist. Mein Gewissen würde mir herbe Vorwürfe machen, wenn ich gegen diese Pflicht verstieße¹. Sie lachen vielleicht über das Wort Gewissen; gestatten Sie mir indes, Ihnen zu sagen, daß man in der Philosophie unter Umständen ein zarteres Gewissen hat als in der Religion. In allen christlichen Sekten kann man mit dem Himmel einen Vergleich schließen. Findet man aber nach strenger Selbstprüfung, daß unser Wandel sich nicht mit unsern Grundsätzen deckt, so fühlt man sich gedemütigt und zugleich betrübt und der Gewissensbiß hört erst dann auf, wenn man seinen Fehler wieder gutmacht. So handeln die Philosophen . . .

144. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Den 30. Mai 1766.

Ich hoffe sehr, daß ich nicht das Unglück habe, Ew. Königl. Hoheit mit der Fülle der verschiedenen Gegenstände, die ich mit Ihnen zu verhandeln habe, zu langweilen. Das hieße der Dreistigkeit die Krone aufsetzen. Ew. Königliche Hoheit beurteilen alle Menschen nach sich selber. Sie prüfen Ihr Herz und befinden es rein; daraus schließen Sie, daß die zweibeinige ungefederte Rasse Ihnen ähnelt. Es ist recht schön, sich solche Illusionen zu machen². Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, und zwar streng gläubig nach Moses, daß die Dinge sich geändert haben sollen, seit eine gewisse Eva von einem gewissen Apfel aß. Sie stellen sich die Menschheit so vor, wie sie sein sollte.

¹ Dies ist die Antwort auf einen Brief der Kurfürstin vom 1. März, worin sie Friedrich in den zwischen Preußen und Sachsen schwebenden Verhandlungen über einen Handelsvertrag zu beeinflussen versucht. — ² Friedrich hatte am 16. April Plato einen Idealisten genannt, dessen Gesetze ohne Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse gemacht und dessen Staat ein unausführbares Ideal, die Chimäre eines tugendhaften Mannes sei. Dieser Auffassung hatte die Kurfürstin am 12. Mai widersprochen. „Wobin kommen wir, wenn vollendete Tugend eine Illusion ist?“

Ich aber habe oft über das Böse, das sie mir antat, geschäumt: ich stelle sie mir so vor, wie sie in Wirklichkeit ist. Die heidnischen Philosophen, Plato an der Spitze, wollten die Menschen zur Tugend zurückführen. In diesem löblichen Vorhaben machten sie sich vor allem an die Moral und an die Sitten und redeten sich ein, ein großes Vorbild der Vollkommenheit könnte ebenso zur Tugend wie zur Weisheit antreiben. Sie schufen also ihr Idealbild vom Weisen und setzten es aus allen möglichen Vollkommenheiten zusammen, ungefähr so, wie Praxiteles seine Venus schuf, zu deren regelmäßigen Gesichtszügen und Körperformen hundert der schönsten griechischen Mädchen Modell standen. Aber wie es keine Frau gibt, die der Schönheit der Praxitelischen Statue gleichkommt, so gibt es auch keinen Mann, der an den Weisen der Stoiker heranreicht. Hat je einer Anspruch darauf erheben dürfen, so war es zweifellos Kaiser Mark Aurel. Ich, der unwert ist, diesem Großen die Schuhriemen zu lösen, bin nur ein dilettante¹. Ich liebe die Philosophie; ich bemühe mich, weise zu werden, wenn ich es vermag, aber ich bin nicht so düntelhaft und verblendet, daß ich mich für einen Weisen halte. Hätte ich zu beichten, ich sagte Ew. Königl. Hoheit: mein Herz ist gerade und meine Absichten sind lauter, aber ich bin schwach, und trotz meinem Wunsche, weise zu werden, geschieht es, daß ich Bosheiten begehe, die ich nachher bereue. Dies das ehrliche Geständnis meines Wesens. Geruhen Sie, Ihre Nachsicht auf Ihr Beichtkind auszudehnen. Ihnen müßten die Engel dienen und ich bin nur ein Sterblicher. Immerhin weiß ich das Schätzenswerte zu schätzen und besonders gern huldige ich dem großen Verdienst, wo ich es finde.

145. An Voltaire

Potsdam, den 7. August 1766.

Mein Neffe² schreibt mir, er wolle unterwegs den Philosophen von Ferner aufsuchen. Ich beneide ihn um das Glück, Sie zu hören. Mein Name war in Ihren Gesprächen überflüssig; Sie hatten eine solche Fülle von Dingen zu behandeln, daß Sie es nicht nötig hatten, den Philosophen von Sanssouci als Gesprächsstoff heranzuziehen.

Sie schreiben mir von einer Philosophenkolonie, die sich in Kleve niederlassen will³. Ich sage nicht nein und kann Ihnen bewilligen, was Sie verlangen, außer dem Brenn-

¹ Das italienische Wort dilettante (Liebhaver) bezeichnete damals noch durchaus einen ernsthaften Freund von Kunst und Wissenschaft. — ² Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig; vgl. den Brief an Fredersdorf von Ende August 1753. — ³ Voltaires Brief liegt nicht vor; doch ergibt sich aus anderen Schreiben, daß er und andere damals daran dachten, sich nach Kleve zurückzuziehen, aus Furcht, in den Prozeß La Barres verwickelt zu werden. La Barre und Etalonde hatten 1765 in Abbéville (nicht, wie Friedrich wiederholt irrtümlich schreibt, in Amiens) ein Kreuzifix verstümmelt, auch wurden sie beschuldigt, eine Prozession nicht begrüßt zu haben. La Barre wurde hingerichtet. Etalonde entkam und trat unter dem Namen Morival in die preußische Armee ein; vgl. Werke Bd. VIII, S. 244.

holz, das durch den Aufenthalt Ihrer Landsleute in den dortigen Wäldern fast ganz verschwunden ist. Nur mache ich die Bedingung, daß sie die schonen, die geschont werden müssen, und daß sie beim Drucken ihrer Schriften den nötigen Anstand wahren.

Der Vorfall in Amiens ist tragisch. Aber ist es nicht die eigne Schuld der Bestrafeten? Muß man mit dem Kopf gegen Vorurteile anrennen, die die Zeit in der Anschauung der Völker geheiligt hat? Und darf jemand, der Gedankenfreiheit genießen will, den bestehenden Glauben verunglimpfen? Wer sich ruhig verhält, wird selten verfolgt. Erinnern Sie sich an das Wort von Fontenelle: „Hätte ich die Hand voller Wahrheiten, ich überlegte es mir mehr als einmal¹, bevor ich sie öffnete.“

Der Pöbel verdient keine Aufklärung. Und wenn Ihre Parlamente so hart gegen den unglücklichen Jüngling vorgegangen sind, weil er das Zeichen herabschlug, das die Christen als Symbol ihres Heils verehren, so klagen Sie die Gesetze des Königsreichs an. Nach diesen Gesetzen verpflichtet sich jeder Beamte eidlich zu richten. Er kann nur so urteilen, wie sie es vorschreiben, und für den Angeschuldigten gibt es keine Rettung, außer wenn er beweist, daß seine Tat nicht unter das Gesetz fällt.

Wenn Sie mich fragen, ob ich einen derartig harten Spruch gefällt hätte, so erwidere ich: nein. Ich hätte die Strafe nach meiner natürlichen Einsicht dem Delikt angemessen. Haben Sie ein Standbild zerbrochen, so verurteile ich Sie, es wiederherzustellen. Haben Sie vor dem Priester, der den bekannten Gegenstand trug, nicht den Hut abgenommen, so verurteile ich Sie dazu, vierzehn Tage hintereinander ohne Hut in die Kirche zu gehen. Haben Sie die Werke von Voltaire gelesen — nun, junger Mann, so ist es gut, daß Sie Ihre Urteilskraft bilden. Zu dem Zweck lasse ich Sie die „Summa“ des heiligen Thomas² und das Messbüchlein des Herrn Pfarrers studieren. Dadurch würde der Leichtfuß vielleicht schwerer bestraft werden, als es durch seine Richter geschah; denn die Langeweile währt ein Jahrhundert und der Tod einen Augenblick.

Möge der Himmel oder das Schicksal diesen Tod von Ihrem Haupte abwenden und mögen Sie sanft und friedlich dies Jahrhundert aufklären, das Sie berühmt machen! Wenn Sie nach Kleve kommen, werde ich noch das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen und Sie der Hochachtung zu versichern, die Ihr hoher Geist mir stets eingeffloßt hat.

146. An Voltaire

Potsdam, 13. August 1766.

Ich vermute Sie schon im Besiz meiner Antwort auf Ihren vorletzten Brief. Ich kann die Hinrichtung in Abbéville nicht so furchtbar finden wie die ungerechte Bestra-

¹Vgl. den Brief vom 8. Januar 1770. — ²Die „Summa theologiae“ des Thomas von Aquino, eines hochbedeutenden Scholastikers († 1274).

fung von Calas. Dieser Calas¹ war unschuldig; der Fanatismus hat sich selbst dies Opfer dargebracht und nichts an diesem scheußlichen Vorgang entschuldigt die Richter. Ganz im Gegenteil! Sie haben sich sogar über die Prozeßformen hinweggesetzt und ein Todesurteil ohne Beweise, ohne Überzeugung und ohne Zeugen gefällt.

Was in Abbéville geschah, ist ganz anderer Art. Sie werden nicht bestreiten, daß jeder Bürger sich an die Landesgesetze halten muß. Nun aber haben die Gesetzgeber Strafen für die Störung des vom Volk anerkannten Kultus festgesetzt. Zurückhaltung, Anstand, vor allem die Ehrfurcht, die jeder Bürger den Gesetzen schuldet, verpflichtet ihn also, den anerkannten Kultus nicht zu lästern, sondern Argernis und Frechheiten zu vermeiden. Man sollte die Blutgesetze ändern und die Strafe dem Vergehen anpassen. Solange aber solche strengen Gesetze gelten, können die Behörden nicht umhin, nach ihnen Recht zu sprechen.

In Frankreich zetern die Frömmler über die Philosophen und schieben ihnen die Schuld für alle schlimmen Ereignisse zu. Im letzten Kriege gab es Narren, die der Enzyklopädie² alle Schuld an den Mißerfolgen der französischen Waffen beimäßen. Während dieser Erregung geschieht es, daß das Versailler Ministerium Geld braucht und so opfert es der Geistlichkeit, die Geld hat, Philosophen, die keins haben und keins hergeben können. Ich verlange weder Geld noch Segenprüche und biete also den Philosophen ein Asyl, vorausgesetzt, daß sie vernünftig sind und sich so friedlich benehmen, wie ihr schöner Titel es mit sich bringt. Denn alle von ihnen verkündeten Wahrheiten zusammengenommen wiegen nicht die Ruhe der Seele auf — das einzige Gut, das die Menschen auf dem Staubkorn, das sie bewohnen, genießen können. Ich bin ein unbeegeisterter Denker und wünschte, daß die Menschen vernünftig und vor allem ruhig wären.

Wir kennen die Verbrechen, die der religiöse Fanatismus hervorgebracht hat. Hüften wir uns, diesen Fanatismus in der Philosophie einzuführen, die ihrem Wesen nach Sanftmut und Mäßigung sein soll. Sie soll das tragische Ende eines Jünglings beklagen, der eine Ausschreitung begangen hat. Sie soll die maßlose Härte eines Gesetzes brandmarken, das aus Zeiten der Roheit und Unwissenheit stammt. Aber die Philosophie darf zu solchen Vergehen nicht aufreizen oder die Richter feinsingen, die nicht anders haben urteilen können.

Socrates betete die deos majores et minores gentium nicht an, gleichwohl wohnte er den öffentlichen Opfern bei. Cassendi³ ging zur Messe und Newton zur Predigt.

¹ Jean Calas, ein protestantischer Kaufmann in Toulouse, wurde 1762 auf die von der Geistlichkeit erhobene Anklage hin, seinen Sohn ermordet zu haben, gerädert. Voltaires Bemühungen gelang 1765 der Beweis seiner Unschuld; vgl. Werke Bd. VIII, S. 244. — ² Friedrich meint die von d'Membert und Diderot seit 1751 herausgegebene „Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“. — ³ Petrus Cassendi (1592—1655) hat die Atomtheorie Epikurs erneuert; er betonte, daß philosophischer Materialismus und moralische Reinheit sehr wohl nebeneinander bestehen könnten.

Die Toleranz muß jedem Bürger die Freiheit lassen, zu glauben, was er will. Aber sie darf nicht so weit gehen, daß sie die Frechheit und Zügellosigkeit junger Hitzköpfe gutheißt, die etwas vom Volke Verehrtes dreist beschimpfen. Das ist meine Ansicht. Sie deckt sich mit dem, was zur Sicherung der Gedankenfreiheit und der öffentlichen Ruhe nötig ist — und das ist der erste Gesichtspunkt jeder Gesetzgebung.

Ich wette, wenn Sie dies lesen, denken Sie: das ist recht deutsch! Da merkt man das Phlegma eines Volkes, das keine ausgesprochenen Leidenschaften hat. — Wir sind allerdings halbe Pflanzen im Vergleich zu den Franzosen und so haben wir auch weder das „Befreite Jerusalem“¹ noch die „Henriade“ hervorgebracht. Seit Kaiser Karl der Große auf den Einfall kam, uns mit dem Schwerte zu befehren, sind wir Christen geblieben. Dazu haben vielleicht unser stets bewölfter Himmel und unsere langen, rauhen Winter beigetragen.

Kurz, nehmen Sie mit uns fürlieb, wie wir nun einmal sind. Dvid hat sich auch an die Volkssitten von Tomi gewöhnt² und ich bin so eitel und eingebildet, zu glauben, die Provinz Kleve sei mehr wert als die Stätte, wo sich die Donau in sieben Armen ins Schwarze Meer ergießt.

147. An d'Argens

August 1766.

Sie reisen mit Maß und Bedacht, lieber Marquis, wogegen ich das Land durchfliege und hin und her eile wie die Dame Phantasie. Ich glaube gern, daß Sie in meinem Haus in Sanssouci waren und wiederholt dort waren, aber ich wette, Ihr ganzer Tag ist bei dieser mühseligen Körperbewegung draufgegangen. Von meinen Fahrten rede ich nicht. Sie haben einen doppelten Zweck: das Militär und die Finanzen, zwei Dinge, für die Sie gar nichts übrig haben. Unterwegs habe ich Anekdoten von der Reise des Kaisers an unsern Grenzen aufgelesen³ und ich merke, daß die Bilder besser wirken, wenn man sie von fern als aus der Nähe betrachtet. Wir Fürsten dürfen uns nur in unserer Glorie zeigen, wie der liebe Gott bei der Messe. Eine goldne Monstranz wird erhoben, das ganze Volk betet sie an, die Messe wird gelesen, vor wohlklingenden Musikklängen begleitet; das Beispiel der Menge flößt eine Art düster und dumpfer Verehrung ein. Herr Soundso kommt, betrachtet sich die ganze Ceremonie, ergreift den Kelch, findet darin ein Stück ungesäuertes Brot und lacht über den Aberglauben des Pöbels. Das, mein Lieber, ist eine moralische Fabel, aus der Sie Ihren Nutzen ziehen können. Heute habe ich vier Meilen im Wagen und vier zu Pferde gemacht. Das hat mich etwas angegriffen, und so will ich mit einem

¹ „Das befreite Jerusalem“ von Torquato Tasso (erschienen 1581). — ² Vgl. den Brief vom 25. December 1738. — ³ Friedrich hatte bei dieser Gelegenheit Joseph II. eine Begegnung in Torgau vorgeschlagen, der Plan verwirklichte sich jedoch nicht; vgl. Werke Bd. V, S. 12.

Ausspruch des Königs Dagobert schließen, der sehr an seinen Hunden hing. Wenn er sie verlassen mußte, versäumte er nie, ihnen zu sagen: „Selbst die beste Gesellschaft geht auseinander.“ Leben Sie wohl, lieber Marquis; ich bitte Gott, daß er Sie in seinen Schutz nehme.

148. An Voltaire

Sansfouci, den 24. Oktober [1766].

. . . Herzlichen Glückwunsch zu der guten Meinung, die Sie von der Menschheit haben¹. Ich kenne dies zweibeinige ungefederte Geschlecht durch die Pflichten meines Amtes recht gut und sage Ihnen voraus: weder Sie noch alle anderen Philosophen der Welt werden die Menschheit von ihrem Aberglauben abbringen. Die Natur hat diesen Bestandteil bei unserer Zusammensetzung hinzugefügt. Furcht, Schwäche, Leichtgläubigkeit, vorschnelles Urtheil — das alles lockt die Menschen gewohnheitsmäßig in ein Wundersystem.

Nur wenige Philosophenseelen sind stark genug, um die tiefen Wurzeln ausrotten zu können, die in ihren Herzen die Vorurtheile der Erziehung geschlagen haben. Manche durchschauen wohl mit gesundem Menschenverstand die Irrtümer des Volkes und lehnen sich gegen den Aberglauben auf. Aber beim Nahen des Todes werden sie aus Furcht wieder abergläubisch und sterben als Kapuziner. Bei andern hängt die Denkwiese von ihrer guten oder schlechten Verdauung ab.

Nach meiner Meinung genügt es nicht, die Menschen aufzuklären. Man müßte ihnen geistigen Mut einflößen können, sonst werden Empfindsamkeit und Todesfurcht auch über die stärkste und methodischste Beweisführung triumphieren.

Sie glauben, weil die Quäker² und Sozinianer³ eine einfache Religion begründet haben, ließe sich durch noch größere Vereinfachung auf dieser Grundlage ein neuer Glaube aufbauen. Aber ich greife auf das bereits Gesagte zurück: ich bin so gut wie sicher, wenn diese Herde beträchtlich würde, brächte sie in kurzem einen neuen Aberglauben zur Welt — wofern man sie nicht aus lauter Seelen zusammensetzte, die keine Furcht und Schwäche kennen. Dergleichen wäre aber sehr ungewöhnlich. Immerhin hoffe ich, die Stimme der Vernunft kann durch steten Widerspruch gegen den Fanatismus die künftigen Geschlechter toleranter machen als das heutige, und das hieße schon viel gewinnen.

Die Welt wird Ihnen dafür Dank wissen, daß Sie die Menschen von dem grausamsten und barbarischsten Wahnsinn geheilt haben, der sie je erfaßt hat und dessen Folgen Entsetzen einflößen.

¹ Voltaires Brief ist nicht erhalten. — ² Diese Sekte wurde Mitte des 17. Jahrhunderts in England von Fox begründet; sie hat dort und in Nordamerika noch heute zahlreiche Anhänger. — ³ Vgl. den Brief vom 19. Februar 1738.

Zanatismus und wütende Ehrfucht haben blühende Gegenden meines Landes verwüstet. Wenn es Sie interessiert, das Maß dieser Zerstörungen zu erfahren, so will ich Ihnen sagen, daß ich in Schlesiens allein 8000 Häuser wieder habe aufbauen lassen, in Pommern und in der Neumark 6500. Das macht nach Newton im ganzen 14500 Wohnstätten.

Die meisten sind von den Russen niedergebrannt worden. Wir haben nicht so barbarisch Krieg geführt und nur einige Häuser in den von uns belagerten Städten zerstört; es sind gewiß nicht einmal 1000. Das schlimme Beispiel hat uns nicht verführt; in dieser Hinsicht habe ich ein völlig reines Gewissen.

Jetzt, wo alles ruhig und wiederhergestellt ist, werden in erster Linie die Philosophen bei mir eine Freistatt finden, wo immer sie wollen, um wieviel mehr also der Feind Baals oder jenes Kultus, den man in Ihrem Lande die babylonische Hure nennt¹.

Ich empfehle Sie dem heiligen Schutz Epikurs, Aristipps², Lockes, Gassendis³, Bayles und aller jener vorurteilslosen Geister, die ihr unsterblicher Genius zu Ehrerubimen an der Bundeslade der Menschheit gemacht hat.

Friderich.

Wenn Sie uns einige von den Büchern schicken wollen, die Sie erwähnen, so werden Sie die erfreuen, die auf Ihn hoffen, der sein Volk vom Joch der Betrüger befreien wird.

149. An Markgraf Karl Alexander von Ansbach⁴

[Potsdam,] 7. November 1766.

Lieber Nefte,

Du kannst Dir gewiß denken, welchen schmerzlichen Eindruck mir Dein Brief gemacht hat, aus dem ich entnehme, daß der traurige Zustand meiner armen Schwester⁵ sich noch verschlimmert hat, ja daß selbst Raserei hinzutritt. Ich bin verzweifelt und theile ehrlich den Schmerz, den Du, lieber Nefte, empfinden mußt. Ja, ich bin um so unglücklicher in dieser trostlosen Lage, als ich beim besten Willen ohnmächtig bin, meiner geliebten Schwester zu helfen.

Neden wir von etwas anderm, denn wahrhaftig, je mehr man an diese Saite rührt, um so schmerzlicher wird es, ja man versinkt in Schwermut. . . Morgen trifft

¹ Die katholische Kirche. — ² Aristippos, Schüler des Sokrates, der Philosoph des feinen Lebensgenusses. — ³ Vgl. den Brief vom 13. August 1766. — ⁴ Vgl. den Brief an Fredersdorf von Ende August 1753. — ⁵ Friederike war geisteskrank geworden; sie starb erst 1784.

die Herzogin von Württemberg¹ hier ein. Ich bin sehr froh, sie wiederzusehen; aber sie wird mich aufs neue an einen unerföhllichen Verlust erinnern, den ich vor acht Jahren erlitten habe. Das hat man davon, daß man alt wird! Man sieht Freunde und Verwandte neben sich ins Grab sinken, wird selbst altersschwach und vegetiert trübsinnig dahin. Ich wünsche Dir, lieber Nefte, ein glücklicheres Loß, als es mir zuteil ward, reich an allen Glücksgütern, die Du Dir nur erhoffen kannst, und verbleibe mit aufrichtigster Liebe Dein getreuer Dheim

Friderich.

150. An Voltaire

[Dezember 1766.]

Ich danke Ihnen bestens für die schöne Tragödie², die ich soeben erhielt, und für die interessanten Werke, die ich nächstens zu erwarten habe. Ich habe Auftrag gegeben, den Auszug aus Fleury's Kirchengeschichte³ zu suchen und Ihnen zu senden, falls sich ein Exemplar in Berlin aufreiben läßt . . .

Zugleich sende ich Ihnen ein stofflich merkwürdiges Gedicht⁴. Es sind die Betrachtungen des Kaisers Mark Aurel, in Verse gebracht. Ich liebe die Poesie immer noch. Mein Talent ist gering; da ich aber nur zur eignen Kurzweil Papiere bekrizle, kann es der Öffentlichkeit ebenso gleichgültig sein, ob ich Whist spiele oder mit den Schwierigkeiten der Metrik kämpfe. Das ist jedenfalls leichter und weniger gewagt, als die Hydra des Aberglaubens anzugreifen. Sie glauben, nach meiner Meinung bedürfe das Volk des Zügels der Religion. Ich versichere Ihnen, das ist nicht meine Ansicht; im Gegenteil, die Erfahrung macht mich zum Anhänger Bayles⁵. Eine Gesellschaft kann nicht ohne Geseze, wohl aber ohne Religion auskommen, vorausgesetzt, daß es eine Gewalt gibt, die die große Masse durch Strafen zur Befolgung der Geseze zwingt. Das wird durch die Erfahrung bestätigt, daß die Bewohner der Marianen keinerlei metaphysische Vorstellungen hatten. Es wird noch mehr bewiesen durch die chinesische Regierung; dort ist der Theismus die Religion aller hohen Würdenträger, während das Volk in jenem weiten Reiche dem Aberglauben der Donzen huldigt⁶. Ich behaupte also, daß es anderswo genau so wäre und daß ein Staat ohne jeglichen Aberglauben sich nicht lange in seiner Reinheit erhalten könnte. Vielmehr würden neue Abergwigigkeiten die alten bald ablösen. Die kleine Dosis von gesundem Menschenverstand, die über die Erde verstreut ist, scheint mir zur Gründung einer allgemein verbreiteten Gesellschaft hinzureichen, un-

¹ Die Tochter von Wilhelmine; vgl. den Brief vom 5. September 1732. — ² Voltaires Tragödie „Das Triumvirat“. — ³ Vgl. den Brief vom 18. Mai 1762. — ⁴ „Der Stoiker“; vgl. den Brief vom 13. Dezember 1761. — ⁵ Bayle meinte, daß ein aus Atheisten bestehender Staat sehr wohl existieren könnte. — ⁶ Vgl. die „Verse des Kaisers von China“, Werke Bd. X, S. 218 ff.

gefähr wie die der Jesuiten, aber nicht zur Gründung eines Staates. Das Wirken unserer jetzigen Philosophen halte ich durchaus für nutzbringend; denn die Fanatiker und Unduldsamen müssen beschämt werden und man leistet der Menschheit einen Dienst, wenn man den grausamen und empörenden Wahnsinn bekämpft, der unsere Vorfahren zu reißenden Tieren gemacht hat. Den Fanatismus austrotten, heißt die verderblichste Quelle des Hasses und der Zwistigkeiten verschütten, von denen die Geschichte Europas weiß und deren blutige Spuren man bei allen Völkern entdeckt. Darum sollen Ihre Philosophen, wenn sie sich in Kleve niederlassen, wohl aufgenommen werden. Ich habe den Kammerpräsidenten, Baron von Werder, bereits angewiesen, ihre Niederlassung zu begünstigen. Sie werden dort Sicherheit, Entgegenkommen und Schutz finden und sollen in aller Freiheit für den Patriarchen von Ferney beten können, und ich werde eine Hymne in Versen an den Gott der Gesundheit und der Poesie hinzufügen, auf daß er uns seinen helvetischen Stellvertreter noch lange erhalte; denn ihn liebe ich hundertmal mehr als den des heiligen Petrus, der in Rom residirt. Leben Sie wohl!

151. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Berlin, 10. Januar 1767.

... Wir haben hier den Dreikönigstag gefeiert, nicht mit lehrhafter Würde, die zu meinem Charakter nicht paßt, sondern mit Frohsinn gewürzt. Es wurden so viel Lose gemacht, wie Gäste da waren, und der Zufall hat über das Schicksal entschieden. Frau von Pannewitz ist König geworden, einer meiner Neffen Königin, meine Nichte, die Prinzessin von Preußen¹, Heerführer — kurz, die Geschlechter waren vertauscht. Dies wunderliche Glücksspiel hat die Jugend höchlichst belustigt; aber recht besehen, tut der Zufall in der Welt genau daselbe; denn die Art der Herkunft und die verschiedenen Verhältnisse, in die wir gesetzt werden, entscheiden über unser Geschick. Könnte man die Menschen durchschauen, man fände sicherlich im Volke, ja in den untersten Schichten Genies, die Mark Aurel, Julius Cäsar, der Königin Elisabeth, Sappho, Cicero und Virgil ebenbürtig wären. Aber diese Genies kommen nie auf günstigen Boden und so können sie nicht erblühen; sie werden von Dornen und Geztrüpp überwuchert und erstickt. Es hängt für uns also alles von unsern Eltern ab, von der günstigen oder ungünstigen Zeit, in der wir zur Welt kommen, und von den verschiedenen Umständen, deren Strom uns in unsere Lebensbahn reißt. Wenn Alexander der Große nach dem Zweiten Punischen Kriege geboren wäre, er hätte die Römer zu Feinden gehabt, und die waren ganz anders fürchtbar

¹ Vgl. den Brief vom 3. Ju 1765.



Heinrich Prinz von Preussen, Kofte Friedrichs des Grossen
Gemälde von van Lée in Neuchâtel, von dem man zu Berlin

als die Perfer. Hätte Cromwell zur Zeit der Königin Elisabeth gelebt, er wäre nur ein dunkler und unbekannter Schwärmer gewesen. Sätze der Papst Hildebrand¹ jekt auf dem Papstthron, er würde nur über die Tonsuren der Priester und sicherlich nicht über die Kronen der Könige gebieten. Aber Ew. Königl. Hoheit fragen nach allem herzlich wenig. Sie denken sehr weise, daß wir uns nicht um den Zufall zu sorgen brauchen, der uns zu dem gemacht hat, was wir sind, sondern daß wir nur die Pflicht haben, die uns zugetheilte Rolle so gut wie möglich auszufüllen.

152. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Den 12. Februar 1767.



Die Briefe Ew. Königlichen Hoheit sind mir stets Beweise Ihrer ungemeinen Rücksicht gegen mich². Ich kann Sie nur mit Nichtigkeiten unterhalten und Sie sind duldsam genug, sich damit zu begnügen. Das Dreikönigsfest war eine Kurzweil für die Jugend, die gern scherzhafte Verwechslungen herbeiführt. Wenn man dergleichen aber erzählt, wird es recht schal, da man das Augenblicksbild nicht wiedergeben kann und die gefelligen Scherze stets ihre Wirkung verlieren, wenn sie ihre kleine Sphäre verlassen. Darum liest man in Frankreich nicht mehr die „Satire Ménippée“³, und darum fragt man heute in England wenig nach dem „Hudibras“⁴. Deshalb werden mit der Zeit auch die Satiren von Boileau ihren Wert verlieren. Sie bedürfen des Kommentars. Dagegen werden die Satiren von Horaz bis auf die späteste Nachwelt kommen, weil sie Gemeinplätze enthalten, die sich auf alle Zeiten und Orte anwenden lassen, und weil man zu ihrem Verständnis den römischen Stadtklatsch nicht zu kennen braucht.

Was den Zufall betrifft oder was man so nennt, so spielt er im Menschenschicksal allerdings eine entscheidende Rolle. Ew. Königliche Hoheit fragen mich, welchen Stand ich auf Erden gewählt hätte, wäre ich Herr meines Schicksals gewesen. Ich beantworte diese Frage mit größter Offenherzigkeit und Wahrhaftigkeit. Seit meiner frühesten Kindheit hat mir der Rat, den Epikur seinen Schülern gibt, tiefen Eindruck gemacht. Er sagte zu ihnen: „Mücht Euch niemals in die Staatsgeschäfte“. Das ist ein sehr weiser Grundsatz und vielleicht der einzige, der dem Menschen zu der Art

¹ Gregor VII. — ² Maria Antonia hatte am 7. Februar Friedrichs Äußerungen vom 10. Januar über das Menschenschicksal zugestimmt. „Wenn Sie nicht als Thronerbe geboren wären, wären Sie ein — geworden. Ich wage es nicht auszusprechen. Sie können uns besser als jeder andere sagen, was Sie geworden wären.“ — ³ Berühmte französische Spottschrift des 16. Jahrhunderts im Stil der antiken Menippischen Satiren. — ⁴ Burleskes Gedicht von Samuel Butler, einem Zeitgenossen Miltons.

von Glück verhelfen kann, die seine Natur ihm verstatet. Alle, die Staatsgeschäfte zu leiten haben, wissen, daß von hundert, die ihnen durch ihre Hände gehen, vierundneunzig unerquicklich sind. Je größer die Geschäfte, desto mehr ist man den Launen Fortunae ausgesetzt; wer sich aber die Seelenruhe bewahren will, den einzigen Zustand, der unser Glück verbürgt, muß sich vor allen heftigen Gemütserschütterungen bewahren. Das vorausgesetzt, scheint mir eins sonnenklar: hätte ich nur mein persönliches Glück im Auge, ich fände meinen größten Vorteil im Privatleben, in einem Stande, der mir die Annehmlichkeiten des Lebens ohne Überfluß verschaffte, weit mehr als im Glanze der Herrschermacht. Wenn ich bedenke, daß alle Menschen sterben müssen, so erscheinen mir die als die Weisesten, die ihren Lebensweg am gleichmäßigsten und mit möglichst wenig Wirrnissen und Beschwerden zurücklegen. Alexander der Große, der den Ruhm doch wahrhaftig kannte, war neidisch auf die Selbstlosigkeit und Mäßigung des Diogenes, jenes frechen Zynikers, den ich mir gewiß nicht zum Muster genommen hätte. Aber es hat andere gegeben, die Epikurs Lehren befolgt und die ein glückliches und gemächliches Leben geführt haben. So jener Atticus, Ciceros Freund, der in allen Unruhen der Republik völlige Neutralität bewahrte, sich nie um Aemter bewarb, jedem Ehrgeiz entsagte und bei der siegreichen wie bei der besiegten Partei in gleichen Ehren stand. Ich bin überzeugt, daß jemand, der sich von Jugend auf diesen Wandel vorgezeichnete und nie von seinem Wege abwich, allen Grund hätte, mit seinem Entschlusse zufrieden zu sein. Das ist in Freistaaten zwar leichter zu verwirklichen als in Monarchien; trotzdem muß man gestehen, daß die Jugend, durch glänzende Illusionen verblendet, vorzeitig in ihrer Wahl ist und oft unwissentlich den Grund zu Dingen legt, die ihr ganzes Lebensschicksal bestimmen.

Das ist mein Bekenntnis, genau so, als ob Sie es in meiner Seele gelesen hätten. *Erw. Königl. Hoheit* werden zweifellos sagen: Warum decken sich Ihre Handlungen so wenig mit Ihren Grundsätzen? Ich antworte: der Zufall ist mächtiger als Epikur und ich. Er hat mich zum ältesten Sohne meines Vaters gemacht, und zwar in einem Staate, wo das Erstgeburtsrecht seit unvordenklichen Zeiten besteht. Zweitens muß man sich die Befinnung des Amtes aneignen, zu dem man berufen ist, und schließlich reißen die Umstände den Menschen fort und zwingen ihn oft wider Willen zu seinen Handlungen.

Wahrhaftig, ich hätte es verdient, daß Sie mir samt meinem Epikur und meinem Diogenes den Laufpaß geben. Immerhin geruhen Sie sich zu entsinnen, daß Sie mich zu dieser Abschweifung veranlaßt haben: *Erw. Königl. Hoheit* sind also an meinem Berede selbst schuld. Gewisse Leute lassen sich leichter zum Reden als zum Schweigen bringen. Mein Gewissen bezichtigt mich, zu der Gattung jener zu gehören, aber ich vergesse über meiner Freude, an eine so aufgeklärte Fürstin zu schreiben, daß ich sie langweile. Die kürzesten Vorheiten sind die besten, und so beschließe ich denn diese, die nur zu lang ist, mit der Versicherung, daß das einzigste Verdienst,

das ich mir zuerkenne, darin besteht, ein klar blickender Bewunderer Ihrer hervorragenden Eigenschaften, ein Liebhaber Ihrer Gaben und von allen Fürsten derjenige zu sein, der mit wahrhaftigster Hochschätzung der Ihre ist¹.

153. An Ulrike

[Potsdam,] 27. März 1767.

Meine liebe Schwester,

Obwohl selbst kinderlos, bin ich weit entfernt, die Elternliebe zu bekämpfen — einen so mächtigen Instinkt, den die Natur ins Menschenherz gepflanzt hat, um uns an unsere Nachkommen zu fesseln. Nein, liebe Schwester, wenn mir mein Geschick auch versagt hat, dies zärtliche Gefühl zu verspüren, so ist es mir doch zu heilig, um ihm das geringste in den Weg zu legen. Es bleibt nur zu prüfen, ob der Entschluß, den Du zu fassen gedenkst, zur Beschwichtigung Deiner Befürchtungen geeignet ist². Auch wäre noch festzustellen, ob man die Kinder um feinetwillen oder um ihrer selbst willen lieben soll und ob eine junge Prinzessin ihr Glück nicht viel mehr in der Ehe als in der Ehelosigkeit findet. Aber über diesen Punkt hast Du, liebe Schwester, gewiß nachgedacht, bevor Du Deinen Entschluß faßtest.

Ich gehe nun dazu über, wie Deine Wünsche zu befriedigen sind. Mir scheint, Du kannst nicht umhin, an Deine Schwester Amalie zu schreiben, die das Recht hat, Koadjutorinnen anzunehmen, während ich nur ihre Bestätigung auszufertigen habe. Sie wird es Dir nicht ausschlagen, vielmehr erfreut sein, Dir einen Dienst leisten zu können. Trotzdem hat meine Schwester keine Lust, ihr sobald ihren eignen Platz einzuräumen. Gott sei Dank, geht es ihr besser, obschon sie schwach und zart ist. Aber, liebe Schwester, ich hoffe Deine Tochter nie unter den von Dir angegebenen Umständen in Berlin zu sehen. Möge sie bei Dir bleiben und Deinen Trost bilden, wofern keine höhere Gewalt sie Dir entreißt. Aber rühren wir lieber nicht an eine Saite, die bei Dir so empfindlich ist, und hoffen wir lieber, daß alles nach Wunsch gehen wird.

Ich bin hocherfreut, daß die Kameen Deinen Beifall gefunden haben³. Mir wurde fest versichert, Du liebest Kameen, sonst hätte ich es mir nicht herausgenommen, sie Dir anzubieten. Meine Schwester aus Braunschweig kommt in vierzehn Tagen zu mir, um ihrer Tochter⁴ bei der Entbindung zu helfen, die etwa am 15. April stattfinden wird. So habe ich die doppelte Freude, die gute Schwester wiederzusehen und

¹ Die Kurfürstin erwiderte am 28. März auf diesen Brief sehr richtig: „Trotz aller Vorschriften Epikurs hätten Sie nicht tatenlos dahingelebt. Ihr Genie hätte Ihnen unaufhörlich zugerufen, daß Sie zum Handeln geboren sind; es hätte Sie vorwärts getrieben und Ihre Natur würde über Ihre Grundfälle gesiegt haben.“ — ² Ulrike hatte den König am 13. März gebeten, ihre Tochter Sophie Albertine zur Koadjutorin von Quedlinburg zu ernennen, damit sie nach ihrem und ihres Gemahls Tode versorgt wäre. — ³ Dies Geschenk hatte Friedrich seiner Schwester am 13. Dezember 1766 gemacht. —

⁴ Vgl. den Brief vom 3. Juli 1765.

einen Stammhalter in der Familie zu haben. Meine Nichte Wilhelmine¹ sieht Dir zum Verwechseln ähnlich. Dabei ist sie fast ebenso lebhaft wie ihre Mutter in früheren Jahren. Ich habe einen ganzen Schwarm von Nichten und Neffen um mich, aber es sind artige Kinder, und ich liebe sie sehr. Wenn man mich mit ihnen sieht, könnte man mich für einen jener Kapaune halten, denen man Rücken zu hüten gibt und die sich schließlich einbilden, ihre Väter zu sein.

Verzeih die Armseligkeiten, die ich Dir schreibe, liebe Schwester. Aber welcher Art sie auch seien, sie sind immer noch besser als Politik. Ich glaube, Du bist der gleichen Meinung. Die Menschen können vielleicht nur bei einem einförmigen Leben glücklich sein. Die meisten wollen nichts davon wissen, weil sie das langweilig finden und der Wahnsinn des Ehrgeizes sie in den Strudel der großen Welt stößt, in die Fallen der Politik, der Großmannsucht, des Eigennuzes und Luxus. Mein Alter und die Erfahrung haben mir diese Illusionen geraubt und ich führe hier das zurückgezogenste und friedlichste Leben, wie es meiner Denkweise und meinen Jahren entspricht. Ich wünsche Dir von Herzen Wohlergehen und langes Leben und versichere Dir, daß niemand regeren Anteil daran nimmt als Dein getreuer Bruder und Diener

Friderich.

154. An D'Alembert

Den 5. Mai 1767.

. . . Sie drängen mich, Ihnen meine Ansicht über Ihre Zusätze zu Ihren „literarischen Versuchen“ zu sagen. Ich glaube Ihnen schon geschrieben zu haben, daß ich aus diesem Teile des Werkes, wo Sie die Güte hatten, die hehre Mathematik auf den Standpunkt meiner Unwissenheit herabsteigen zu lassen, viel gelernt habe. Sehr anerkennenswert fand ich auch die Vorsicht und Behutsamkeit, mit der Sie den heißen und bedenklichen Abschnitt über die Metaphysik behandelt haben. Ja, das schien mir die einzige Art, wie man sie darlegen kann, ohne einen Schwarm von Doktoren mit Bannflüchen und Zetergeschrei gegen sich aufzubringen. In dem Teil über die schönen Künste kann man freier reden. Über Geschichte, Poesie und Musik darf man sagen, was man will, ohne die Inquisition befürchten zu müssen; und da die Geschmäcker verschieden sind, lassen sich schwerlich zwei Menschen finden, die in allem übereinstimmen. Ich zum Beispiel habe beim Studium der Geschichte die Gewohnheit, mit den Anfängen zu beginnen und sie bis auf unsere Tage zu verfolgen, und zwar deshalb, weil man die Voraussetzungen aufstellt, ehe man Schlüsse zieht. In der Poesie liebe ich alles, was zu Herz und Phantasie spricht, Politik und Fabel, und es täte mir leid, wollte man die Mythologie mit ihrem Bilderreichtum daraus

¹ Friederike Sophie Wilhelmine, die Tochter des Prinzen August Wilhelm (geb. 1751), seit 1767 die Gemahlin Wilhelms V. von Branien.

verbannen. Damit soll nicht gesagt sein, daß man Mißbrauch mit abgegriffenen Bildern treiben soll. Aber wieviel Hilfsmittel bieten einem Schöngeist doch die zahlreichen reizenden Allegorien, in die die Alten ihre physikalischen Kenntnisse kleideten! Haben Barbaren und wütige Pfaffen die Götterbilder des Heidentums zerstört, so brauchen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts doch nicht die sinnreichsten Schöpfungen jener Zeitalter zu vernichten, wo die Künste und der gute Geschmack blühten! Kurz, die erste Pflicht des Dichters ist, gefällig zu sein. Es muß ihm freistehen, seine Kunstmittel nach Belieben zu wählen, wenn er nur eine Wirkung erzielt.

Ich wage Ihnen garnicht zu sagen, daß ich in den Gedanken eines großen Mathematikers über die Musik hier und da sophistische Spitzfindigkeiten gefunden habe. Aber ich glaube, daß gelegentlich Worte im falschen Sinne gebraucht sind, und da ich sie vielleicht anders definire, vermag ich die Meinung des großen Mannes nicht zu teilen. Die Musik darf nur Gemütsbewegungen ausdrücken; folglich gehört alles, was ins Bereich der anderen Sinne fällt, nicht zur Musik. Trotzdem verlangt er vom Komponisten, er solle den Sonnenaufgang zum Ausdruck bringen. Meint er damit nicht, er solle die holde und sanfte Freude ausdrücken, die der Sonnenaufgang in uns auslöst? Wohl möglich. Aber von den tiefsten Saiten des Instruments zu den höchsten hinaufgehen und mathematisch wieder heruntersteigen — das wird nie die geringste Analogie zwischen dem Anblick eines schönen Morgens und den musikalischen Klängen herbeiführen¹. Halten wir uns in der Musik also an den Ausdruck der Gemütsbewegungen und hüten wir uns, das Quaken der Frösche, das Krächzen der Raben und hundert andere Dinge nachzuahmen, deren Darstellung in der Musik ebenso verkehrt ist wie in der Poesie. Wie alle Dinge auf Erden haben auch die Künste, die zu unserer Freude dienen, feste Schranken. Lassen wir sie über ihre Sphäre hinausgreifen, so entstellen wir sie, statt sie zu vervollkommen. Ich bin nur ein dilettante und maße mir keine Entscheidung über Dinge an, die ich kaum streifen darf. Aber Sie wollten, daß ich Ihnen meine Meinung sagte: hier ist sie . . .

¹ Vgl. den Brief vom 13. Dezember 1761.



155. An Heinrich

(27. oder 28. Mai 1767.)

Mein lieber Bruder,

Ich erhielt Deinen traurigen Brief und danke Dir von Herzen für Deine Theilnahme an meiner Trübsal¹. Diese Nachricht hat mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen. Ich liebte den Jüngling wie meinen eignen Sohn. Für den Staat ist es ein großer Verlust. Mein Schmerz ist umsonst. Gott kann das Geschehene nicht ungeschehen machen. Wir haben ihn für immer verloren; meine Hoffnungen sinken mit ihm ins Grab. So ist das Leben! Man hat nichts davon als den Schmerz, seine teuersten Anverwandten begraben zu müssen. Ich umarme Dich, lieber Bruder. Gebe der Himmel, daß er der letzte ist, dem ich diese traurige Pflicht erweise.

156. An Heinrich

Potsdam, 9. Juni 1767.

Mein lieber Bruder,

Es ist sehr gütig von Dir, daß Du an meinem herben Kummer solchen Anteil nimmst. Ich habe es versucht, ihn, soweit ich vermag, zu verschweigen, indem ich mich meinen Pflichten und notwendigen Geschäften hingab. Aber es ist sehr schwer, lieber Bruder, die tiefen Spuren des Schmerzes aus dem Herzen zu tilgen. Mein Neffe hatte mir das meine geraubt durch zahlreiche gute Eigenschaften, denen kein einziger Fehler gegenüberstand. Ich wiegte mich in den Hoffnungen, die er mir erweckte. Er vereinte die Weisheit eines fertigen Mannes mit dem Feuer seiner Jugend. Er hatte ein edles Gemüt voller Ehrgeiz, hielt sich zu allem selbst an und lernte mit Leidenschaft, was er nicht wußte. Sein Geist war reicher geschmückt als der der meisten Weltmänner. Kurz, lieber Bruder, in ihm sah ich einen Prinzen, der den Ruhm des Hauses hochhalten würde. Ich wollte ihn im nächsten Jahre verheiraten und rechnete darauf, daß er zur Sicherung der Erbfolge beitragen würde. Wenn ich überdies bedenke, daß dieser Jüngling das beste Herz von der Welt hatte, daß Wohlthun ihm angeboren war, daß er mich liebte, dann, lieber Bruder, stürzen mir die Tränen wider Willen aus den Augen und ich muß den Verlust des Staates und meinen eigenen betrauern. Ich selbst habe keine Kinder gehabt, aber ich glaube, ein Vater kann seinem einzigen Sohn nicht mehr nachweinen als ich diesem liebenswerten Jüngling. Die Vernunft zeigt uns die Nothwendigkeit des Übels und die

¹ Heinrichs Brief ist vom 27. Mai. Die Trauerkunde betraf den Tod des zweiten Sohnes August Wilhelm, des begabten Heinrich; vgl. den Brief vom 16. Januar 1748.

Vergeblichkeit aller Heilmittel. Ich weiß, daß alles, was einen Anfang hat, auch ein Ende haben muß. Ich lenke mich ab und überlasse der Zeit das übrige. Von ganzem Herzen wünsche ich, daß es Dir in Rheinsberg gut geht und daß Du an meine aufrichtige Liebe und Hochachtung glaubst.

157. An Ulrike

[Potsdam,] 10. Juni 1767.

Liebste Schwester,

Während Du mir zur Geburt einer Großnichte gratulierst¹, trifft mich Dein Brief in der Trauer um den Verlust eines Neffen, der mich weit mehr betrübt, als jene Geburt mich freut. Es ist der teure Neffe, liebe Schwester, den ich gern als Deinen Eidam gesehen hätte. Diesen Jüngling, der mit großen Eigenschaften ausgestattet war, habe ich verloren. Ich habe keine eignen Kinder, aber ich zweifle, ob ein Vater seinem einzigen Sohne mehr nachtrauern kann als ich diesem Neffen. Er war das Ebenbild seines Vaters; er besaß alle seine guten Eigenschaften ohne einen seiner Mängel. Wenn die Natur sich je in der Erschaffung eines vollkommenen Wesens gefallen hat, so war es dieser liebenswerte junge Mensch, den ich ewig betrauern werde. Das Menschenleben, liebe Schwester, ist ein Gemisch von Glück und Unglück, aber das Unglück überwiegt, und wir sind scheinbar mehr zum Weinen als zum Fröhlichsein geschaffen. Der Himmel behüte Dich vor solchem Kummer! Er schenke Dir all seine Huld und bewahre Dich vor allen Prüfungen und traurigen Ereignissen, die das Herz verwunden! Mit diesen aufrichtigen und innigen Wünschen verbleibe ich, liebe Schwester, Dein treuer Bruder und Diener

Friderich.

158. An Ulrike

[Potsdam,] 14. September 1767.

Meine liebe Schwester,

Auf die Versicherungen des Grafen Bohlen² hin erlaube ich mir Dir einige Pfirsiche aus meinem Garten zu schicken. Er sagt, Du äßest sie gern, und will sie Dir in gutem Zustande bringen. Ich wünsche es sehr, fürchte aber, daß sie auf der langen Reise verderben. Du wirst darin einen Freundschaftsbeweis Deines alten Bruders sehen.

¹ Am 7. Mai wurde die Prinzessin Friederike Charlotte Ulrike Katharina geboren; vgl. den Brief vom 27. März 1767. — ² Der König hatte Graf Bohlen aus dem schwedischen in den preussischen Dienst übernommen.

Ich möchte Dir gern nützlich sein, liebe Schwester, und da ich es im Großen nicht vermag, ergreife ich die kleinen Gelegenheiten, um Dir ein Zeichen meines treuen Gedankens zu geben.

Wir werden hier Hochzeit feiern¹, doch werden die Festlichkeiten nur zehn Tage in Anspruch nehmen, von der Ankunft bis zur Abreise des Prinzen von Dranien gerechnet. Meine alte Frage wird dabei öffentlich figurieren, aber ein Dintel ist nur ein unnützer Statist bei solchen Gelegenheiten, wo die Liebe allein den Vorsitz führen sollte. Unter ihrer Obhut müßte dies Band geknüpft werden —, aber was ist die Liebe in unserm Jahrhundert? Eine vorübergehende Laune, eine augenblickliche Neigung, die schon während der Einsegnung des Brautpaares altert und am Tage nach der Hochzeit achtzig Jahre alt ist. Insbesondere nehmen die Herren Fürsten den Ehebund auf die leichte Schulter und betrachten ihre Frau viel mehr wie ein Familienstück oder wie einen ersten Diensthofen, den ihre Würde zu halten erheischt, als wie eine treue Gefährtin in guten und schlimmen Tagen oder als den einzigen Gegenstand ihrer Liebe. Doch das ist eine sehr überflüssige Abschweifung, liebe Schwester, denn in unserm Jahrhundert ist es nirgends anders, und Du siehst in Stockholm sicherlich das gleiche, was man in Berlin, Paris und Rom erlebt. Was Du aber in Schweden nicht findest, ist ein Bruder, der Dich so zärtlich liebt und so an Dir hängt wie Dein getreuer Bruder und Diener

Friderich.

159. An Wilhelmine von Dranien

[Potsdam,] 1. November 1767.

Mein liebes Kind,

Nichts kann mich in Deiner Abwesenheit mehr erfreuen, als von Dir selbst zu hören, daß Du mit Deinem Los zufrieden bist. Das war mein heißester Wunsch. Ich sehe ihn erfüllt, da es mir gelungen ist, Dich nach Deiner Neigung zu verheiraten. Seit Deiner Abreise² haben wir hier ein sehr beschauliches Leben geführt; aber am 8. werden wir den Geburtstag Deiner Schwägerin feiern³. Allen Deinen Verwandten geht es gut. Sie freuen sich, von Deinem Einzug im Haag und von dem Beifall zu hören, den Du gewiß geerntet hast. Ich erwarte, daß man mir schreibt: Die Prinzessin von Dranien hat alle Herzen gewonnen durch ihre Höflichkeit, ihr Benehmen und die Leutseligkeit gegen jedermann. — Welche Freude wird es für mich sein, mein liebes Kind von allen geliebt und geschätzt zu wissen. Das, liebe

¹ Die Hochzeit der Prinzessin Wilhelmine mit Wilhelm V. von Dranien fand am 4. Oktober statt. —

² Am 14. Oktober war Wilhelm von Dranien mit seiner Gemahlin abgereist. — ³ Den Geburtstag der Prinzessin von Preußen; vgl. den Brief vom 3. Juli 1765.

Nichte, wird die größte Freude sein, die Du dem alten Onkel bereitest. Er wird Dich in Loo besuchen, um Dir für den Trost zu danken, den Du ihm auf seine alten Tage bereitest. Ich umarme Dich, mein liebes Kind, und bin mit Leib und Seele Dein getreuer Oheim

Friderich.

160. An Wilhelmine von Dranien

[Berlin,] 7. Januar 1768.

Mein liebes Kind,

Du konntest mir nichts Besseres zum neuen Jahr geben, als die eigenhändige Nachricht von Deiner Genesung. Ich war, wie natürlich, in größter Sorge um Dich und segne den Himmel nun, daß die Gefahr vorüber ist. Deine Krankheit betrachte ich als den Zoll, den Du einem ungewohnten Klima zu zahlen hattest. Nun aber hast Du in Holland Heimatsrecht erworben und ich sehe Dich für naturalisirt an.

Das Neueste, was ich Dir von hier zu berichten habe, ist, daß Deine Schwägerin gestern die ganze Nacht durch bis um 6 Uhr morgens getanzet hat¹. Das ist sehr brav; ich hoffe, liebes Kind, Du kannst es bald ebenso machen! Möge das neue Jahr und eine lange Reihe anderer Jahre Dir alles mögliche Glück bescheren; auch wünsche ich, daß Du Deine Familie bald mit einem Sprößling beschenkst. Sage dem Prinzen von Dranien recht viel Freundliches von mir und sei überzeugt, liebes Kind, daß, wenn auch die ganze Welt Dich im Stich ließe, Dein alter Onkel Dir stets treu bleiben und Dich bis zum letzten Atemzug lieben wird. Ich bin, liebe Nichte, Dein getreuer Oheim

Friderich.

161. An d'Allembert

Den 7. Januar 1768.

... Die Talente der Jesuiten werden sich nicht mehr entwickeln. Sie sind nun aus halb Europa, ja selbst aus Paraguay vertrieben²; was ihnen sonst von ihrem Besitzstande bleibt, scheint mir unsicher. Ich sehe nicht dafür, was mit ihnen in Osterreich geschieht, wenn die Kaiserin-Königin stirbt. Ich für mein Teil werde sie so lange dulden, als sie sich ruhig verhalten und niemand umbringen wollen. Der Fanatismus unserer Väter ist mit ihnen gestorben; die Vernunft hat den Rebel zerstreut, mit dem die Sekten Europas Blitze trübten. Die Blinden und Grausamen

¹ Die Prinzessin von Preußen. — ² Die Jesuiten wurden 1759 aus Portugal, 1764 aus Spanien, 1767 aus Frankreich vertrieben.

können noch verfolgen, die Aufgeklärten und Menschlichen müssen tolerant sein. Mögen die scheußlichen Verfolgungen aufhören und unser Jahrhundert um eine Rücksichtslosigkeit ärmer werden: das muß man von den täglichen Fortschritten der Philosophie erwarten! Es wäre zu wünschen, daß sie die Sitten ebenso beeinflussten, wie die antike Philosophie es getan hat. Ich verzeihe den Stoikern alle Verirrungen ihres metaphysischen Grübelns um der großen Männer willen, die ihre Moral hervor gebracht hat. Bei mir wird stets die Sekte den Vorzug haben, die die Sitten am stärksten beeinflusst und der Gesellschaft mehr Sicherheit, Sanftmut und Tugend verleiht. Das ist meine Denkweise; ich habe lediglich das Menschenglück und den Vorteil der Gesellschaft im Auge.

Trifft es nicht zu, daß die Elektrizität samt allen Wundern, die sie erschlossen hat, bisher nur unsere Neugier erregt, daß die Entdeckung der Anziehungskraft und Schwerkraft bisher nur unsere Phantasie verblüfft hat? Und gehören nicht alle chemischen Vorgänge auch dahin? Wird darum weniger Straßenraub getrieben? Sind Ihre Steuereinnahmer weniger geldgierig geworden? Geht man gewissenhafter mit anvertrautem Gut um? Wird weniger verleumdet? Ist die Mißgunst erstickt? Hat die Härtherzigkeit nachgelassen? Was nützen der Gesellschaft also diese neuen Entdeckungen, wenn die Philosophie das Gebiet der Moral und der Sitten vernachlässigt, auf das die Alten das Hauptgewicht legten? Ich wüßte diese Betrachtungen, die mich schon lange beschäftigen, an keinen Besseren zu richten, als an den Mann, der gegenwärtig der Atlas der modernen Philosophie ist, der durch Schrift und Beispiel die Zucht der Griechen und Römer wiederherstellen und die Philosophie in ihrem alten Glanz neuerstehen lassen könnte.

162. An Wilhelmine von Dranien

[Potsdam,] 25. Januar [1768.]

Liebe Nichte,

Vielen Dank, liebes Kind, für die Artigkeiten, die Du Deinem alten Onkel sagst¹. Er verdient sie nicht. Er ist ein alter hinfalliger Schwäher, den man auf dem kürzesten Wege ins Jenseits schicken muß, wo er weiter faheln kann. Aber Du denkst nicht so. Bei Deinem gefühlvollen Herzen nimmst Du Anteil an dem alten Gerippe, weil es ein Verwandter ist und Du in Deiner angeborenen Güte jedermann Gutes wünschest. Solange ich lebe, werde ich Dich lieben und Dir zärtlich zugetan sein. Darauf, liebe Nichte, kannst Du bauen.

¹ Wilhelmine hatte dem König am 19. Januar ihr Bedauern über seine Erkrankung ausgesprochen; vgl. auch Werke Bd. X, S. 211 ff.

163. An Wilhelmine von Branien

[Potsdam, Juli 1768.]

Meine liebe Nichte,

Die Abreise meines Bruders Heinrich gibt mir Gelegenheit¹, mich für die ausgezeichneten Heringe zu bedanken, mit denen Du mich erfreut hast. Ich möchte Dir gern persönlich dafür danken, liebes Kind, wäre ich weniger Sklave des Schicksals und nicht so an meine Galeere gekettet, die ich nicht ohne Gefahr verlassen kann . . .

Meine Schwester Amalie ist hier zu Besuch. Ich regalire sie mit zwei Oratorien², der „Bekehrung des heiligen Augustin“ und den „Pilgern von Emmaus“, deren Musik sehr schön ist und für Hasses Meisterwerk gilt. Im übrigen, liebe Nichte, leben wir so ruhig wie möglich, ohne Prinzen, geschweige denn Könige, die — mit aller ihnen schuldigen Ehrerbietung — oft die schlechteste und langweiligste Gesellschaft sind. Gib es nur zu, liebes Kind: der alte Onkel, der die Ehre hat, zu dieser Tiergattung zu gehören, hat Dich mit seiner steifen Würde und seinem Moralgelächz oft gelangweilt. Euer Hof sollte nur aus Grazien, Lachen, Spielen und Freuden bestehen und jeder Schwachkopf, jedes graue Haupt, jeder zahnlose Mund und jeder langatmige Schwächer sollte von ihm verbannt sein. In Deiner Rücksicht und Güte tust Du so, als merktest Du das nicht, und auf den Bruder Deines Vaters nimmst Du Rücksicht, verbirgst Deine Langeweile und unterdrückst das Gähnen in meiner Gegenwart. Kurz, liebe Nichte, das ist für mich ein neuer Grund, Dir dankbar zu sein. Ich versichere Dir, daß meine innige Zärtlichkeit zu Dir erst mit meinem letzten Atemzug aufhören wird.

164. An Heinrich

[Potsdam,] 11. November 1768.

Lieber Bruder,

Noch einmal danke ich Dir für die Freude, die Du mir durch Deinen Besuch gemacht hast. Ich hätte Dir gern mehr Vergnügen bereitet, aber bei einem alten Manne muß man kein Vergnügen suchen. Die Zeit ist für mich vorüber; ich brauche nur noch Gemütsruhe für die letzten Schritte meiner Pilgerfahrt. Hoffentlich be- günstig das Wetter Deinen Aufenthalt in Rheinsberg. Ich werde das Land erst verlassen, wenn Frost, Schnee und der unbändige Nordwind mich zwingen, in die Stadt zu flüchten. Scheint es mir doch, als hätte man mehr Bequemlichkeit und Freiheit in Feld, Wald und Garten, als in den Städten, wo das dichte Menschen- gewühl nicht nur störend, sondern auch oft gefährlich ist. Ich verbleibe mit aller er- denklichen Zärtlichkeit, lieber Bruder, Dein getreuer Bruder und Diener

F r i e d r i c h.

¹ Heinrich reiste damals nach den Niederlanden. — ² Prinzessin Amalie war sehr musikalisch.



165. An d'Argens

[Ende 1768.]

Das war gewiß nicht der Verfasser der „Philosophie des gesunden Menschenverstandes“, der mir heute geschrieben hat, sondern höchstens der der Hirngespinnste¹. Was ist Ihnen denn seit vorgestern zugestoßen? Sie bitten mich dringend um Urlaub: ich gestehe, daß Sie mir unbegreiflich sind. Ich habe Sie bei mir mit aller Freundschaft behandelt und war froh, Sie zu besitzen. Ich erinnere Sie an das alles nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen, sondern damit Sie an den Skandal denken, den Ihre provenzalische Einbildungskraft im Alter von vierundsechzig Jahren herbeiführt. Ja, die Franzosen übertreffen an Torheit wirklich alles, was ich für möglich gehalten habe. Früher kamen sie mit dreißig Jahren zur Vernunft, jetzt überhaupt nicht mehr. Kurz, Herr Marquis, Sie werden tun, was Ihnen beliebt. Man darf Sie nicht mehr unter die Philosophen rechnen und Sie werden mich in meiner alten Meinung bestärken, daß die Fürsten nur dazu in der Welt sind, um sich Undank zu verdienen.

166. An Fouqué

22. Dezember 1768.

Lieber Freund,

Anbei ein kleines Andenken von mir. Es ist Brauch, daß man sich in der Familie Weihnachtsgeschenke macht, und ich betrachte Sie wie einen Angehörigen: sowohl als Ehrenmann und wackren Ritter ohne Furcht und Tadel² wie als alten Freund.

Sorgen Sie nur recht für Ihre Gesundheit, damit ich meinen guten alten Freund solange wie möglich behalte und noch oft die Freude habe, Sie persönlich meiner ganzen Liebe und Hochachtung zu versichern.

¹ Am 26. September 1768 hatte d'Argens seine Entlassung aus dem Dienst als Kammerherr erbeten. Er ging in seine Heimat und lehrte nicht mehr nach Preußen zurück. Am 12. Januar 1771 starb er in Toulon. Friedrich bot seiner Witwe Unterstützungen an und erklärte sich bereit, ihm ein Grabdenkmal zu errichten. — ² Die Rheinsberger Herren waren zum Papardorden verbunden gewesen, dem Orden der Ritter ohne Furcht und Tadel; an ihrer Spitze hatte Fouqué gestanden.

167. An Wilhelmine von Dranien

[Berlin,] 23. Mai 1769.

Liebe Nichte,

Offen gestanden, wäre es mir viel lieber, mein reizendes Kind hier eintreffen zu sehen, als es auf dem Wege nach Breda zu wissen. Aber das Schicksal bestimmt nun einmal, wo wir uns aufhalten sollen, und es hat nicht gewollt, daß wir uns wiedersehen. Trotzdem wollen wir hoffen, daß vielleicht der glückliche Tag kommt, da ich mein liebes Kind im Schoße der Heimat und am väterlichen Herde umarmen kann. Der Prinz von Dranien wird in Breda das gleiche treiben, was wir hier tun: Rezenen und Exercieren. Du wirst dort im Lager erscheinen wie Pallas oder Bellona, aber jedenfalls ebenso weise wie jene Göttin und friedlicher als diese.

Wir suchen eine neue Schwiegertochter. Mein Neffe hat sich für die älteste Tochter des Landgrafen von Darmstadt entschieden¹. Bete mit mir, daß diese Ehe glücklicher wird als die erste. Alles, was diese Saite berührt, schmerzt mich derart, daß ich nur mit Kummer und Widerstreben davon rede; gehen wir also auf etwas anderes über.

Ich reise übermorgen nach Pommern und von da nach Magdeburg. Von dort aus werde ich meiner guten Schwester in Braunschweig einen kleinen Besuch machen und schließlich, liebes Kind, werde ich Brunnen trinken. Meine Schwester Amalie und einige von meinen Schwägerinnen werden einige Zeit bei mir in Sanssouci verbringen und ich will versuchen, sie so gut wie möglich zu unterhalten. Das sind alle Neuigkeiten, die ich Dir bisher geben kann. Denn es ist nichts Neues, wenn ich Dich meiner unendlichen Liebe versichere, mit der ich, liebe Nichte, für immer verbleibe

Dein getreuer Oheim

F r i d e r i c h.

168. An d'Altemberg

Den 2. Juli 1769.

... Ihr Choiseul hat Korsika² genommen, wie eine Kage Kastanien aus dem Feuer holt; d. h. er ist geschickt und wird sich nicht verbrennen. Wie versichert wird, gelüftet es ihn auch nach Avignon³ und der Grafschaft Venaisin. Er beteuert dem Papste, sein Reich sei nicht von dieser Welt, und der arme Druiden jenseits der Berge wird es wohl glauben müssen, wenn er kann. Der Heilige Geist hat ihn nur bedingungsweise erwählt — was soll er da tun? Er hat seinen Idealkredit verloren, der auf der allgemeinen Dummheit der Völker beruht. Er unterdrückt die Jesuiten, wie einer seiner

¹ Vgl. den Brief vom 3. Juli 1765. — ² Choiseul war 1758—1770 Frankreichs Prinzipalminister. Er kaufte Korsika 1768 von Genua. — ³ Vgl. den Brief vom 26. Dezember 1754.

Vorgänger einst den Templerorden¹ aufhob. Aber rechtgläubige Potentaten und der Stellvertreter des Simon Petrus werden sich in ihren Nachlaß teilen, indes ein armer toleranter Ketzerrüst den Verfolgten eine Freistatt eröffnen wird. Welch ein Bild könnte ein geschickter Maler aus diesen Ereignissen machen! Er würde einerseits darstellen, wie der Musli polnische Bischöfe in ihre Kathedralen zurückführt, und andererseits, wie russische Popen für die Söhne Calvins kämpfen². Im Hintergrunde würde ein protestantischer Herrscher die von höchst rechtgläubigen und allerchristlichsten Monarchen verfolgten Jesuiten beschützen, und darüber in einer Wolke würde der heilige Ambrosius mit Luther und dem Patriarchen Photius³ erscheinen, alle drei in dem Glauben, mit Blindheit geschlagen zu sein und ohne das geringste von diesem seltsamen Schauspiel zu begreifen. Kommt das Bild zustande, so soll es den großen Saal im europäischen Irenhause schmücken.

Aber Scherz beiseite! Das Gebäude der römischen Kirche beginnt zu wanken; es fällt vor Alter ein. Die verschuldeten Herrscher gelüftet es nach den Schätzen, die frommer Betrug in den Klöstern aufgehäuft hat. Da sie nach diesen Gütern hungern, denken sie daran, sie sich anzueignen. Darin besteht ihre ganze Politik. Aber sie sehen nicht, daß sie durch Beseitigung dieser Posaunen des Aberglaubens und des Fanatismus die Fundamente des Bauwerks untergraben, daß der Wahn verfliegen, der Eifer abflauen und der Glaube, da er nicht geschürt wird, erlöschen wird. Ein Mönch, eine an sich verächtliche Kreatur, kann in einem Staate nur so viel Ansehen genießen, als ihm das Vorurteil von der Heiligkeit seines Amtes einräumt. Der Aberglaube ernährt ihn, die Frömmerei ehrt ihn und der Fanatismus spricht ihn heilig. Die Städte, in denen die meisten Klöster sind, bergen den meisten Aberglauben und die meiste Unzuldsamkeit. Man zerstöre diese Behältnisse des Wahnes und man wird die vergifteten Quellen der Vorurteile verschütten, die die Ammenmärchen begünstigen und nach Bedarf neue erzeugen. Die Bischöfe werden vom Volke meist zu sehr verachtet und besitzen daher nicht Macht genug darüber, um seine Leidenschaften heftig anzufacheln, und die Priester, die pünktlich ihre Zehnten erheben, sind ziemlich friedfertig und überdies zu gute Bürger, um die Ordnung der Gesellschaft zu stören. Es wird mithin so kommen, daß die Mächte, die so sehr nach dem klingenden Zuhör verlangen, das ihre Habgier reizt, nicht wissen noch wissen werden, wohin ihr Schritt sie führen muß. Sie glauben staatsmännisch zu handeln und sie handeln als Philosophen . . .

Unserm Berliner Mathematiker⁴ geht es ausgezeichnet. Er lebt mehr auf der Venus als auf der kleinen Erdkugel. Das Volk, das vielleicht von der Venus und ihrem

¹ Papst Clemens V. hob 1312 auf den Wunsch Königs Philipp's des Schönen von Frankreich den Orden der Tempelherren auf. — ² Katharina II. trat in Polen als Beschützerin der sogenannten Dissidenten, der Griechisch-Katholischen und der Evangelischen auf; die Türkei war mit Polen verbündet; vgl. Werke Bd. V, S. 11—17. — ³ Der Patriarch Photius von Konstantinopel ließ 867 Papst Niko-laus I. durch ein Konzil in den Bann tun und absetzen. — ⁴ Joseph Louis Graf de la Grange (1736 bis 1813) war 1766—1787, wo er nach Frankreich zurückkehrte, Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Sonnendurchgang gehört hat, war zwei Nächte hintereinander auf den Beinen, um das Phänomen zu beobachten. Sie werden deshalb wohl über meine guten Landleute lachen, aber sie sind eben nicht schlauer.

Sie schreiben von Werken, die Sie mir schicken; sie sind aber bisher noch nicht eingetroffen. Ich kenne die „französischen Synonyme“ und besitze sie seit lange. Das Buch ist um so nützlicher, als es die Bedeutung der französischen Ausdrücke sehr scharf faßt. Vermuthlich ist es eine Neuauflage dieses Werkes, die mir zugehen soll.

Offen gestanden, sind mir die neuesten französischen Bücher recht zuwider. Man sieht da so viel Überflüssiges, viel Paradorien, schlaffe, inkonsequente Beweisführung und bei diesen Mängeln so wenig Genie, daß man der Literatur überdrüssig werden könnte, hätte das vergangene Jahrhundert uns nicht Meisterwerke jeder Art geschenkt. Die glückliche Fruchtbarkeit jenes Zeitalters entschädigt uns für die Unfruchtbarkeit des unsern. Ich kam am Ende einer Epoche zur Welt, wo der menschliche Geist in seinem vollen Glanze strahlte. Die Großen, die den Ruhm jener glücklichen Zeiten bildeten, sind dahin. So bleiben in Frankreich nur noch Sie und Voltaire, die wie ein paar starke und gewaltige Säulen die Reste eines dem Einsturz nahen Gebäudes stützen. Ich hoffe also, wir werden die Welt zugleich verlassen und in Gesellschaft in das Land reisen, dessen Karte uns kein Geograph gegeben hat, von dem kein Reisender zu berichten weiß und dessen Weg uns kein Quartiermeister gewiesen hat, sodas wir ihn uns selbst werden bahnen müssen. Bis zum Augenblick des Aufbruchs jedoch wünsche ich Ihnen vollkommene Gesundheit, so viel Glück, als uns in unserer Lage beschieden ist, und unerschütterliche Seelenruhe. Das wünschen alle Philosophen ihrem theuren Athenagoras¹.

169. An d'Allembert

Potsdam, 25. November 1769.

Es hat mich sehr gefreut, die Bekanntschaft des Herrn Grimm² gemacht zu haben. Er ist ein Mann von Verstand und ein philosophischer Kopf, der schöne Kenntnisse besitzt. Er wird Ihnen nie sagen können, wie hoch ich Sie schätze und welch lebhaften Anteil ich an allem nehme, was Sie betrifft. Herr Grimm fand mich bei leidlichem Wohlergehen³, da man sich im Augenblick der Genesung nach einem Sichtanfall ja stets am wohlsten fühlt. Ubrigens ist Seelenruhe für die Jugend wie für das Alter

¹ Der Platoniker Athenagoras, der im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, versuchte die christlichen Dogmen mit seiner Philosophie in Einklang zu bringen. — ² Melchior Baron von Grimm (1723—1807), ein materialistischer Philosoph; vgl. den Brief vom 26. Mai 1763. — ³ So hatte d'Allembert sich in einem Brief vom 16. October geäußert.

ohne Zweifel die beste Arznei. Sie flößt uns sanften Trohsinn ein, mischt dem Blut einen neuen Balsam bei und besänftigt die heftigen Triebe, die unsere schwachen Spannkraft zerrütten. Ich glaube, der gute Franziskanerpapst¹ wird auch zu diesem Mittel greifen müssen; wenigstens machen ihm seine lieben Kinder tüchtig zu schaffen. In diesem Jahrhundert wäre ich ebenso gern Schuhflücker wie Papst. Der Zauber ist zerronnen, aber der elende Marktschreier fährt fort, seine Mittel anzupreisen, die kein Mensch mehr kaufen will, während die Dreisesten sich anschicken, seine Bühne umzuwerfen. Ich weiß nicht, welcher Engländer das Horoskop der christlichen Religion gestellt und ihre Dauer bis auf das Ende dieses Jahrhunderts berechnet hat². Ich wäre nicht traurig, dies Schauspiel zu erleben. Immerhin scheint mir, daß die Dinge nicht so schnell vor sich gehen und daß die Pfaffen ihre verachteten Überwizigkeiten vielleicht noch ein paar Jahrhunderte aufstischen werden, zumal sie ja Rückhalt an der Begeisterung des Pöbels finden.

Diese Erwägung legt die Frage nahe, ob das Volk mit einem Religionsystem ohne Fabeln auskommen kann. Ich glaube es nicht; denn diese Dämonen, die die Schulweisheit vernünftig zu nennen beliebt, sind unvernünftig. Was bedeuten ein paar aufgeklärte Professoren, ein paar verständige Akademiker im Vergleich zu der Volksmasse, die einen Großstaat bildet? Wie soll man so viele mit der Muttermilch eingefogene Vorurteile bezwingen? Wie gegen die Gewohnheit ankämpfen, die die Vernunft der Masse ist, und wie aus den Menschenherzen den Keim des Unglaubens austrotten, den die Natur hineingelegt hat und den das Gefühl ihrer eignen Schwäche immerfort nährt? Das alles läßt mich glauben, daß dieser schönen zweibeinigen ungesiederten Rasse nichts beizubringen ist. Sie wird wahrscheinlich stets der Spielball derer sein, die sie betrügen wollen . . .

170. An Wilhelmine von Dranien

[Potsdam,] 27. November 1769.

Liebe Nichte,

Du kennst das Herz eines alten Mannes, der Dich liebt, so gut, daß Du sehr zur Gelegenheit einen schwachen, schon erlöschenden Hoffnungsschimmer wieder belebst³. Ich gebe zu, liebes Kind, daß Du richtiger denkst als ich. Hindernisse treten bald ein

¹ Der aufgeklärte Friedenspapst Klemens XIV. (1769—1774), der vor seiner Ernennung zum Kardinal im Jahre 1759 Franziskaner in einem römischen Kloster gewesen war. — ² Im März 1747 nennt Friedrich in einem Brief an Maupeou als solchen Jean Traique, in einem Brief an Voltaire vom 10. Februar 1767 statt dessen Woolston (1679—1731), der diese Ansicht aber gar nicht ausgesprochen hat. Von Traique ist nichts bekannt. — ³ Die Prinzessin hatte geschrieben, daß sie ihren Versuch aufschieben müßte; sie berichtete dann von Ballfestlichkeiten.



*Friederike Sophie Wilhelmine, Prinzessin von Preussen.
Nichte Friedrichs des Grossen, Gemahlin Wilhelms I. von Oranien.
Farbenslich von Descourtes nach Ferelli*

und verschwinden bald wieder; also muß ich auf den Augenblick warten, der mich auf den Gipfel der Freude heben wird. Ich bitte Dich, den Prinzen meiner aufrichtigen Teilnahme an allem, was ihn betrifft, zu versichern . . .

Hier lädt mich niemand zum Ball ein, liebes Kind. Der Gott der Freude hat mich aus seiner Schar ausgestoßen. Ich werde meinen Karneval am Ramin verbringen, mit einem Buch in der Hand, sogar einem philosophischen Buch. So ergeht es den meisten Menschen. Sie beginnen ihre Laufbahn mit der Freude, ohne Sorgen und Bedenken um die Zukunft, und sie beenden sie mit oft ziemlich traurigen Gedanken und Betrachtungen. Genieße Deine Jugend, liebes Kind, solange sie währt. Deine Illusionen sind mindestens soviel wert wie traurige Wahrheiten, und überhaupt ist das Leben so kurz, daß die Hauptsache bleibt, glücklich zu sein, solange man auf Erden weilt. Ich umarme Dich von Herzen und wiederhole Dir, was ich Dir schon hundertmal gesagt habe, daß Dich niemand zärtlicher liebt und mehr schätzt als Dein alter getreuer Oheim

Friderich.

171. An Wilhelm V. von Dranien¹

Den 21. Dezember 1769.

Mein Herr Vetter,

Wie ich Ew. Hoheit gestehen muß, hat mich die Nachricht, die Sie mir über meine Nichte geben, sehr betroffen. Ich war in der festen Überzeugung, daß sie die Blattern bereits durchgemacht hätte und daß ihr diese schlimme Krankheit nichts mehr anhaben könnte. Was mich aber noch schmerzlicher berührt, ist der Tod ihres Bruders². Wahrhaftig, in dieser schrecklichen Krankheit kann auch der tüchtigste Arzt nicht eher Hoffnungen erwecken, als bis das Eiterfieber geschwunden ist. Offen gesagt, lieber Prinz: da ich meine Nichte wie meine einzige Tochter liebe, bin ich in schwerer Sorge um sie, von der ich erst in acht Tagen befreit sein werde. Ich vermag nichts, als ihr Genesung zu wünschen — das ist der ganze Beistand, den sie von mir erwarten kann; aber diese Wünsche sind innig und wahr. Ich danke Ihnen, mein lieber Prinz, daß Sie sich soviel Mühe geben, mich über diese traurige Umstände zu benachrichtigen.

¹ Wilhelm V. von Dranien war 1748 geboren; 1751 folgte er seinem Vater als Erbsatthalter in Holland. Er vermählte sich 1767 mit Wilhelmine; vgl. Werke Bd. V, S. 13. — ² Des Prinzen Heinrich; vgl. den Brief vom 27. 28. Mai 1767.

172. An Wilhelm V. von Oranien

Den 31. Dezember 1769.

Mein Herr Vetter,

Dem Himmel sei Dank! Endlich erlösen Sie mich, lieber Prinz, von der Unruhe und Bangniß, in die uns der ungewisse Zustand meiner geliebten Nichte versetzt hatte. Ich danke Ihnen tausendmal für die liebevolle Aufmerksamkeit, mit der Sie mir so oft Nachricht über ihr Befinden und ihre Krankheit zukommen ließen. Gebe der Himmel, daß es die letzte Sorge ist, die sie uns macht, und daß sie eine lange Reihe von Jahren hindurch gesund bleibt! Der gleiche Wunsch, mein lieber Prinz, gilt auch Ihnen selbst. Ich hoffe, daß Ihnen im neuen Jahre alles Gute beschieden ist, das die Vorsehung den Menschen bescheren kann.



173. An d'Alembert

Den 8. Januar 1770.

... Die Frage, die Sie! unserer Akademie stellen, ist tief philosophisch. Wir sollen das Wesen des menschlichen Geistes untersuchen, um zu entscheiden, ob der Mensch mehr dazu geschaffen ist, sich an seinen gesunden Verstand oder an seine Einbildungskraft zu halten. Nach meiner schwachen Einsicht würde ich mich für die Einbildungs-

¹ In einem Briefe vom 18. Dezember 1769 hatte d'Alembert angeregt, dies Thema der Berliner Akademie als Preisaufgabe zu stellen.

kraft entscheiden, denn ein Wundersystem ist bestechend und der Mensch ist mehr vernunftlos als vernünftig. Mit dieser Meinung stütze ich mich auf die Erfahrung aller Zeiten. Sie werden kein Volk finden, dessen Religion nicht ein Gemisch aberwitziger Fabeln und einer zur Erhaltung der Gesellschaft notwendigen Moral ist. Bei den Agyptern, den Juden, den Persern, den Griechen und Römern dient die Fabel zur Grundlage der Religion. Bei den afrikanischen Völkern ist es ganz ebenso. Auf den Marianen begegnen Sie dem gleichen Wahnsinn nur darum nicht, weil ihre Bewohner überhaupt keinen Kult haben. Am wenigsten von Aberglauben durchseucht scheinen offenbar die Chinesen zu sein¹. Aber während dort die Großen der Lehre des Confucius folgten, schien das Volk sich ihr nicht zu bequemen. Es nahm mit offenen Armen die Bonzen auf, die es mit Betrügereien fütterten — der rechten Nahrung für den rohen Pöbel.

Diese Beweise schöpfe ich aus den Beispielen, die uns die Geschichte liefert. Es gibt aber noch andere, die ich für durchschlagender halte. Ich entnehme sie aus der menschlichen Lage überhaupt und aus der Tatsache, daß die große Masse bei ihrer notwendigen täglichen Arbeit garnicht dazu kommt, sich so weit aufzuklären, daß sie sich über die Vorurteile der Erziehung erheben könnte. Denken wir uns eine beliebige Monarchie mit zehn Millionen Einwohnern. Davon rechnen wir zunächst die Bauern, Fabrikarbeiter, Handwerker und Soldaten ab. Bleiben etwa 50 000 Männer und Frauen. Davon ziehen wir 25 000 Frauen ab; der Rest bildet den Adel und den höheren Bürgerstand. Prüfen wir nun, wie viele davon geistig träge, stumpf und schwachherzig oder ausschweifend sind, so wird die Rechnung ungefähr ergeben, daß von einem sogenannten zivilisierten Volke von zehn Millionen kaum 1 000 Personen gebildet sind — und auch da welche Unterschiede in der Begabung! Nehmen wir einmal als möglich an, diese 1 000 Philosophen wären alle einer Meinung und alle gleich vorurteilsfrei; welche Wirkung werden dann ihre Lehren auf die Öffentlichkeit haben? Wenn acht Zehntel des Volkes über dem Erwerb ihres Unterhalts nicht zum Lesen kommen, wenn ferner ein Zehntel aus Oberflächlichkeit, Leichtsinne oder Dummheit nichts lernt, so ergibt sich, daß das bishen Menschenverstand, dessen unser Geschlecht fähig ist, sich nur im geringsten Bruchteil eines Volkes findet. Der Rest ist nicht dazu imstande; somit werden die Wundersysteme bei der großen Masse stets die Oberhand behalten. Diese Betrachtungen zwingen mich also zu der Annahme, daß die Leichtgläubigkeit, der Aberglaube und die feige Furcht schwacher Seelen bei den meisten Menschen stets überwiegen werden, daß die Zahl der Philosophen in allen Zeitaltern verschwindend klein sein und daß irgend ein Aberglaube die Welt immer beherrschen wird.

Die christliche Religion war anfangs eine Art von Theismus. Bald aber führte sie die heidnischen Idole und Bräuche ein und gewährte ihnen Heimatsrecht; durch

¹ Vgl. auch „Bericht des Phihifu, Sendboten des Kaisers von China in Europa“, Werke Bd. VIII, S. 115 ff.

all diese neuen Übermalungen wurde das schlichte Bild ihrer ursprünglichen Form bis zur Unkenntlichkeit überdeckt. Die körperliche wie moralische Unzulänglichkeit ist das Merkmal aller irdischen Dinge. Es ist verlorene Mühe, die Menschheit aufklären zu wollen, ja, oft ist es ein gefährliches Unterfangen. Man muß sich damit begnügen, selber weise zu sein, wenn man es vermag, aber den Pöbel dem Irrtum überlassen und nur danach trachten, ihn von Verbrechen abzubringen, die die Gesellschaftsordnung stören. Fontenelle¹ hatte sehr recht mit dem Ausspruch: wenn er beide Hände voller Wahrheiten hätte, er würde sie nicht öffnen, um sie der Welt zu geben, denn das verlohnte sich nicht. Ich denke fast ebenso und bete zu Gott für den Philosophen Diagoras², daß er ihn in seinen heiligen Schutz nehme.

174. An Heinrich

[Potsdam,] 1. Februar 1770.

Mein lieber Bruder,

An mir ist es, Dir für alle Aufmerksamkeiten zu danken, die Du mir erwiesen hast³. Es ist mir ein Vergnügen und eine Genugthuung, in Deiner liebenswürdigen Gesellschaft zu sein. Ich ergreife jede Gelegenheit dazu, ohne daß Du mir den geringsten Dank dafür schuldest.

Die Frage, die Du an mich richtest, ob die großen Genies die Waffenerfolge herbeiführen, oder ob diese allein dem Glück zu verdanken sind, gehört in die tiefste Metaphysik. Die Menschen sind übereingekommen, den unberechenbaren Ursachen den Namen Glück zu geben; aber diese Ursachen sind vor dem Geschehnis oft unbekannt und treten erst nachher zu Tage. Was z. B. die Römer zum Sieg über Karthago führte, waren die tatsächlichen Hilfsquellen der römischen Republik, die große Bevölkerungszahl, ihre Beharrlichkeit, das kluge Zaudern des Fabius, die Sorglosigkeit Hannibals nach der Schlacht bei Cannä und der kühne Entschluß Scipios, den Krieg von Italien nach Afrika hinüberzutragen. Wenn man diese Tatsachen also überdenkt, ergibt sich, daß zwei, drei gute Köpfe Roms Schicksal bestimmt haben. Gehen wir nun zu den Kriegen Ludwigs XIV. über, so sehen wir, daß dieser den geschickten Louvois⁴ für sich hatte, der seine Erfolge vorbereitete, ferner große, seinen Feinden überlegene Heere, Feldherren wie Turenne⁵, Condi⁶ und einige andere. Ueberdies waren seine Kriege Ueberrumpelungen. Er hatte das Land, das er erobern wollte, schon besetzt, bevor der Feind daran dachte, seine Truppen zusammenzuraffen. Somit

¹ Vgl. den Brief vom 6. Juli 1737. — ² Diagoras aus Melos (um 415 v. Chr.) soll Atheist geworden sein, als er ein schreiendes Unrecht von den Göttern unbestraft bleiben sah. — ³ Friedrich hatte eine Einladung zu Heinrich angenommen, worüber beide einige Höflichkeiten austauschten. — ⁴ Francois Marquis von Louvois (1639—1691), der geniale Kriegsminister Ludwigs XIV. — ⁵ Vgl. den Brief vom 12. November 1735. — ⁶ Vgl. den Brief vom 19. Oktober 1732.

verdankte er seine Erfolge der Schwäche seiner Feinde, der Überlegenheit seiner Maßregeln und ihrer raschen Ausführung . . .

Ich, lieber Bruder, betrachte mich als ausgedient. Meine Zeit ist vorüber, mein Lebenslauf fast beendet. Sollte sich also nicht sehr bald eine Gelegenheit bieten, so werde ich vermutlich die Bühne des Zufalls und der Schicksalsslaunen zeitlebens nicht mehr betreten. Ich beschränke mich darauf, die nötigen Anstalten zu treffen, alles im voraus einzurichten, die Klingen gut zu schärfen und Geldmittel aufzusammeln. Dadurch glaube ich meiner Pflicht genügt zu haben und meine Nachfolger werden nicht klagen können, ich hätte es verabsäumt, ihre künftigen Erfolge vorzubereiten. Alle diese Dinge, lieber Bruder, werden Dich seinerzeit noch an mich erinnern, und hätte ich im Grabe Gefühl, so würde ich mich freuen, so allem beigetragen zu haben, was Deinen Ruf und Ruhm noch vermehren kann.

175. An d'Allembert

Den 3. April 1770.

. . . Sie stellen mir in wenig Worten eine Frage, die ich nach gut teutonischem Brauche nur mit einem Foliobande beantworten könnte¹. Wie, lieber Anaxagoras², sehen Sie denn nicht, auf welche Erörterung ich mich unweigerlich einlassen müßte, um dieser ganzen Sache auf den Grund zu kommen? Ich werde mich also möglichst kurz fassen, um Sie zufrieden zu stellen. Wäre heute der erste Weltentag und Sie fragten mich, ob es nützlich sei, das Volk zu betrügen, so erwiderte ich: Nein! Denn da Irrtum und Aberglaube noch unbekannt sind, soll man sie nicht einführen, viel mehr ihr Aufblühen verhindern.

Gehe ich die Geschichte durch, so finde ich zwei Arten von Betrügnern. Erstens solche, denen der Aberglaube als Sprungbrett zum Erfolge gedient hat, und zweitens solche, die das Volk mit Hilfe einiger Vorurteile zu seinem eigenen Vorteil gegängelt haben. Zu jenen rechne ich die Bonzen, Zoroaster, Ruma Pompilius³, Mohammed — die gebe ich Ihnen preis. Zu diesen gehören die Staatsmänner, die zu Ruhm und Frommen der Regierung ein Wundersystem gebraucht haben, um die Menschen zu leiten und sich gefügig zu machen. Hierzu rechne ich die Art, wie in Rom die Auguren benutzt wurden: ihr Beisand war oft sehr nützlich, um Volksaufstände, die ehrgeizige Tribunen erregen wollten, zu beschwichtigen oder zu brechen. Ich kann Scipio Africanus nicht wegen seines Verkehrs mit einer Nymphe schelten, dank dem er das Vertrauen

¹ Am 9. März hatte d'Allembert den König gefragt, ob das Volk in religiöser Beziehung getäuscht werden dürfte; er selbst verneinte diese Frage und meinte, die Aufklärung würde durchdringen, wenn man Geduld hätte und langsam vorginge. — ² Mit dem Namen dieses griechischen Denkers († 428 v. Chr.) mag Friedrich d'Allembert darum belegen, weil beide in bewußter Ablehnung äußerer Vortelle ausschließlich den Wissenschaften lebten. — ³ Ruma Pompilius, der sagenhafte zweite König von Rom, sollte der Schöpfer des römischen Kultus gewesen sein.

seiner Truppen gewann und glanzvolle Unternehmungen auszuführen vermochte. Ich tadle Marius nicht wegen seiner Alfen¹ noch Sertorius wegen der Hirschfuh², die er bei sich hatte. Alle, die mit einem großen Menschenhaufen zu tun haben, den sie nach einem Ziel leiten müssen, sind bisweilen gezwungen, ihre Zuflucht zum Betrüge zu nehmen, und ich halte sie aus den eben genannten Gründen nicht für verdammenswert, wenn sie der Welt ihren Willen aufzwingen.

Anders steht es mit dem rohen Aberglauben. Er gehört zu den schlimmsten Pflanzgen, die die Natur in die Welt gesät hat, zumal er mit dem menschlichen Charakter aufs engste verwachsen ist. Ja, gründete man eine zahlreiche Kolonie von Ungläubigen, ich bin überzeugt, auch dort würde nach einer gewissen Reihe von Jahren der Aberglaube ins Kraut schießen. Die Wundersysteme sind für das Volk gemacht. Man schafft eine lächerliche Religion ab und führt eine noch sinnlosere ein; es gibt wohl Umwälzungen in den Meinungen, aber stets löst ein Kult den anderen ab. Ich halte es für gut und sehr nützlich, die Menschen aufzuklären. Den Fanatismus bekämpfen, heißt das grausamste und blutigierigste Ungeheuer entwaffnen. Wer den Mißbrauch des Mönchtums und die Keuschheitsgelübde brandmarkt, die den Zwecken der Natur und der Vermehrung zuwiderlaufen, erweist dem Vaterlande einen wirklichen Dienst. Aber ich halte es für ungeschickt, ja für gefährlich, zu verbieten, daß die Kinder öffentlich mit Aberglauben gefüttert werden, wenn ihre Väter das wollen.

Die Reformation hat, wie Sie wissen, eine große Umwälzung verursacht. Aber wieviel Blut und Gemetzel, wieviel Kriege und Verheerungen waren nötig, damit der Mensch es wagen durfte, sich über ein paar Glaubensartikel hinwegzusetzen! Welche Wut ergriffe die Menschen erst, wenn man sie alle beseitigen wollte! Ein Volk ohne Irrtümer, ohne Vorurteile, ohne Aberglauben und Fanatismus wäre gewiß schön; aber in den Centurien des Nostradamus³ steht geschrieben, man werde es nicht eher entdecken, als bis man ein Volk ohne Laster, Leidenschaften und Verbrechen gefunden habe. Ihr Leuchten dieser dunklen Welt, ihr sendet Strahlen von Vernunft aus, um sie zu erhellen — aber was wird die Folge davon sein? Einige Literaten werden sagen, daß ihr recht habt; die Bonzen und Lamas werden zetern; unzählige Geisteschwache werden die Löcher ihrer Höhlen hermetisch verschließen, damit euer Licht weder sie noch die Mitbewohner ihrer Schlupfwinkel blendet, und die Welt wird blind bleiben. Die Philosophie, die in diesem Jahrhundert so ermuntert wird, hat kraftvoller und mutiger denn je ihre Stimme erhoben — aber was hat sie damit erreicht? Man hat die Jesuiten vertrieben, werden Sie sagen. Zugegeben! Aber ich werde Ihnen auf Wunsch beweisen, daß Eitelkeit, geheime Rachsucht, Kavalen und schließlich Eigennutz die Triebfedern waren. Als Gegenstück

¹ In den Krieg mit den Teutonen hatte Marius, wie Mutarch in dessen Biographie, Kap. 17, erzählt, eine syrische Prophetin namens Martha mitgenommen. — ² Mutarch erzählt in seinem „Sertorius“, Kap. 20, daß dieser eine Hirschfuh zu frommem Betrug der Spanier abgerichtet habe; vgl. auch den Brief vom 20. August 1759. — ³ Der Provenzale Michel Nostradamus († 1566) gab sich als Prophet aus; seine Prophezeiungen, 1200 an der Zahl, erschienen seit 1555.

führe ich den Justizmord von Calas¹ an, die Verfolgung von Sirven, die grausamen Vorgänge in Abbéville, die öffentlichen Heidenverbrennungen in Rom, die lächerlichen Streitereien der Schweizer über die ewigen Strafen², den theologischen Eifer der holländischen Pfaffen gegen die Professoren, welche lehrten, die Tugend sei für die Menschen hinreichend³, und die Art von Religionskrieg, die jetzt in Polen geführt wird⁴. Ach, lieber Anaxagoras! Der Mensch ist ein unverbesserliches Tier, mehr sinnlich als vernünftig. Trotzdem habe ich einen Katechismus verfaßt und sende ihn Ihnen zu⁵.

Wir geht es mit den Füßen ebenso schlecht wie Ihnen mit dem Magen. Ich habe die Gicht, sonst hätte ich Ihnen eine ordentlichere Antwort gegeben⁶. Aber der Kopf leidet darunter mit und Sie wissen vielleicht, daß wir hier einen Arzt hatten, der einem an der großen Zehe zur Ader ließ, wenn man Kopfschmerzen hatte. So kann ich Ihnen nicht mal sagen, ob meine Krankheit im Kopf oder in den Füßen steckt. Aber wo sie auch ihren Sitz haben mag, sie wird mich nie hindern, Sie zu achten und zu schätzen.



176. An Fouqué

Am 6. Mai 1770, dem Tage der Schlacht bei Prag.

Ich schicke Ihnen alten Ungarwein, lieber Freund, damit Sie sich daran delectieren — am selben Tage, wo Sie vor dreizehn Jahren von unsern Feinden so schwer verwundet wurden⁷.

¹ Vgl. den Brief vom 13. August 1766. — ² Der Prediger Petitpierre hatte Neuschätel, das 1707 bis 1857 zu Preußen gehörte, vor dem Haß seiner Landsleute verlassen müssen, weil er die Ewigkeit der Höllenstrafen geleugnet hatte; vergeblich hatte der König sich bemüht, ihn zu halten. — ³ Anspielung auf die Verfolgung Bayles durch Jurieu; vgl. den Brief vom 14. Mai 1737. — ⁴ Vgl. den Brief vom 2. Juli 1769. — ⁵ „Moralischer Katechismus zum Gebrauch für die adlige Jugend“; deutsch Werke Bd. VIII, S. 268 ff. — ⁶ Vgl. die „Epistel auf meine Genesung“, Werke Bd. X, S. 214 ff. — ⁷ Vgl. Werke Bd. III, S. 72.

Ich hatte die Gicht; sie hat mich diesmal furchtbar geplagt; ich hatte drei Anfälle hintereinander an beiden Beinen sowie am Knie; aber jetzt denke ich nicht mehr daran.

Wir exerzieren wunderbar und ich gehe meinen Weg, solange noch ein Hauch von Leben in mir ist.

Möchte es Ihnen so gut gehen, wie ich es wünsche, und möchten Sie überzeugt sein, mit welcher Liebe und unendlichen Hochschätzung ich an Ihnen hänge. Leben Sie wohl.

177. An d'Altemberg

Den 17. Mai 1770.

Ich bin Ihnen für Ihre Teilnahme¹ an meinem Befinden sehr verbunden. Kraft des notwendigen Kausalzusammenhanges hat die in meinem Blute angesammelte Schärfe sich in Gicht umgesetzt und ich habe viel ausstehen müssen. Aber ich habe mich dem unwiderrüflichen Willen der Natur unterworfen. Ich habe meine Zuflucht zu einer Kur und zur Geduld genommen und nun bin ich geheilt.

Das erste Buch, das mir während meiner Genesung in die Hände fiel, war der „Versuch über die Vorurteile“². Es hat mich aus der Trägheit aufgerüttelt, in der mich meine Schwäche gebannt hielt; denn ich bin über sehr viele Punkte gerade umgekehrter Meinung wie der sogenannte Philosoph, der es verfaßt hat, und habe also alle meine Energie aufgeboten, um seine Fehler zu geißeln. Die Ansichten des Verfassers laufen den meinen stracks zuwider, so wenn er behauptet, der Mensch sei für die Wahrheit geschaffen und darum müßte man sie ihm jederzeit sagen. So oft er die Könige, Feldherren und Dichter schmäht, kann ich seinen Ideen nicht beipflichten; denn ich habe die Ehre, ein ziemlich schlechter Dichter (oder „öffentlicher Brunnenvergifter“) zu sein; ich hatte ferner die Ehre, als Feldherr (oder als „gedungener Scharfrichter“) Schlachten zu schlagen; und drittens habe ich die Ehre, eine Art von König (oder von „barbarischem Tyrannen“) zu sein. So haben mich diese Betrachtungen denn bestimmt, meiner Denkart gemäß und auf Grund der Vorstellung, die ich mir von den Dingen mache, die Verteidigung meiner Kollegen zu übernehmen, das mit die von solchen Autoren oft wiederholten Schmähungen nicht durch die Macht der Gewohnheit und ihre ewige Wiederholung allgemeine Anerkennung und unbezwingliche Geltung erlangen. Mein Autor belehrt mich, daß die Könige schwachsinzig sind und weder lesen noch schreiben können. Ich habe wie ein Benediktiner gelesen und mehr Papier bekrigelt als der verhungertste Skribent; an mir ist es also, für sie einzutreten. Ich schicke meine Abhandlung an Anaxagoras³, der unser Richter sein

¹ In einem Brief vom 21. April. — ² Von Dietrich Baron von Hofbach (1723—1789). Friedrichs Entgegnungsschrift „Über die Vorurteile“ s. Werke Bd. VII, S. 238 ff.; vgl. auch Werke Bd. V, S. 244 ff. — ³ Vgl. den Brief vom 3. April 1770.

wird. Wenn er es für angezeigt hält, darf er das Werk sogar bei Hofe präsentieren, da er versichert sein kann, dadurch den ersten Platz in der Akademie der Wissenschaften zu erhalten.

Doch Scherz beiseite! Dies Werk ist sehr zügellos und unverschämt. Man möchte sagen, der Verfasser fällt wie ein toller Hund jeden beliebigen an und stürzt sich auf die Vorübergehenden, völlig zufrieden, wenn er nur beißen kann. Sicherlich verdient er die gleiche Behandlung. Wenn der Mensch für die Wahrheit geschaffen ist (worin ich ihm allerdings nicht zustimme), und man sie bei jeder Gelegenheit sagen soll, so habe ich die Vorschrift des Verfassers befolgt und ihm in größter Aufrichtigkeit gesagt, was ich von seinem Werke halte. In mir findet er einen gelehrigen Schüler, der, von ihm erleuchtet, es sich zur Pflicht macht, sein Beispiel nachzuahmen. Da die Wahrheit den Menschen stets nützlich ist, so wird er hoffentlich die Freiheit billigen, mit der ich sie ihm sage.

Aber welches Ziel setzt sich der angebliche Philosoph mit seinem Werke? Will er die Religion verändern? Ich habe ihm die Unmöglichkeit bewiesen. Oder will er die Regierenden bessern? Durch Injurien wird er sie nicht bessern, sondern höchstens reizen. Vielleicht will er einigen Hohlköpfen den Sinn verwirren, damit sie gegen die Regierung deklamieren und in die Bastille gesperrt werden? Das wäre das Ziel eines bössartigen, niederträchtigen und perversen Menschen, darf aber nicht das des Verfassers sein. Will er etwa der Märtyrer der Naturreligion werden? Das wäre recht verrückt; denn wenn man jenseits des Grabes nichts mehr erwartet, muß man sich sein Leben im Diesseits, das einzige, das einziehen können, so glücklich wie möglich gestalten. Besonders täppisch erscheint die Art, wie der Verfasser die christliche Religion verleumdet. Ich gestehe, man muß noch ein rechter Neuling sein, um ihr Verbrechen zuzuschreiben. Im Evangelium heißt es: „Alles, das Ihr wollt, daß Euch die Leute tun sollen, das tut Ihr ihnen“¹. Diese Vorschrift enthält die ganze Moral; es ist also eine lächerliche und maßlose Übertreibung, zu behaupten, das Christentum schüfe nur Verbrecher; man darf das Gesetz nicht mit dem Mißbrauch verwechseln. Das Gesetz kann nützlich sein, der Mißbrauch verderblich. Wer so viel Gehässigkeit gegen das zeigt, was er angreift, bringt sich selbst in Mißkredit und verliert das Vertrauen des Lesers².

So denkt ein Liebhaber einsamer Weisheit, der in seinem kleinen Weinberg wie ein Klausner wohnt und dort wie jeder andere über die Torheiten der Menschen und all die wunderlichen und lachhaften Meinungen nachsinnt, die ihnen durch den Kopf ge-

¹ Evangelium Matthäus, Kap. VII, Vers 12. — ² In seiner Antwort vom 8. Juni stimmte d'Allembert dem König in der Beurteilung Holbachs durchaus zu. „Die Philosophie soll sich nicht damit amüsieren, der Geistlichkeit Beleidigungen zu sagen, vielmehr soll sie versuchen, die Religion zum Glück der Völker beitragen zu lassen. Die Fürsten soll sie über ihre wahren Interessen aufklären und das Volk über seine Pflichten . . . Es ist eine große Dummheit, die wirklichen Philosophen zu beschuldigen, daß sie die allgemeine Gleichheit predigten. Diese Gleichheit ist in jedem Staat eine unausführbare Chimäre.“

gangen sind. Dort betet er auch zur Natur, daß der notwendige Kausalzusammenhang Ihre organisierte Materie noch lange vor Krankheiten, Schmerzen und Auflösung bewahren möge.

178. An d'Allembert

[Sensouci,] 7. Juli 1770.

Es tut mir leid, daß Sie sich immer noch schwach fühlen¹. Gewöhnlich stärkt die schöne Jahreszeit den Körper und gibt ihm die Kräfte wieder, die ihm die Unbilden des Winters geraubt haben. Diese Wohlthat hatte ich vom Frühjahr auch für Sie erhofft. Man muß es der Ungunst des diesjährigen Wetters zuschreiben, daß Sie sich noch gar nicht erholt haben. Ich glaube jedoch, daß irgend eine Trink- und Badeskur Sie völlig wiederherstellen könnte; aber das zu entscheiden überlasse ich den Ärzten.

Kaum hatte ich Ihnen meine Bemerkungen über den „Versuch über die Vorurteile“ gesandt, als mir ein anderes Buch in die Hände fiel. Und da ich nun mal im Zuge war, philosophische Schriften zu prüfen und zu verfassen, habe ich meine Bemerkungen zu Papier gebracht und schicke sie Ihnen gleichfalls. Es ist das „System der Natur“²; ich habe es mir angelegen sein lassen, seine handgreiflichsten Widersprüche und die auffälligsten logischen Schnitzer hervorzuheben. Es wäre noch manches darüber zu sagen; ich habe mich aber auf die vier Hauptpunkte beschränkt, die der Verfasser behandelt.

Er behauptet zunächst, daß die Natur vernunftlos sei und alles mit Hilfe von Bewegung hervorbringe. Ich glaube, er wird diese Behauptung gegen meine Einwände unmöglich aufrecht erhalten können. Der zweite Punkt betrifft den Fatalismus; da kann er noch etwas erwidern; überhaupt halte ich diese Frage in der ganzen Metaphysik für die schwierigste. Ich schlage einen Mittelweg vor, einen Gedanken, der mich bestochen hat und der wohl wahr sein könnte. Ich nehme ein Mittelding zwischen Freiheit und Notwendigkeit an und schränke die Freiheit des Menschen sehr ein, lasse ihm aber doch so viel Spielraum, als man ihm nach der gewöhnlichen Erfahrung, die man mit den menschlichen Handlungen macht, zuerkennen muß. Die beiden letzten Punkte betreffen die Religion und die Regierung.

Außerdem bietet das Werk noch an einer Unmenge von Stellen Angriffspunkte. Der Verfasser versichert ziemlich lehrhaft, die Summe des Guten überträfe die Summe des Bösen. Da stimme ich ihm nicht bei; auch wäre es ihm unmöglich, den Nachweis zu führen, wenn man diese Streitfrage etwas lebhaft durchfechten wollte. Kurz, bei

¹ Am 8. Juni hatte d'Allembert über seinen Gesundheitszustand geklagt. — ² Dies 1770 anonym erschienene Werk rührte im wesentlichen gleichfalls von Holbach her. Friedrich bekämpfte in seiner Gegenschrift „Kritik des Systems der Natur“ (vgl. Werke Bd. VII, S. 258 ff.) den Atheismus und Materialismus und die antimonarchische Tendenz des Buches.

der Niederschrift meiner Bemerkungen erschien ich mir wie ein Doktor der Sorbonne, ein Pfeiler der Kirche, ein heiliger Augustin; als ich das Aufgeschriebene aber durchlas, kam ich mir höchst irgläubig vor. Meine Behauptungen klangen mir mißthönig, keckerisch und wert, den Bannstrahl des Vatikans auf sich zu ziehen. Und doch hat eins mich getröstet: mein Widersacher wird wenigstens doppelt gefottet und gebraten werden, wenn ich ihm einmal ins Jenseits nachfolge. Ich begreife nicht, wie Autoren so leichtfertig sein können, solches Zeug zu veröffentlichen, was sie sehr realen Unannehmlichkeiten aussetzen kann. Würde der Verfasser des „Systems der Natur“ zufällig in Frankreich entdeckt, so wäre das geringste, was ihm geschehen könnte, lebenslänglicher Aufenthalt in der Bastille, — nur um des Vergnügens willen, alles herauszusagen, was er dachte. Man muß sich damit begnügen, seine Gedanken für sich zu behalten und den Anschauungen des Pöbels freien Lauf zu lassen.

Was den Verfasser so gegen die französische Regierung in Harnisch bringen konnte, weiß ich nicht. Es mag ja in diesem Reiche so manches vorgehen, was ich aus der Ferne nicht wahrnehme. Ich bin überzeugt, es geschehen dort Ungerechtigkeiten und Gewalttaten, gegen die die Regierung streng einschreiten sollte. Aber machen Sie sich doch klar, wenn vier, sechstausend Menschen, kurz, eine ganze Menge, sich das Wort gegeben haben, einen einzigen zu betrügen, so geschieht das unweigerlich. Es ist so in allen Ländern und Zeiten gewesen, und wofern nicht ein Philosoph unserm Stoffe andere Bestandteile beimischt, wird es stets so sein. Man muß sich erst vergewissern, ob jemand schuldig ist, bevor man ihn anklagt; aber oft übereilt man sich. Es ist gut, wenn die Menschen ein Ideal, ein Muster von Vollkommenheit im Auge haben, weil sie nur zu leicht von ihm abirren, ja selbst die Vorstellung davon in ihrem Geiste erlischt. Aber darum werden sie die Vollendung doch nie erreichen; sie ist leider mit unserer Natur unvereinbar.

Darauf komme ich stets zurück, lieber d'Alembert, und ich schliesse daraus, daß alle, die ehrlich am Wohl der Gesellschaft arbeiten, wie Ihr verstorbener Abbé de Saint Pierre¹, wohlmeinende Träumer sind. Nichtsdestoweniger will ich in dem kleinen Kreise, in den der Zufall mich gestellt hat, daran arbeiten und seine Bewohner glücklich zu machen suchen. Die tägliche Beschäftigung mit diesen Dingen zeigt mir freilich, wie schwierig das ist. Glauben Sie mir, mein Lieber, ein Mensch, der die Kunst besäße, Ihre Verdauung zu fördern, wäre der Welt nützlicher, als ein Philosoph, der sie von allen Vorurteilen befreite. Einen solchen Arzt wünschte ich Ihnen um so aufrichtiger, als niemand an Ihrem Wohlbefinden mehr Anteil nimmt und Sie höher schätzt wie ich, der ich Gott bitte, Sie in seinen heiligen Schutz zu nehmen².

¹ Vgl. den Brief vom 12. April 1742. — ² Eherzhaftige Anwendung des rein formellen Schlusses aller Kabinettschreiben: Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte et digne garde. — In seiner Antwort vom 2. August stimmte d'Alembert der Auffassung des Königs über die Freiheit des

179. An Voltaire

Potsdam, den 26. September 1770.

Es ist mir nicht unlieb, daß meine Ansicht über Ihre Statue, die ich in einem Brief an d'Allembert ausgedrückt habe, an die Öffentlichkeit gelangt ist¹. Das sind Wahrheiten, von denen ich stets innerlich überzeugt war und die weder Mauvertuis noch sonst wer aus meinem Geist ausgetilgt haben. Es war durchaus gerechtfertigt, daß Sie noch zu Ihren Lebzeiten ein Zeichen der öffentlichen Dankbarkeit erhielten und daß ich an dieser Ehrung durch Ihre Zeitgenossen einigen Anteil nahm; habe ich doch so viel Genuß an Ihren Werken gefunden.

Die Kleinigkeiten, die ich schreibe, gehören nicht dazu; sie dienen mir nur zum Zeitvertreib. Ich belehre mich selbst, indem ich an philosophische Gegenstände denke und meine Gedanken darüber bisweilen allzu dreist zu Papier bringe. Die Schrift über das „System der Natur“ ist zu gewagt für die heutigen Leser, denen sie in die Hand fallen könnte. Ich will niemanden ärgern und habe sie nur für mich selbst geschrieben. Sobald es sich aber um eine Veröffentlichung handelt, habe ich den festen Grundsatz, das Zartgefühl der abergläubischen Ohren zu schonen, niemanden zu verletzen und abzuwarten, bis die Zeit so aufgeklärt ist, daß man ungestraft laut denken kann.

Lassen Sie dies schwache Werkchen also bitte in der Verborgenheit, zu der sein Verfasser es verurteilt hat, und geben Sie der Öffentlichkeit dafür das, was Sie über das gleiche Thema geschrieben haben: — es wird jedenfalls mehr taugen als mein Gerede.

Ich höre nichts mehr von den modernen Griechen. Sollten die Wissenschaften bei ihnen je wieder aufblühen, so werden sie eiferrüchtig sein, daß ein Gallier in seiner „Henriade“ den Homer übertroffen, daß derselbe Gallier den Sophokles in Schatten

Menschen zu. Wer die Existenz Gottes leugnen wollte, ginge weiter, als seine Erkenntnis reichte. Andererseits könne man aber auch von der weltchöpferischen Intelligenz nur so viel behaupten, daß man aus dem zweckmäßigen Bau der Tiere und Pflanzen auf ihr Vorhandensein schließen dürfte. Die Form der Regierungen wäre an sich gleichgültig; wesentlich sei, daß die Regierung allen Bürgern den gleichen Schutz angedeihen ließe. Ob Ludwig XIV. für Frankreich ein Segen oder ein Unglück gewesen sei, wäre bei seiner Kriegslust mindestens schwer zu entscheiden. — ¹ König Friedrich hatte an d'Allembert geschrieben: „Das schönste Denkmal Voltaires ist das, welches er sich selbst errichtet hat. Seine Werke werden die Peterskirche, den Louvre und alle Wandgemälde überdauern, die die menschliche Eitelkeit zur Ewigkeit bestimmt. Wenn man nicht mehr Französisch spricht, werden Voltaires Werke in die Sprache überetzt werden, die das Französische ablösen wird. Und doch: voll der Freude, die mir seine so mannigfachen und jede in ihrer Art so vollendeten Schöpfungen bereiten haben, könnte ich mich nicht ohne Undankbarkeit Ihrem Vorschlag entziehen, zu dem Denkmal beizutragen, das ihm die öffentliche Dankbarkeit errichtet. Sie brauchen mich nur wissen zu lassen, was man von mir verlangt. Ich werde für diese Statue nichts abschlagen. Sie wird den Männern der Feder, die sie Voltaire setzen, mehr Ehre machen als ihm selbst.“ Friedrich hatte zu dieser Statue, deren Ausführung Jean Baptiste Pigalle (1714—1785) übertragen werden war, 200 Louisd'or gezehnet. — ² Anspielung auf die üblen Zwistigkeiten Voltaires mit Mauvertuis in den Jahren 1751—1753.

gestellt, es dem Thukydides gleich getan und Plato, Aristoteles und die ganze stoische Schule hinter sich gelassen hat.

... Was das Verhängnis betrifft, das nach den Behauptungen des Verfassers des „Systems der Natur“ alle Ereignisse lenkt, so weiß ich nicht, wann es Umwälzungen herbeiführen wird, die die begrabenen Wissenschaften wieder auferwecken können in jenen Gegenden, die so lange geknechtet und von ihrer alten glänzenden Höhe herabgesunken sind.

Meine Hauptbeschäftigung ist, Unwissenheit und Vorurteile in den Gegenden zu bekämpfen, zu deren Beherrscher mich der Zufall der Geburt gemacht hat, die Geister aufzuklären, die Sitten zu verbessern und die Menschen so glücklich zu machen, als es die menschliche Natur und die mir zur Verfügung stehenden Mittel gestatten.

Augenblicklich komme ich gerade von einer langen Reise zurück. Ich bin in Mähren gewesen und habe den Kaiser wiedergesehen¹, der sich anschickt, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeschüttelt. Im Prunk erzogen, hat er einfache Sitten angenommen. Trotz allem Weihrauch ist er bescheiden; seine Sehnsucht nach Ruhm und seinen Ehrgeiz opfert er der Sohnespflicht, die er gewissenhaft erfüllt, und obgleich er nur Pedanten zu Lehrern gehabt hat, besitzt er so viel Geschmack, Voltaire zu lesen und ihn nach Verdienst zu schätzen.

Wenn Sie von diesem getreuen Bild des Kaisers nicht befriedigt sind, so geschehe ich, daß man es Ihnen nur schwer recht machen kann. Außer diesen Vorzügen besitzt er große Kenntnisse in der italienischen Literatur. Er hat mir fast einen ganzen Akt aus dem „Pastor fido“² und Verse aus Tasso hergesagt. Damit muß man stets anfangen. Nach der schönen Literatur kommt im Alter der Überlegung die Philosophie an die Reihe; und wenn wir sie recht studiert haben, müssen wir mit Montaigne sagen: „Was weiß ich?“³

Was ich aber bestimmt weiß, ist, daß ich eine Kopie der Büste besitzen werde, an der Pigalle jetzt arbeitet⁴. Da ich nicht das Original mein nennen kann, will ich wenigstens eine Nachbildung davon haben. Das heißt sich mit wenig begnügen, wenn man sich erinnert, daß man dies göttliche Genie einst selber besessen hat. Die Jugend ist das Alter der holden Abenteuer. Wird man alt und hinfällig, so muß man auf die Schönegeister und auf die Geliebten verzichten.

Erhalten Sie sich Ihre Gesundheit, damit Sie noch auf Ihre alten Tage dies Jahrhundert erleuchten können, dessen Ruhmeszierde Sie sind und das den Wert dieses Schatzes erkennt.

F r i d e r i c h.

¹ Die Begegnung hatte in Mährisch-Neustadt vom 3.—7. September 1770 stattgefunden; vgl. Werke Bd. V, S. 22 f. — ² Der „treue Hirte“ von Giovanni Battista Guarini (1537—1612). — ³ Vgl. das Gedicht „Das Dasein Gottes“, Werke Bd. X, S. 253 ff. — ⁴ Diese Voltairebüste befindet sich im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin.



180. An d'Alembert

Den 18. Oktober 1770.

Meine Reise nach Mähren, die Truppenlager hier in der Umgegend und der Besuch der Kurfürstin von Sachsen — das alles entschuldigt mich hinreichend dafür, daß ich Ihnen noch keine Antwort auf etwas gab, das wir beide nie richtig verstehen werden¹. Inzwischen habe ich meinem Geist etwas Ruhe gegönnt, damit er sich von den Zerstreuungen der großen Welt erholt und seine philosophische Fassung wiedergewinnt . . .

Kurz und gut, da es gilt, in dies Labyrinth einzudringen, lasse ich mich allein vom Faden der Vernunft leiten. Diese Vernunft, die mir erstaunliche Zusammenhänge in der Natur zeigt und mich die auffälligen und handgreiflichen Endursachen erkennen läßt, zwingt mich zu der Annahme, daß eine Intelligenz über dieser Welt waltet und den allgemeinen Zusammenhang der Maschine aufrecht erhält. Diese Intelligenz denke ich mir als den Urquell des Lebens und der Bewegung. Die Lehre von der Entstehung aus dem Chaos scheint mir unhaltbar; denn es hätte größerer Geschick:

¹ Friedrich meint d'Alemberts Brief vom 2. August.

lichkeit bedurft, das Chaos zu schaffen und zu erhalten, als die Welt so einzurichten, wie sie ist. Die Lehre von einer aus dem Nichts geschaffenen Welt ist voller Widersprüche und somit widersinnig. Es bleibt also nur die Ewigkeit der Welt, eine Vorstellung, die keinen inneren Widerspruch enthält und mir darum am wahrscheinlichsten dünkt; denn was heute ist, kann sehr wohl auch gestern gewesen sein und so weiter. Da nun der Mensch denkender und sich bewegender Stoff ist, sehe ich nicht ein, warum das gleiche Prinzip des Denkens und Handelns nicht auch dem Weltensstoff zugeschrieben werden kann. Ich nenne es nicht Geist, weil ich mir keine Vorstellung von einem Wesen machen kann, das sich an keinem Orte befindet und somit nirgends existiert. Da aber unser Denken ein Ergebnis unserer Körperorganisation ist — warum sollte denn das Weltall, das ungleich organisierter ist als der Mensch, nicht eine Intelligenz besitzen, die der einer so hinfälligen Kreatur unendlich überlegen ist?

Diese Intelligenz, die ebenso ewig ist wie die Welt, kann nach meinem Begriffsvermögen das Wesen der Dinge nicht ändern. Sie kann das Schwere nicht leicht und das Glühende nicht eiskalt machen. Unveränderlichen und unerschütterlichen Gesetzen unterworfen, kann sie die Dinge nur verknüpfen und sie so benutzen, wie ihre innere Wesenheit es erlaubt. So haben z. B. die Elemente bestimmte Eigenschaften und könnten nicht anders sein, als sie sind. Will man daraus aber schließen, daß die Welt, da sie ewig ist, notwendig sei und daß somit alles dem absoluten Verhängnis unterworfen sei, so glaube ich diese Behauptung nicht unterschreiben zu können. Mir scheint, die Natur beschränkt sich darauf, daß sie den Elementen ewige, beständige Eigenschaften gegeben und die Bewegung dauernden Gesetzen unterworfen hat. Diese Gesetze schränken die Willensfreiheit allerdings sehr ein, ohne sie jedoch völlig aufzuheben. Der Organismus und die Leidenschaften der Menschen kommen von den Elementen, aus denen sie bestehen. Wenn sie diesen Leidenschaften gehorchen, sind sie Sklaven, aber so oft sie ihnen widerstehen, sind sie frei. Jetzt werden Sie mich weitertreiben und sagen: „Aber sehen Sie denn nicht, daß der Grund, aus dem sie den Leidenschaften widerstehen, ebenso der Notwendigkeit unterworfen ist, die ihn auf ihr Gemüt wirken läßt?“ Das ist schließlich möglich. Aber wer zwischen seiner Vernunft und seinen Leidenschaften wählen und sich entscheiden kann, ist nach meinem Dafürhalten frei, oder ich weiß nicht mehr, welchen Begriff man mit dem Worte Freiheit verbindet. Das Notwendige ist absolut. Ist nun der Mensch dem Schicksal völlig unterworfen, so wird weder Lohn noch Strafe diesen unbezwinglichen Hang erschüttern oder gar zerstören. Da uns aber die Erfahrung das Gegenteil beweist, muß manzugeben, daß der Mensch bisweilen willensfrei und bisweilen unfrei ist. Wenn Sie jedoch, mein lieber Diagoras¹, von mir eine ausführlichere Erklärung verlangen, was diese Intelligenz sei, die ich mit dem Stoff verknüpfe, so bitte ich Sie, mich davon zu

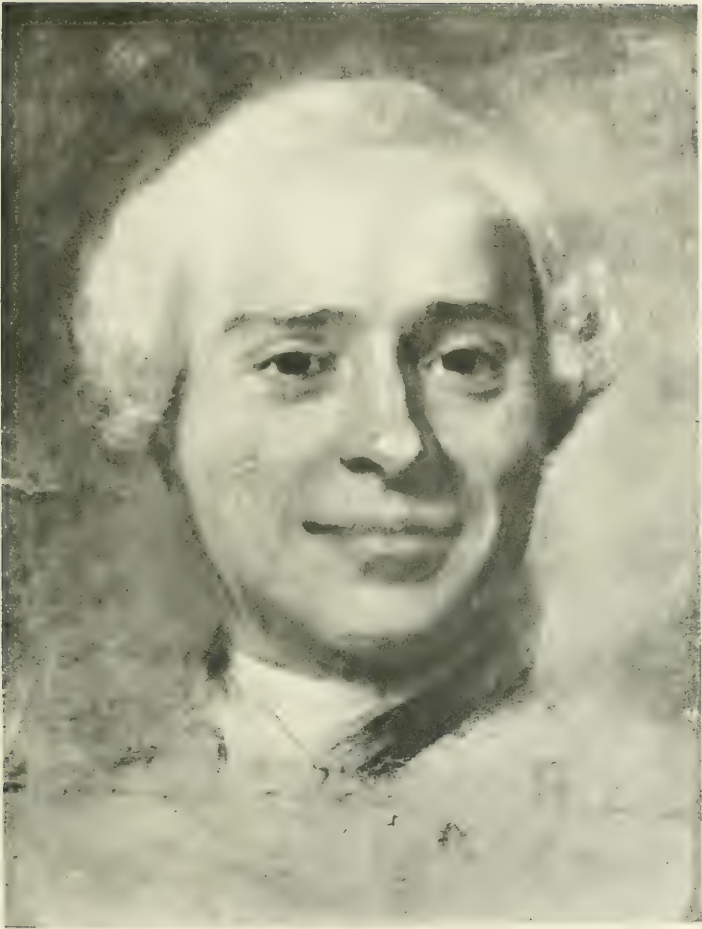
¹ Vgl. den Brief vom 8. Januar 1770.

entbinden. Ich sehe diese Intelligenz wie etwas, das man undeutlich durch einen Nebelschleier erblickt. Es ist viel, wenn man sie errät; aber sie zu erkennen und zu bestimmen, ist den Menschen nicht gegeben. Ich bin wie Columbus, der das Vorhandensein einer neuen Welt ahnte, aber den Ruhm ihrer Entdeckung andern überließ.

Nach einem so offenen Geständnis werden Sie mir erwidern, ich hätte aus Vorurteilen der Erziehung die christliche Religion gegen den fanatischen Philosophen verteidigt, der sie so gehässig zerlegt. Gestatten Sie mir, Ihnen zu entgegnen, daß unsere heutigen Religionen der Religion Christi so wenig gleichen wie der der Propheten. Jesus war ein Jude, und wir verbrennen die Juden; Jesus predigte Duldung, und wir verfolgen; Jesus predigte eine gute Moral, und wir üben sie nicht. Jesus hat keine Dogmen aufgestellt, und die Konzile haben reichlich dafür gesorgt; kurz, ein Christ des dritten Jahrhunderts hat mit einem des ersten Jahrhunderts keine Ähnlichkeit mehr. Jesus war eigentlich ein Essener¹; er war durchtränkt mit der essenischen Moral, die viel Verwandtschaft mit der Zenos besitzt. Seine Religion war ein reiner Deismus — und was ist daraus gemacht worden! Wenn dem so ist, verteidige ich in der Religion Christi die Religion aller Philosophen, und ich gebe Ihnen alle Dogmen preis, die nicht von ihm stammen. Da die Priester gemerkt haben, welche Macht ihr Idealkredit ihnen über den Geist der Völker verlieh, haben sie die Religion zum Werkzeug ihres Ehrgeizes erniedrigt. Aber wenn ihre Politik etwas entstellt hat, das bei seiner Begründung nicht schlecht war — was beweist das denn anders, als daß die christliche Religion das Schicksal aller menschlichen Dinge geteilt hat, durch Mißbrauch zu entarten? Will man also über diese Religion herziehen, so muß man angeben, welche Zeit man meint, und die Entstellungen von der ursprünglichen Einrichtung unterscheiden. Aber welche Dogmen sie auch besitzen mag, das Volk hängt durch das Herkommen an ihr und an gewissen äußeren Bräuchen; wer diese erbittert angreift, bringt es nur auf. Was soll man also tun? Die Moral beibehalten, ja selbst, wo es nötig ist, bessern; die Machthaber aufklären, die Einfluß auf die Regierung haben; den Aberglauben der Lächerlichkeit preisgeben; die Dogmen verspotten und den falschen Eifer ersticken, um die Geister zur allgemeinen Duldsamkeit zu erziehen: was liegt dann daran, welchem Kulte das Volk huldigt?

Nun habe ich Ihnen gesagt, was ich von Gott weiß und nicht weiß, und will ich Ihnen jetzt ein wenig von einem seiner irdischen Ebenbilder erzählen, von jenem Ludwig XIV., der zu Lebzeiten zu sehr gepriesen und nach seinem Tode zu bitter verurteilt wurde. Sie bezichtigen ihn, er habe zuerst den Brauch der Massenbeere aufgebracht, die heutigen Tages gehalten werden. Vergessen Sie denn, daß lange vor ihm die Römer den gleichen Brauch eingeführt haben? Versetzen Sie sich einmal in seine Lage! Er sah voraus, daß die Mißgunst seiner Nachbarn ihm Krieg um Krieg bescheren würde, und er wollte nicht überrumpelt werden. Er wußte, daß das spanische

¹ Die Essener waren eine jüdische Sekte, die im 2. Jahrhundert v. Chr. entstand. Die Anhänger bildeten einen asketischen Bruderbund mit Gütergemeinschaft.



*Jean le Rond d'Alembert; französischer Mathematiker und
Philosoph. Postell von La Tour im Museum zu Sankt-Catharin.*

Königshaus am Erlöfchen war¹: mußte er sich da nicht in Pofitur fetzen, um die günstigen Gelegenheiten zu benutzen, die fich ihm darboten? Und war es nicht ein Zeichen feiner Vorauficht und Weisheit, daß er fich Heere hielt, bevor er fie nötig hatte? Ueberdies entvölkern die großen Heere weder das Land, noch rauben fie dem Gewerbfleiß die nötigen Arme. In jedem Lande kann es nur eine gewisse Anzahl von Ackerbauern geben, im Verhältnis zu den Feldern, die fie zu bestellen haben, ebenso nur eine gewisse Anzahl von Handwerkern, im Verhältnis zum Absatz ihrer Erzeugnisse. Was darüber ist, würde betteln oder Straßenraub treiben. Außerdem bringen die großen Heere das Geld in Umlauf und die Beiträge, die die Völker an die Regierung zahlen, werden durch fie auf alle Provinzen gleichmäßig verteilt. Die kostspielige Unterhaltung dieser Heere kürzt die Dauer der Kriege ab. Im vorigen Jahrhundert währten fie dreißig Jahre; heutzutage sind die Monarchen eher mit ihren Mitteln zu Ende und müssen darum weit rascher Frieden schließen. In unserer Zeit erschöpfen höchstens sechs bis sieben Kriegsjahre die Mittel der Herrscher und machen fie friedfertig und nachgiebig. Schließlich ist noch zu bemerken, daß die großen Armeen die Erwerbstände fester konsolidieren, als es früher der Fall war. Wenn jetzt die Kriegstrompete schmettert, wird der Ackerbauer und der Handwerker so wenig als der Jurist und der Gelehrte in seinem Beruf gestört; sie alle bleiben vielmehr ruhig bei ihrer gewohnten Beschäftigung und überlassen es den Vaterlandsverteidigern, sie zu schützen. Früher wurden beim ersten Kriegslärm hastig Truppen angeworben. Jedermann wurde Soldat und dachte nur daran, den Feind abzuwehren. Die Felder blieben unbebaut, die Gewerbe lagen danieder und die ungenügend besoldeten, schlecht gehaltenen und undisziplinierten Soldaten lebten nur von Raub und führten ein Brigantenleben in den unglücklichen Ländern, die den Schauplatz ihrer Erpressungen bildeten. Das alles hat sich gründlich geändert. Zwar findet man in manchen Heeren noch jetzt Raubgesindel, aber das alles reicht doch nicht an die frühere Zuchtlosigkeit heran. Somit gestatten Sie mir, mein Urteil über die großen stehenden Heere auszusprechen, bis Sie mir bessere Argumente zu ihrer Abschaffung beigebracht haben. Die Politik hat zweifellos andere Regeln als die Metaphysik, aber manche darunter sind ebenso streng bewiesen wie die mathematischen Gesetze.

Das alles, mein lieber Diagoras, tut meiner Hochachtung für Sie keinen Abbruch. Man kann verschiedener Meinung sein, ohne sich zu hassen, und besonders ohne sich zu verfolgen. Ich habe den Verfasser des „Systems der Natur“ widerlegt, weil seine Gründe mich nicht überzeugen haben. Trotzdem: wenn man ihn verbrennen wollte, würde ich Wasser herbeitragen, um seinen Scheiterhaufen zu löschen. Das ist die richtige Denkweise für den, der sich mit Philosophie befassen will, oder er soll auf den Philosophentitel verzichten. Nun sage ich Ihnen voraus: wenn wir unsern Disput über Gott und Verhängnis noch weiter treiben, werden wir uns leider nicht mehr

¹ Der letzte spanische Habsburger, König Karl II., starb 1700; vgl. Werke Bd. I, S. 102 ff.

versiehen. Ich kann Ihnen nur so viel darüber schreiben, als meine Erfahrungen und die Wahrscheinlichkeit mir nahelegen. Diese Dinge sind für uns nur ein Gegenstand eitlem Neugier und Unterhaltung; zum Glück haben sie keinen Einfluß auf unser leibliches Wohl, denn das Wohlbefinden bleibt doch die Hauptsache. Hoffentlich gibt Ihre Reise Ihren Organen die alte Spannkraft wieder¹ und die Zerstreuung ver- scheucht die Rebel der Schwermut, die in Ihrer Seele aufstiegen, sodaß Ihr Geist weniger unter den schlimmen Einflüssen der Materie zu leiden hat und in voller Frei- heit den Anregungen Ihres umfassenden Geistes folgen kann.

181. An die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt²

Den 5. Dezember 1770.

Meine Frau Cousine,

. . . Sie waren so gütig, wegen eines berühmten Mannheimer Ballettmeisters an mich zu denken. Ich sah solche Ballette von Roverre³ in Mähren. Sie sind schön und allen früheren vorzuziehen, aber sehr kostspielig durch die Menge der Statisten und Kostüme, die sie erfordern. Auch haben uns die Österreicher, Russen und Franzosen sieben Jahre lang derart mit Balletten überschüttet, daß wir die Lust am Theatertanz etwas verloren haben oder doch wenigstens unsere Ausgaben einschränken. Aus diesen Gründen, Frau Landgräfin, begnügen wir uns mit dem, was wir haben. Deshalb danke ich Ihnen freilich nicht weniger für Ihre Freundlichkeit, durch die ich eins der schönsten Ballette auf Erden erhalten könnte. Ihre Absicht genügt mir; ich erwidere sie mit der Versicherung vollkommener Hochschätzung und Zuneigung.

182. An Ulrike

[Potsdam,] 12. Dezember 1770.

Meine liebe Schwester,

Mir war, als hätte ich Dich besucht und den Prinzen Karl⁴ in Deine Gemächer begleitet, als hätte ich mit Dir geplaudert, Dich gesehen und gehört. Der liebens-

¹ d'Allembert machte zur Stärkung seiner Gesundheit auf Kosten Friedrichs eine Reise nach Südfrank- reich und der Schweiz. — ² Landgräfin Karoline von Hessen (1721—1774) war die von Friedrich sehr verehrte Schwiegermutter des nachmaligen Friedrich Wilhelm II. — ³ Berühmter französischer Tän- zer (1727—1810). Dieses Ballett hatte Friedrich beim Besuch Josephs II. in Mährisch-Neustadt im September 1770 gesehen; vgl. Werke Bd. V, S. 22. — ⁴ Prinz Karl von Schweden, Ulrikens Sohn, hatte den König im Oktober besucht.

würdige Junge hat von allem, was er hier gesehen hat, zu voreingenommen gesprochen. Ein guter alter Mann hat ihn herzlich empfangen und das hat ihm über das übrige Illusionen gemacht.

Ach, liebe Schwester, wie alt fändest Du mich, wenn Du mich wieder sähest! Ich tue, was meine Pflicht in diesem Lande erheischt, dessen einzige Stütze seine Wehrmacht ist. Ich tue es guten Mutes, aber bisweilen wird es mir sauer. Früh schon stehe ich auf, denn ich habe viele Geschäfte zu erledigen, sitze aber nicht mehr wie früher die Nächte durch auf. Ich wollte, Prinz Karl hätte Dir mein Herz schildern können: das ist unverändert geblieben und ich schmeichle mir, Du würdest es gleich wiedererkennen.

. . . Ich schide mich an, gegen Ende des Monats zum Karneval nach Berlin zu gehen. Freilich mache ich selbst ihn fast nie mit, aber die Jugend amüsiert sich dabei nach Herzenslust. Das, liebe Schwester, ist alles Neue, was ich Dir von hier berichten kann. Denn es ist nichts Neues, daß ich Dir in zärtlicher Liebe und Hochschätzung ergeben bin.

183. An d'Alembert

Den 18. Dezember 1770.

. . . Die Frage über die Willensfreiheit ist ebenso dunkel wie die über das Dasein Gottes. Aber hier ein paar Gedanken, die der Erwägung wert sind. Woher kommt es, daß alle Menschen ein Freiheitsgefühl haben? Woher kommt es, daß sie die Freiheit lieben? Könnten sie dies Gefühl und diese Liebe hegen, wenn die Freiheit nicht vorhanden wäre? Da man aber den Worten, die man gebraucht, einen deutlichen Sinn beilegen muß, so definiere ich die Freiheit als einen Willensakt der Entscheidung zwischen verschiedenen Entschlüssen. Übe ich diesen Akt also hin und wieder aus, so ist das ein Zeichen, daß ich dies Vermögen besitze. Der Mensch entscheidet sich zweifellos nach Vernunftgründen; handelte er anders, so wäre er wahnsinnig. Die Vorstellung der Selbsterhaltung und des Wohlergehens ist eins der mächtigen Motive, die ihn zu dem treiben, worin er seinen Vorteil zu finden glaubt. Gleichwohl gibt es edle Seelen, die das Ehrenvolle dem Nützlichen vorziehen, die Gut und Blut freiwillig dem Vaterland opfern — und diese Wahl ist der größte Akt von Freiheit, den sie vollbringen können.

Sie werden entgegennehmen, daß alle diese Entschlüsse eine Folge unseres Organismus und der Außenwelt sind, die auf unsere Sinne wirkt. Aber ohne Organe dächten wir ebensowenig, wie ein Klavier ohne Saiten tönen könnte. Ich stimme Ihnen zu, daß wir alle unsere Kenntnisse den Sinnen verdanken; machen Sie indes einen Unterschied zwischen diesen Kenntnissen und ihrer Verknüpfung durch uns, die sie erst in

die Tat umsetzt, sie verwandelt und wundervoll verwertet. Sie treten noch nicht den Rückzug an und machen die Leidenschaften geltend, die in uns wirken. Ja, Sie behielten den Sieg, wenn diese Leidenschaften stets den Ausschlag gäben, aber der Mensch widersteht ihnen oft. Ich kenne Leute, die ihre Fehler abgelegt haben. Welch ein Unterschied besteht zwischen einem gut und einem schlecht erzogenen Menschen, zwischen einem Neuling, der in die Welt eintritt, und einem Mann von Erfahrung! Beherrschte uns eine absolute Notwendigkeit, so könnte niemand sich bessern; die Fehler blieben unveränderlich die gleichen, die Ermahnungen wären fruchtlos und die Erfahrung würde weder Unbesonnenen noch Leichtfüßen etwas nützen. Somit wage ich zu vermuten, daß in dem System des Fatalismus irgend ein Widerspruch steckt; denn läßt man es zur Not gelten, so muß man Gesetze, Erziehung, Strafen und Belohnungen als überflüssig und zwecklos ansehen. Ist alles notwendig, dann läßt sich nichts ändern. Meine Erfahrung beweist mir aber, daß die Erziehung viel über die Menschen vermag, daß man sie bessern und anspornen kann. Von Tag zu Tag werde ich mehr inne, daß die Strafen und Belohnungen gleichsam die Schutzmauern der Gesellschaft sind. Ich kann also einer Meinung nicht beipflichten, die mit den Erfahrungstatsachen unvereinbar ist, — Tatsachen, die so greifbar sind, daß selbst die Anhänger des Fatalismus ihrem eignen System fortwährend widersprechen, sowohl im Privatleben wie in ihrem öffentlichen Auftreten. Was aber wird aus einem System, das uns nur Torheiten begehen ließe, wenn wir ihm buchstäblich folgten?

Wir kommen nun zur Religion und ich hoffe, daß Sie mich in dieser Sache für einen unparteiischen Richter halten. Ein Philosoph, der es wagen würde, eine einfache Religion zu predigen¹, ließe nach meiner Meinung Gefahr, vom Volke gesteinigt zu werden. Fände er einen jungfräulichen Geist, einen amerikanischen Wilden ohne Voreingenommenheit für irgend einen Kult, so könnte er ihn vielleicht dazu bringen, seiner Vernunftreligion den Vorzug vor denen zu geben, die durch so viele Fabeln entstellt worden sind. Aber gesetzt auch, es gelänge, die Religion des Sokrates oder Cicero in irgend einer Provinz einzuführen, so würde ihre Reinheit doch binnen kurzem durch allerlei Aberglauben befecht werden. Die Menschen wollen nun einmal etwas, das zu ihren Sinnen und ihrer Phantasie spricht. Das sehen wir bei den Protestanten, die wegen ihres allzu schmucklosen, schlichten Kultes oft zum Katholizismus übertreten, weil sie die Feste, die Zeremonien und die schöne Musik lieben, womit die römisch-katholische Kirche die Narrheiten ausschmückt, durch die sie die schlichte Moral Christi entstellt hat. Zeugen: der Land:

¹ D'Alembert hatte am 30. November geschrieben: „Ich denke, man würde mit der Einführung des Urchristentums der Menschheit einen großen Dienst erweisen. Gott müßte nur als Quell der Belohnung und Strafe gepredigt werden, der den Aberglauben verwirft, die Intoleranz verabscheut und von den Menschen nur den einen Kult fordert, daß sie sich untereinander lieben und einer des anderen Last trägt.“

graf von Hessen¹, Pölnig² und viele andere. Angenommen aber, Sie könnten die Menschen von so vielen Irrtümern bekehren, so bleibt noch die Frage offen, ob es sich überhaupt verlohnt, sie aufzuklären . . .



184. An Ulrike

[Potsdam,] 5. April 1771.

Meine liebe Schwester,

Ich nehme innigsten Anteil an Deinem Schmerz³. Wie ich Dich kenne, wundert es mich nicht, daß der Verlust eines Fürsten, den Du liebtest, Dir so nahe geht, und ich begreife wohl, welch schrecklichen Eindruck Dir überdies die tragische Szene gemacht hat, deren Zeugin Du warst. Aber, liebe Schwester, man täuscht sich bestimmt, wenn man in der Welt mehr Gutes als Schlimmes erwartet; sie ist die denkbar schlechteste

¹ Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel wurde 1749 katholisch. — ² Über Pölnig vgl. den Brief vom 9. Oktober 1735. — ³ König Adolf Friedrich von Schweden war am 12. Februar 1771 gestorben.

aller Welten. Es gibt keinen Kummer, dem man nicht ausgesetzt wäre; die kurzen Augenblicke der Ruhe sind die einzigen, die wir als glücklich anschlagen dürfen. Darum kannst auch weder Du, noch kann ich oder sonst jemand ein glücklicheres Los verlangen, als uns zugemessen ist, und wir müssen uns über die Notwendigkeit des Übels und die Vergeblichkeit aller Heilmittel klar werden. Mein Leben war nur ein Gespinnst von Widerwärtigkeiten, Kummer und Elend. Die Erfahrung im Unglück hat mich einsehen lassen, daß alle Dinge als vorübergehende Erscheinungen zu betrachten sind, die wir nur einen Augenblick genießen. Sie ziehen wie auf einer Wandelbühne an unsern Augen vorbei und wir müssen uns hüten, ihnen einen imaginären Wert beizulegen. Offen gestanden, erstreckt sich mein Stoisizismus nicht aufs Herz. Ich fürchte nichts außer dem Verlust meiner Freunde und Verwandten. Stärke und Einfluß dieser Gemütsanlage lassen sich nicht bezwingen. Das ist leider auch Dein Fall; nur Zeit und Nachdenken vermögen Deinen Schmerz zu lindern. Ich beschwöre Dich also: bedenke, daß Du Mutter bist und daß Dein Gatte Dir vier Ebenbilder seiner Liebe hinterlassen hat; ihnen mußt Du Dich erhalten. Dein Gatte lebt in Deinen Kindern weiter und sie hegen die gleiche Zärtlichkeit für ihre Mutter — oder sollen es doch — wie der, dem sie ihr Leben verdanken. Für sie mußt Du leben und, wenn ich es hinzusetzen darf, für einen Bruder und eine Familie, die Du hier zurückgelassen hast und die es wert sind, daß Du Dich für sie erhältst. Dies ist der Augenblick, wo Du zweifellos alle Deine Charakterstärke und Seelengröße aufbieten wirst, um das Unglück zu ertragen, das Dir ich weiß nicht welches Geschick sendet . . .

185. An Ulrike

[Berlin,] 20. Mai 1771.

Meine liebe Schwester,

. . . Du stellst mir eine recht metaphysische Frage! Ich soll Dir die Vertetung der Umstände erklären, die unsere Pläne zerstört und uns in alles mögliche Unglück stürzt¹. Ich bin fest überzeugt, daß das höchste Wesen, der Schöpfer alles Guten, nicht der Urheber des Bösen sein kann. Das hieße ja einen philosophischen Widerspruch konstruieren und den Urheber alles Guten fürchterlich lästern. Aber wenn wir nicht so weit gehen, finden wir das Verhängnis im Spiel der unberechenbaren Ursachen, im Gegen einanderwirken einer Menge von Menschen, in der Beschaffenheit unsers Organismus, der die Menschen so grundverschieden macht, in unsern Leidenschaften, die uns beständig erregen und quälen. Das sind die Ursachen, liebe Schwester, die die Menschen unglücklich machen. Je weniger Sittlichkeit in einem Volke herrscht, desto mehr greifen die Leidenschaften um sich und desto größer sind ihre Verheerungen. In den

¹ Hiernach hatte Ulrike am 7. Mai gefragt.

Republiken sind diese Erschütterungen heftiger als in den Monarchien, weil so viele Menschen an der Regierung beteiligt sind; und sobald der Geist der Entfittlichung eine Republik ergreift, ist es um sie geschehen; Unehrllichkeit, Treulosigkeit und Verrat nehmen dann überhand. In den Monarchien wäre es nicht anders, würden die Menschen nicht im Jügel gehalten und hinderte nicht die Furcht sie daran, Verbrechen zu begehen. Überhaupt ist der Mensch ein böshaftes Tier, das im Zaum gehalten werden muß, wenn es der Gesellschaft nicht schädlich werden soll.

Es sind traurige Wahrheiten, liebe Schwester, die ich Dir da schreibe. Wer aber lange mit Menschen zu tun gehabt hat und sie durch die Erfahrung einer dreißigjährigen Regierung kennt, wird nicht ihr Lob singen. Als ich in dem unglücklichen Kriege am Rande des Abgrunds stand, von finstern Gedanken erfüllt und mit meinem Schicksal zerfallen, warf ich Gedanken über das Verhängnis aufs Papier und richtete sie — es waren Verse — an meine Schwester Amalie¹. Ich erlaube mir, Dir eine Abschrift davon zu schicken, bitte Dich aber, sie niemand zu geben; denn ich rede dort frei heraus und viele Menschen könnten sich verletzt fühlen, wenn sie ihren Namen darin finden. Das ist ungefähr alles, was die Philosophie uns über diesen Gegenstand lehrt; aber tröstlich, liebe Schwester, ist es nicht; denn überblickt man das Leben selbst des glücklichsten Menschen, so findet man, daß die Summe der Uebel die des Guten überwiegt.

Niemand hat uns gefragt, ob wir zur Welt kommen wollen. Man setzt uns hinein, Gott weiß wie; wir leiden an Leib und Seele und sterben dann, ohne daß jemand uns sagen könnte, warum wir diese Verwandlungen durchmachen und in so viele grausame Lebenslagen kommen, nur um zu sterben und ins Grab zu sinken, tief empört über die alberne Rolle, die wir haben spielen müssen. Das Sicherste ist, die irdischen Dinge mit philosophischer Gleichgültigkeit zu betrachten und die Welt als einen Durchgangsort anzusehen, als eine Herberge, in der wir nicht lange verweilen, alle Freude so tief auszukosten, als wir vermögen, und sich gegen den Kummer ein dickes Fell anzulegen. Ich gestehe Dir, daß ich auch ohne diese schönen Gedanken nicht am Leben hänge. Ist das Herz verwundet und verheilt die tiefste Wunde — die, welche der Verlust geliebter Menschen uns schlägt — nur mit der Zeit und durch Ablenkung, so muß man sich nach besten Kräften mit Dingen beschäftigen, die in keinerlei Beziehung zu unserm Schmerz stehen. Mögen Deine Kinder Dir den Anlaß dazu geben. Sie können Dir erzählen, was sie auf ihren Reisen gesehen haben; bei häufiger Wiederholung schläfern diese fremdartigen Gedanken den alten Schmerz ein.

Wie glücklich wäre ich, liebe Schwester, gingen Deine Wünsche ganz in Erfüllung und würde mir das Glück zuteil, Dich wiederzusehen und zu umarmen²! Aber der Mensch muß leben, und wenn Dir der Verlust geliebter Angehöriger nahegeht, so muß Du Dir recht klar machen, daß für alle, die Dich lieben, ein gleiches gilt und ich

¹ „Über den Zufall“ (1757); vgl. Werke Bd. X, S. 118 ff. — ² Ulrike kam im Dezember 1771 auf sieben Monate nach Potsdam.

hoffe, daß Du ihnen den tödlichen Kummer ersparen wirst, Dich nach dem Wiedersehen zu verlieren. Lebe denn, teure Schwester! Lebe! Und wenn Dein Sohn, der König, seinen Weg nicht gleich zu Anfang geebnet findet, so wird das mit der Zeit schon kommen. Die Gelegenheit macht alles, man muß sie nur abwarten und ich bürge Dir dafür, daß sie früher oder später eintritt.

Inzwischen kannst Du Deine Tage in Ruhe verbringen, dem ungestümen Wirbelsturm der Reichstage entrückt, der Dich mehr als einmal fast umgerissen hätte. Als Herrin Deiner selbst, vor den politischen Stürmen geborgen, wirst Du unendlichen Trost in der Literatur, in den Wissenschaften und Künsten finden, die Du so liebst. In ihre Gesellschaft, in ihre Freistatt habe auch ich mich auf meine alten Tage geflüchtet: da finde ich das einzige Glück, das unserm elenden Geschlecht hienieden erreichbar ist. Ich empfehle Dir etwas, was Du liebst und was ich gleichfalls liebe. Glaube mir, liebe Schwester, Ehrsucht hat noch keinen glücklich gemacht, aber der Wunsch, sich zu belehren und aufzuklären, läßt die Tage derer friedlich dahinfließen, die sich diesem glücklichen Hang überlassen.

Ich bitte Dich tausendmal um Vergebung für den riesigen Papierwust, den ich Dir schicke, aber die Schuld daran trägst Du selbst. Du hast mich über einen schwierigen Gegenstand befragt: dadurch hast Du Dir diesen Erguß von Philosophie und Dichtung zugezogen. Manche Leute fragt man nie, ohne es nachher zu bereuen; ich fürchte, das ist auch hier der Fall und Du sagst Dir im stillen: „Welch einen verwünschten Schwäger von Bruder hat die Natur mir gegeben!“ Ja, ich bin ein Schwäger, ich kann es nicht leugnen. Das aber tut meiner unendlichen Liebe und Hochachtung keinerlei Abbruch. Ich verbleibe für immer, liebste Schwester, Dein getreuer Bruder und Diener

Friderich.

186. An Ulrike

[Potsdam,] 5. November 1771.

Liebste Schwester,

... Ich werde Dich also hier wiedersehen! Dieser holde Gedanke, auf den ich schon für immer verzichtet hatte, wird in Erfüllung gehen — dank Deiner tatkräftigen Freundschaft. Darüber vergesse ich die Bicht und die Schmerzen, die sie mich ausstehen ließ: Du wirst mich verjüngen, indem Du es mir ermöglichst, eine so heißgeliebte Schwester zu umarmen.

Hier bereite ich alles auf Deine Ankunft vor. Ich möchte Dir den hiesigen Aufenthalt so angenehm wie möglich gestalten, bitte Dich aber, darauf gefaßt zu sein, einen alten Sichtkranken zu finden, der an sämtlichen Gliedern halb gelähmt ist, einen runzeligen Greis, der alle Spuren des Alters trägt, kurz, einen alten Schwäger, der Fajez

leien drehst. Nur meine Gefühle verdienen Deine Beachtung: Du wirst die zärtlichste brüderliche Freundschaft finden und der Eifer, die Hochachtung und Anhänglichkeit, mit der ich, liebste Schwester, verbleibe Dein getreuester Bruder und Diener

Friderich.

Verzeih, wenn die Gicht mich hindert, Dir mehr zu schreiben.

187. An d'Allembert

Den 30. November 1771.

. . . Sie schreiben mir davon, wie gering jezt die Literatur in Frankreich gewertet wird¹. Ich glaube nicht, daß dies in Europa allgemein der Fall ist. Sie werden mir zugeben müssen, daß viele Schriftsteller durch ihr Betragen selbst die Mißachtung verschulden, in der sie stehen. Da die große Masse der Menschen nicht nachdenkt und zwischen dem Charakter und dem Talent eines Künstlers keinen Unterschied macht, so geht sie von der Verachtung seiner Sitten zu der seiner Kunst über. Weil Kenntnisse den Charakter selbst der Gelehrtesten nicht mildern und bessern, ja weil sehr viele sogar ihre Kenntnisse mißbrauchen, hält man es für zwecklos, überhaupt etwas zu lernen und zu wissen. Man glaubt, die Aufklärung diene nur zu eitler Schaustellung, und da kein Vortheil daraus ersprieße, sei sie für die Gesellschaft wertlos. Diese Schlussfolgerung ist mathematisch falsch; denn wollte man alle guten Einrichtungen verdammen, weil die Welt sie mißbraucht, so bliebe nicht eine übrig. Was soll denn das Publikum denken, wenn es beobachtet, wie ein Autor sich in seinen Schriften selbst widerspricht, wenn es merkt, was er aus eigenem Antrieb geschrieben und was seine käufliche Feder hingewidelt hat, wenn es niederträchtige Schmähchriften gegen die Regierung erscheinen sieht und wenn schamlose Zyniker jeden beißen, der ihnen in den Weg läuft? Wenn man in philosophischen Werken die empörenden Grundsätze eines Jean Petit², Busenbaum³ und Malagrida⁴ wiederfindet? Kommt es Freunden der Weisheit zu, das Verbrechen zu ermuntern? Sollte man nach dem Attentat von Damiens nicht vorsichtiger werden und irgend einen Hirnverbrannten nicht durch höllische Grundsätze erhitzen, die ihn zu den furchtbarsten Verbrechen treiben können? Trügen Virgil, Cicero, Varro⁵ und Horaz solche schwarzen Züge, sie hätten in Rom nie das Ansehen genossen, dessen sie sich noch heute erfreuen. Um der Literatur Ach:

¹ Darüber hatte d'Allembert am 8. November geklagt. — ² Der Franziskanerpater Jean Petit, Lehrer an der Sorbonne, rechtfertigte öffentlich die Ermordung des Herzogs von Orleans durch den Herzog von Burgund (1407). — ³ Der Jesuit Hermann Busenbaum (1600—1668) predigte die Lehre vom Menschen- und Königsmord. — ⁴ Vgl. den Brief vom 2. Juli 1759. — ⁵ Marcus Terentius Varro (116—27 v. Chr.), ein berühmter und vielseitiger Gelehrter.

tung zu verschaffen, bedarf es nicht nur des Genieß, sondern auch guter Sitten. Aber dieser Beruf ist zu gemein geworden, zu viele Pfuscher drängen sich hinein — sie sind es, die ihn um sein Ansehen bringen . . .

188. An Heinrich

[Potsdam,] 11. Februar 1772.

Lieber Bruder,

. . . Du berichtest mir von der Veränderung, die Du in Deinem Hause vorgenommen hast. Ich glaube, Du wirst gut dabei fahren, denn wie ich aus Erfahrung weiß, werden die Standespersonen mit Rechnungen und Verwaltungssachen selten gut fertig. Ich habe einen Mann, der meine Rechnungen führt. Die Küche hat ihr bestimmtes Budget für jeden Tag, das sie nicht zu überschreiten wagt. Allmonatlich sehe ich die Rechnungen durch und zahle für Festlichkeiten und außerordentliche Ausgaben zwei Taler pro Bedeck extra. Das, lieber Bruder, ist das Detail meiner kleinen Wirtschaft, auf die man gleichwohl ein Auge haben muß; denn es ist peinlich, Schulden zu haben, und in jeder Hinsicht vorteilhafter, Ordnung in seinen Geschäften zu halten.

Ich fange an, ohne Gängelband zu gehen¹. In acht Tagen hoffe ich wieder so weit gekräftigt zu sein wie während meines Aufenthaltes in Berlin . . .

189. An Heinrich

[Potsdam,] 9. April 1772.

Lieber Bruder,

. . . Ich fürchte, es wird meinen Schwestern in Wusterhausen nicht sehr gefallen². Sie werden an einen alten Traum zurückdenken und außer ihnen selbst wird keiner von denen mehr da sein, die sie in ihrer Jugend gesehen haben. Dieser Anblick wird sie an die herben Verluste erinnern, die unsere Familie erlitten hat. Ich für mein Teil meide sorgfältig alle Orte, wo ich mit geliebten Menschen zusammen war. Die Erinnerung an sie stimmt mich schwermütig, und obwohl ich mich anschicke, ihnen bald nachzufolgen, leide ich doch darunter, sie nicht mehr zu sehen. Denke ich an die Menschen, mit denen ich vor dem letzten Kriege zusammen lebte, so bin ich tief erstaunt, nicht einen mehr zu finden. Die Geschlechter folgen sich unheimlich schnell.

¹ Friedrich hatte die Gicht gehabt. — ² Ulrike, Charlotte und Amalie planten für den 12. April einen Besuch in Wusterhausen.

Tiere und Pflanzen, alles erneuert sich unablässig, und schließlich verschwindet alles. Zum Wohle unseres Staates wünsche ich, lieber Bruder, daß Du noch nicht sobald von hinnen gehst, und ich bitte Dich, überzeugt zu sein von der unendlichen Liebe, mit der ich bin Dein getreuer Bruder und Diener

Friderich.

190. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Den 27. Juni 1772.

... Die Waffen des guten Ganganelli¹ sind in seinem Arsenal verrostet und seine ohnmächtigen Bannstrahlen tun niemand mehr ein Leid an. Man hat Rachschlüssel fabriziert, mit denen die Staatsmänner die Pforten des Paradieses ebenso leicht öffnen zu können glauben wie mit den seinen. ... Der Papst ist in unsern Tagen nur noch der erste Hofgeistliche der Könige; früher war er ihr Herr. Die schönen Zeiten der Verblendung sind vorüber; die Blinden beginnen zu sehen und die Nebel des Irrtums verfliegen. Der gute Ganganelli hat nicht das Glück gehabt, zur rechten Zeit geboren zu werden. Er kann mit dem Kardinal Valenti² sagen, den man zum Abschluß eines für den Heiligen Stuhl vorteilhaften Vertrages beglückwünschte: „Ach, mein Lieber, beglückwünschen Sie uns zu den nicht erlittenen Verlusten, aber nicht zu den Erfolgen! Die Zeiten sind gewesen“ ...

191. An Ulrike

[Potsdam,] 4. August 1772³.

Liebste Schwester,

Wenn ich bei unserer Trennung stumm blieb, so geschah es, um nicht noch mehr gerührt zu werden. Man soll keine öffentlichen Szenen aufführen. Ich habe meinen Geist in der traurigen Scheidestunde soviel wie möglich abgelenkt. Trotzdem ist mein Herz nicht minder dankerfüllt für das Glück, das Du mir bereitest hast, Dich vor meinem Tode noch einmal umarmen zu dürfen. Das zärtliche Andenken an Dich, liebe Schwester, wird in meinem Geiste leben, solange noch ein Hauch in mir ist. Nie werde ich vergessen, welche weiten Meere und Länderstrecken Du durchmessen hast, um in den Schoß Deiner Familie zurückzukehren, die Dich anbetet. Wie oft werde ich mir nicht im stillen sagen: hier habe ich ihre Gegenwart genossen; dort hat sie mich

¹ Vgl. den Brief vom 25. November 1769. — ² Silvio Valenti Gonzaga (1690—1756) wurde 1738 Kardinal. — ³ An diesem Tage trat Ulrike die Rückreise an.

durch ihr liebenswürdiges Geplauder entzückt; dort hat sie das und das gesagt, und die Grazien, ihre Begleiterinnen, haben sie niemals verlassen.

Das, liebe Schwester, ist nur eine schwache Skizze der Eindrücke, die Du mir hinterlassen hast. Ich bin in einem Alter, wo ich mich am Ende meiner Laufbahn sehe. Ich schicke mich an, die Welt ohne Bedauern zu verlassen, aber ich glaube nicht, daß dieser völlige Abschied mir so sauer werden wird wie der, den ich heute genommen habe. Es ist Sache der Vernunft, des strengen Schulmeisters unserer Empfindungen, die Stimme der Natur zu ersticken, wenn sie es vermag, und mir immerfort zu wiederholen, daß es Wahnsinn ist, Unmögliches zu wünschen, und daß man nicht gegen die schicksalsvolle Verkettung der Ursachen murren darf, die uns alle forttreibt und unser Schicksal bestimmt. Das soll mich aber nicht hindern, Dir tausendfältig langes Leben, Wohlergehen und Zufriedenheit zu wünschen. Wenn ich nur erfahre, daß Du glücklich und zufrieden bist, werde ich meinen Gram herunterwürgen und hochbeglückt sein, wenn ich Gelegenheit finde, wo ich Dir beweisen kann, mit welcher zärtlicher Liebe und Hochschätzung ich Dir zugetan bin.

192. An d'Alembert

Den 6. Oktober 1772.

. . . Bei meinem Bemühen um das Gedeihen meiner kleinen Gründung der Académie des Nobles bin ich um so dankbarer für die Mittel, die Sie mir zu ihrer Vollkommenung liefern¹. Je älter man wird, um so mehr erkennt man, welchen Schaden der Gesellschaft die Vernachlässigung der Jugendziehung tut. Ich biete alles mögliche auf, um diesen Mißstand abzustellen, und mache Reformen in den gewöhnlichen Schulen, den Universitäten, ja selbst in den Dorfschulen. Aber es sind dreißig Jahre nötig, um die Früchte zu sehen. Ich werde es nicht erleben, aber ich tröste mich in dem Gedanken, daß ich meinem Vaterlande diesen Vorteil verschafft habe, der ihm bisher abging.

Offen gesagt, begreife ich Ihre Franzosen nicht mehr. Denken sie vielleicht, das hohe Ansehen, in dem sie zur Zeit Ludwigs XIV. standen, hätte auf etwas anderm beruht als auf dem Übergewicht, das ihnen die Pflege der Künste und Wissenschaften über die anderen Völker verschaffte, und auf dem großartigen Gepräge, das Ludwig XIV. all seinen Handlungen zu geben verstand? Man sollte sich in Paris doch erinnern, daß Athen ehemals die Völker herbeilockte. Selbst die Römer, seine Überwinder, huldigten seinen Kenntnissen und kamen dorthin, um sich zu unterrichten. Jetzt ist Athen ein Ackerstädtchen, das kein Mensch mehr besucht. Das gleiche Schicksal droht Paris, wenn es seine eignen Vorteile nicht besser wahrzunehmen versteht . . .

¹ d'Alembert hatte sich um einen Lehrer für die 1765 eingerichtete Académie des Nobles in Berlin bemüht; vgl. Werke Bd. VIII, S. 251 ff.

193. An Voltaire

Potsdam, den 31. Januar 1773.

. . . Es stimmt nur zu sehr: das Wesen des Ruhmes hält keiner gründlichen Untersuchung stand. Von Unwissenden beurteilt und von Loren geschätzt werden, seinen Namen vom Pöbel gerühmt hören, der ohne Grund billigt, verwirft, liebt oder haßt — das ist kein Anlaß, stolz zu sein. Und doch: was würde aus den tugendhaften und löblichen Handlungen, wenn wir den Ruhm nicht liebten? Die Götter sind mit Cäsar, aber Cato folgt dem Pompejus¹. Und Catos Beifall möchten doch alle ehrlichen Leute erwerben. Alle, die sich um ihr Vaterland verdient gemacht haben, sind in ihrem Streben durch das Vorurteil des guten Rufes angefeuert worden. Nun ist es aber für das Wohl der Menschheit von Belang, daß man eine klare und bestimmte Vorstellung vom Lobenswerten hat, sonst kann man auf wunderliche Irrwege geraten.

Zu den Menschen Gutes, und sie werden Dich segnen: das ist wahrer Ruhm. Sicherlich kann uns alles, was nach unserm Tode von uns gesagt wird, ebenso gleichgültig sein wie das, was beim Turmbau von Babel geredet worden ist. Dessen ungeachtet ist uns, die wir so an das Leben gekettet sind, das Urteil der Nachwelt nicht einerlei. Den Königen muß es noch mehr bedeuten als den Privatleuten: ist die Nachwelt doch das einzige Tribunal, das sie zu fürchten haben.

Wer nur etwas Ehrgefühl besitzt, erhebt Anspruch auf die Achtung seiner Mitbürger. Man will sich irgendwie hervortun und nicht in der dumpfen Masse untergehen. Dieser Trieb ergibt sich mit Notwendigkeit aus den Eigenschaften, mit denen die Natur uns begabt hat; auch ich habe meinen Teil davon abbekommen. Trotzdem versichere ich Ihnen, es ist mir nie eingefallen, mich mit meinen Kollegen zu vergleichen, weder mit Mustapha noch mit irgend einem andern²: das wäre eine kindliche, spießbürgerliche Eitelkeit. Ich kümmere mich lediglich um meine eignen Angelegenheiten. Um mich selbst zu demütigen, vergleiche ich mich oft mit dem to kalon³, dem Ideal der Stoiker. Dann gestehe ich mit Memnon⁴, daß so gebrechliche Wesen wie wir nicht dazu geschaffen sind, die Vollendung zu erreichen.

Wollte man alle Vorurteile zusammenstellen, die die Welt beherrschen, das Verzeichniß würde einen dicken Folioband füllen. Begnügen wir uns mit der Bekämpfung derjenigen, die der Gesellschaft schädlich sind, und zerstören wir die nützlichen und angenehmen Irrtümer nicht.

¹ Lucanus, Pharsalia I, 128. — ² Voltaire hatte am 22. Dezember 1772 an Friedrich geschrieben, er werde sich gewiß eine schmeichelhafte Vorstellung darüber machen, wie hoch die Nachwelt ihn über seine Mitkönige, besonders über den Sultan Mustapha, stellen werde; gemeint ist Mustapha III. (1757—1773), der seit 1769 in einen unglücklichen Krieg mit Rußland verwickelt war. — ³ τὸ καλὸν κ' ἀγαθόν, das Schönheitsideal der Alten. — ⁴ Anspielung auf Voltaires „Memnon ou la sagesse humaine“ (1750).

Aber wenn ich auch die Ruhmbegierde bei mir eingesehe, so glauben Sie doch nicht, ich wählte, die Fürsten hätten den größten Anteil am Nachruhm. Ich glaube vielmehr, daß die großen Schriftsteller, die das Nützliche mit dem Unangenehmen zu paaren wissen, die belehren, indem sie unterhalten, den dauerhaftesten Ruhm genießen werden; denn das Leben der guten Herrscher ist ganz Handlung und die wechselreiche Fülle der nachfolgenden Ereignisse löschet ihre Taten aus. Dagegen sind die großen Schriftsteller nicht nur die Wohltäter ihrer Zeitgenossen, sondern aller Zeitalter.

Der Name des Aristoteles wird in den Schulen öfter genannt als der Alexanders. Man liest häufiger Cicero, und zwar wiederholt, als Cäsars Kommentarien. Die ausgezeichneten Autoren des letzten Jahrhunderts haben die Regierung Ludwigs XIV. berühmter gemacht als die Siege des Eroberers. Die Namen eines Fra Paolo¹, Kardinal Bembo², Ariost³ und Tasso übertönen die Namen Karl V. und Leo X., so sehr dieser sich auch für einen Stellvertreter Gottes hielt. Man spricht hundertmal von Virgil, Horaz und Ovid und nur einmal von Augustus — und auch dann noch selten zu seiner Ehre. Gehen wir zu England über. Dort hat man viel größeres Interesse für alles, was Newton, Locke und Shaftesbury⁴, Milton⁵ und Bolingbroke⁶ betrifft, als für den weichlichen und genussüchtigen Hof Karls II., den schlaffen Aberglauben Jakobs II. und alle die erbärmlichen Ränke, die die Regierung der Königin Anna erschütterten. Trachtet Ihr, die Lehrer des Menschengeschlechts, also nach Ruhm, so wird Eure Hoffnung erfüllt, wohingegen unsere Erwartungen oft getäuscht werden, da wir nur für unsere Zeitgenossen arbeiten, Ihr aber für alle Zeiten. Mit uns lebt man nicht mehr, sobald ein wenig Erde unsere Asche deckt; dagegen unterhält man sich mit allen Schöngeistern des Altertums, die durch ihre Bücher zu uns sprechen.

Trotz alledem werde ich nichtsdestoweniger für den Ruhm arbeiten, müßte ich darüber auch sterben. Denn mit einundsechzig Jahren ist der Mensch unverbesserlich und es steht fest, daß jemand, der nicht nach der Achtung seiner Mitbürger trachtet, sie auch nicht verdient. Das ist das ehrliche Geständnis meines Wesens und dessen, was die Natur aus mir hat machen wollen.

Hält der Patriarch von Ferney, der so wie ich denkt, meinen Fall für eine Todsünde, so bitte ich ihn um Absolution. Ich werde seinen Richterspruch in Demut erwarten, und selbst wenn er mich verurteilt, werde ich ihn nicht minder lieben.

¹ Verfasser der Geschichte des Tridentiner Konzils (1619). — ² Pietro Bembo (1470—1547), elegant für Latinist und italienischer Profaschriftsteller, Sekretär Leos X. Schrieb lateinisch: „Historiae Venetum libri XII“ (Venedig 1551), Carmina (1533), italienisch: „Gli Asolani“ (Gebräuche über die Liebe, 1505), Rime (1530) u. a. m. — ³ Lodovico Ariosto (1474—1533); sein „Rafäender Roland“ erschien 1515. — ⁴ Anthony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury (1671—1713), ein Schüler Bayles; sein Hauptwerk: Characteristic of men, manners, opinions and times. — ⁵ John Milton (1608—1674), bekannt durch sein „Verlorenes Paradies“. — ⁶ Henry St. John, Graf von Bolingbroke (1678—1751), englischer Staatsmann und Philosoph. Selbst irreligiös, meinte er, dem Volk müßte im Interesse des Staats die Religion erhalten bleiben.

Möge er nur den tausendsten Bruchtheil der Zeit leben, die sein Ruhm dauern wird, dann wird er älter werden als Methusalem. Das wünscht ihm der Philosoph von Sanssouci. Vale.

Friderich.

194. An Wilhelmine von Dranien

[Potsdam,] 4. Oktober 1773.

Meine liebe Nichte,

. . . Jetzt, wo alle meine Scherereien ein Ende haben, lebe ich hier friedlich und einsam. Der Mensch muß sich wenigstens ein paar Augenblicke zum Nachdenken erübrigen, und wenn man nachdenken will, darf man nicht gesellig leben. In meinem Alter, liebes Kind, ist das ganz in der Ordnung; wer so alt ist wie Du, muß den Grazien und den Freuden opfern, die für Euch da sind. Um sich nach der Mode anzuziehen, hat man Kleider für alle Jahreszeiten; ebenso gibt es für die verschiedenen Lebensalter verschiedene Lebensweisen. Aber für einen Brief an Dich, mein liebes Kind, ist dies zu streng und ernst, und statt Dich zu langweilen, sollte ich vielmehr versuchen, Dich zu unterhalten. Aber ich schwöre Dir, gegenwärtig ist bei uns alles so still, daß ich Dir nicht das kleinste Geschichtchen erzählen kann. Ich schließe meinen Brief also aus Stoffmangel und versichere Dich meiner unwandelbaren Zärtlichkeit, mit der ich, liebe Nichte, verbleibe

Dein getreuer Oheim

Friderich.

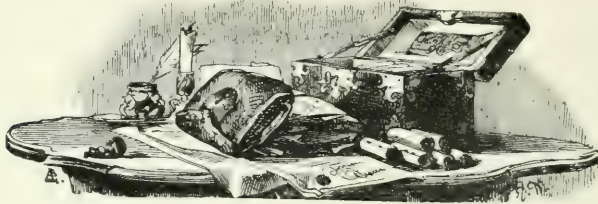
195. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Berlin, 8. Januar 1774.

. . . Ich habe alle Anklagen gehört, die man gegen die Jesuiten erhebt. Ich glaube, daß viele begründet sind. Aber die schlesischen Jesuiten haben sich nicht an der Verschwörung des Paters Malagrida¹ beteiligt, und wenn die Jesuiten in Marseille Bankerott gemacht haben, so haben die schlesischen sich nicht in ihr Erbe getheilt. Es erschien mir also ebenso ungerecht wie hart, Unschuldige und Schuldige in einen Topf zu werfen. Wäre die päpstliche Bulle übrigens in Schlessien veröffentlicht worden², so hätte die Jugenderziehung beträchtlich gelitten, ja sie hätte aufgehört, da niemand die Jesuiten hätte ersetzen können.

¹ Vgl. den Brief vom 2. Juli 1759. — ² Friedrich meint die berühmte Bulle vom 21. Juli 1773, die mit den Worten Dominus ac redemptor noster beginnt.

Nachdem ich Ew. Königl. Hoheit von den guten Patres gesprochen habe, mache ich einen kühnen Sprung vom heiligen Ignatius zu Apollos Reich, über das ich Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Beschützerin aller schönen Künste Rechenschaft zu schulden glaube. Wir hatten diesen Winter die Opern „Arminio“ und „Demofonte“, die eine von Haffe, die andere von Braun. Die Dekorationen hat Gagliardi¹ geschaffen; das Publikum schien sehr befriedigt. Es sind einige Fremde hier, die meisten incognito, sodaß man sie nicht zu sehen bekommt. Es fragt sich, ob das ein Gewinn oder ein Verlust ist . . .



196. An Heinrich

[Potsdam,] 25. Januar 1774.

Mein lieber Bruder,

Wenn ich der Natur irgendwelchen Dank dafür schulde, daß sie mir das Leben gab, so ist es, weil sie ein weit köstlicheres Gut hinzugefügt hat: das Leben meiner nächsten Verwandten, die all meiner Verehrung und zärtlichen Freundschaft würdig sind. Sie machen mir das Leben erquicklich und lebenswert. Es ist überaus gütig von Dir, lieber Bruder, Anteil an meinem Befinden zu nehmen². Immerhin kann ich Dir versichern: Du tust es nicht für einen Undankbaren. Ohne Dir ein Kompliment zu machen, kann ich Dir sagen: die Dienste, die ich Dir leisten kann, machen mir mehr Freude als alle Vorteile, die mir von anderer Seite zufallen können, und alle Gaben Fortunae. Vermochte ich meinen Wunsch auch bisher nicht zu befriedigen, so hoffe ich doch, daß die Erwerbung, die ich wesentlich Deinen Bemühungen verdanke³, mir in Bälde die Mittel liefert, Dich nicht mit leeren Worten abzufinden,

¹ Bernardino Gagliardi war seit 1771 für einige Jahre in Berlin. — ² Antwort auf Heinrichs Geburtstagsgratulation. — ³ Heinrich hatte an der Erwerbung Westpreußens großen Anteil gehabt. In den „Denkwürdigkeiten vom Hubertusburger Frieden bis zum Ende der Polnischen Teilung“ kommt dies allerdings kaum zum Ausdruck; vgl. Werke Bd. V, S. 27.



Le 'gâteau des rois'
Satirischer Kupferstich auf die Teilung Polens 1772

sondern, lieber Bruder, mit Realitäten. In diesem Sinne verbleibe ich mit der denkbar größten Hochschätzung bis zum letzten Atemzuge Dein getreuer Bruder und Diener

Friderich.

197. An Voltaire

Potsdam, den 16. Februar 1774.

Sie müssen wissen, daß ich Teutone von Geburt bin, das Französische also nicht meine Muttersprache ist. Soviel Sie sich auch bemüht haben, mir die Feinheiten Ihrer Sprache beizubringen, ich habe es mir nicht so zunutze gemacht, wie ich gewünscht hätte. Das lag teils an der Ablenkung durch die Geschäfte, teils an dem tatenreichen Leben, das die Pflichten meines Amtes mir auferlegt haben. Es ist also wohl möglich, daß ich Ihr Werk über die Taktik nicht recht verstanden habe. Auch habe ich es nie für möglich gehalten, daß Ausdrücke wie „Haß“ und „zu allen Teufeln wünschen“ je in einem Wörterbuch für Liebesbriefe gestanden haben, es sei denn, daß es von Tisiphone, Megära oder Alekto² verfaßt worden wäre. Aber darauf soll es nicht ankommen. Sie haben das Vorrecht, alles zu sagen und selbst das, was man sonst Injurien nennt, durch schöne Verse zu adeln. Wenn Rousseau³ sagt,

„Daß Alexander, der große Held,
An Stelle des Sokrates gestellt,
Der erbärmlichste Mensch nur ist“ —

so hat er in gewisser Weise nicht unrecht. Denn Sokrates war der weiseste und maßvollste Mensch und Alexander der ausschweifendste und jähzornigste. Hat er doch in seinen Ausschweifungen den Philosophen Klitos getötet und in andern Zorneswallungen den Philosophen Kallisthenes ermorden lassen, ja den Launen einer Heftäre zuliebe Persepolis in Brand gesteckt. Sicherlich läßt sich ein so wenig maßvoller Charakter in keiner Weise mit Sokrates vergleichen. Aber ebenso unbestreitbar ist es,

¹ Die Stelle in Voltaires Gedicht „Tactique“ lautet:

Ich hasse alle Helden, von Cyrus an gezählt,
Bis zu dem großen König, der Lentulus gestählt.
Umsonst rühmt ihre Taten man mir mit lautem Schalle;
Ich mach' mich aus dem Staube, schick' sie zum Teufel alle,
Und Friedrich sei besonders dies schöne Werk geweiht:
Seid überzeugt, weit besser weiß er darin Bescheid.
Weit mehr als meine Feder hat Luzifer ihn beraten;
Er ist der größte Meister in jenen Schreckenstaten
Und ein geschickterer Mörder als Gustav und Eugen . . .

² Die drei Furien. — ³ Vgl. den Brief vom 8. August 1736.

daß Sokrates, wenn er den Zug gegen die Perser angeführt hätte, an Tatkraft und kühnem Wagen Alexander wohl nicht gleichgekommen wäre, der so viele Völker ge-
händig hat.

Ich würde ebenso gern gegen das Scharlachfieber wie gegen den Krieg deklamieren. Man wird jenes so wenig daran hindern, Verheerungen zu stiften, wie diesen, die Völker aufzustacheln. Es gibt Kriege, solange die Welt steht, und es wird noch Kriege geben, wenn wir beide der Natur unsern Tribut schon lange gezahlt haben . . .

198. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

[Potsdam,] 9. April 1774.

Ich bin überglücklich, wenn sich eine Gelegenheit bietet, Ew. Königl. Hoheit Be-
weise meiner Ergebenheit zu geben. Ich wäre noch glücklicher, wenn solche Gelegen-
heiten, Ihnen dienlich zu sein, häufiger einträten. Stets würde ich sie mit der größten
Bereitwilligkeit ergreifen. Meine Gicht verdient nicht, daß Sie ihr Ehre antun¹.
Solche Gebrechen sind die Folge des Alters. Der Körper verfällt allmählich, und
ich bin wie einer, der eine weite Reise unternehmen will und sein großes Gepäck
vorausschickt. Der Rest folgt schlecht und recht nach. Zu Ihrer bevorstehenden Reise
nach München beglückwünsche ich Ew. Königl. Hoheit von ganzem Herzen; kenne ich
doch Ihre Anhänglichkeit an Ihre Familie und Ihr Vaterland. Die Freude, eine
Tochter wiederzusehen, die Sie sorgfältig erzogen haben, wird den Reiz dieser Reise
noch erhöhen und Sie werden nichts als erfreuliche Dinge sehen.

Hier haben wir Trauer. Wir haben die Landgräfin von Darmstadt² verloren,
eine so ehrwürdige Fürstin, die auch innig an Ew. Königl. Hoheit hing. Die Frau
Herzogin von Zweibrücken war zum Besuch ihrer Tochter gekommen; ein Schlag-
fluß hat sie hingerafft. Die Landgräfin hat diesen Schmerz nicht verwinden können.
Ihr zärtliches, gefühlvolles Herz war zu tief getroffen: sie hat ihre Mutter nur um
vier Tage überlebt. Eine Fürstin wie sie wird allgemein betrauert. Ich verliere in
ihr eine treue Freundin, deren Andenken mir stets unvergeßlich bleiben wird.

Aber ich sollte Ew. Königl. Hoheit nicht mit so traurigen Dingen unterhalten. Bei
den Römern durfte bei Festen und religiösen Ceremonien kein Wort von schlimmer
Bedeutung fallen. Wieviel mehr hätte ich alles unterdrücken sollen, was auf der-
gleichen Dinge Bezug hat. Es wäre genug gewesen, Ew. Königl. Hoheit meiner Hoch-
achtung und Bewunderung zu versichern.

¹ Die Kurfürstin hatte Friedrich am 4. April ihr Bedauern über seine Erkrankung ausgesprochen. —
² Landgräfin Karoline, eine geborne Prinzessin von Zweibrücken-Birkenfeld, starb am 30. März 1774.

199. An Heinrich

[Potsdam,] 15. Mai 1774.

Mein lieber Bruder,

Aus dem Bericht in meinen letzten Briefen erfiehst Du, wie viele Zufälle in der Politik misprechen und wie wenig wir imstande sind, die Dinge zu dem gewünschten Ziele zu führen¹. Ein günstiges Ereignis kann ohne unser Zutun mit einem Schlage den Geschäften eine vorteilhafte Wendung geben; aber ebenso kann ein widriger Zufall ein Gebäude umreißen, das man mit großer Mühe aufgerichtet hatte. Das alles ist die Folge unberechenbarer Ursachen. Ihre Zahl ist so groß und oft sind sie auch so unerforschlich, daß wir ihnen nicht beizeiten ausweichen können. Denke ich darüber nach, so finde ich, daß der Cardinal Mazarin nicht mit Unrecht fragte, bevor er einen Menschen zu etwas verwandte: „Hat er Glück?“ Zur Seefahrt gehört zweifellos günstiger Wind oder sie ist mühselig und führt uns nicht an das ersehnte Ziel. Aber das sind Dinge, die ich nicht zuerst erkannt habe; sie springen jedem in die Augen, der sich ein wenig in der Welt umgetan hat . . .

Du bist so gütig, nach meinem Befinden zu fragen. Ich habe ein paar ruhige Tage gehabt und meine Kräfte kehren anscheinend wieder. Meine Reisen und Inspektionen in den Provinzen sind so nötig, daß ich sie nicht aufgeben kann; sonst hätte ich für dies Jahr gern meine Fahrten beschränkt. Immerhin hoffe ich, daß die Bewegung mich wieder kräftigt. Ich werde das nur benutzen, um Dir bei jeder Gelegenheit meine Hochachtung und besondere Liebe zu beweisen.

200. An Heinrich

[Potsdam,] 8. Juli 1774.

Liebster Bruder,

. . . Ich habe die Freude, meine beiden lieben Schwestern² hier zu haben, was mir unendliches Vergnügen bereitet. Um es ihnen einigermaßen zu entgelten, suche ich sie durch Spazierfahrten, Theater und alles, was ich mir ausdenken kann, zu erheitern. Um mein Glück voll zu machen, fehlst nyr Du uns noch. Wir haben Aufresne³ hier, den ich für den ersten Schauspieler Europas halte, denn er spielt mit

¹ Der König hatte in den vorangegangenen Briefen von schwierigen Grenzverhandlungen mit Polen gesprochen. — ² Charlotte von Braunschweig und Amalie. In Wilhelmine von Oranien schreibt Friedrich am 25. Juni: „Meine alten Schwestern und ich alter Schwäger wir werden uns die Zeit vertreiben, indem wir uns Großmuttergeschichten erzählen; das macht in unserm Alter mehr Vergnügen als Wälle, die zu Deiner Unterhaltung da sind“. — ³ Jean Rival Aufresne, französischer Schauspieler.

einer Wahrheit und Natürlichkeit, die alles, was ich bisher gesehen habe, in den Schatten stellt. Er hat Coucy¹ gespielt — er war Coucy selbst; Mithridates² — er schien der König von Pontus; den Mißvergnügten³ — er war ein brummiger Spießbürger. Kurz, er ist ein Uhrwerk, das man aufzieht und das die Leidenschaft spielt, die man will. Ich kann nicht leugnen, daß mich das sehr erfreut hat. Der Spiegel unserer Leidenschaften gibt uns über den Menschen viel zu denken. Ich lasse mich gern erschüttern und spüre dann, daß ich ein Herz habe. Nur zu vieles verhärtet die Seele; von Zeit zu Zeit ist es gut, sie zu erweichen, und die menschliche Betribsamkeit hat ja das Mittel erfunden, um uns durch Tränenvergießen Genuß zu verschaffen . . .



201. An Heinrich

[Potsdam,] 15. Juli 1774.

. . . Ganz wie Du, lieber Bruder, finde auch ich, daß unser Theater herunterkommt. Die komische Oper, für die das Publikum schwärmt, verdirbt alles. Sie verschlingt viel Geld zur Bezahlung schauderhafter Schauspieler. Kein Mensch geht

¹ In Voltaires „*Adelaide Duguesclin*“. — ² In Racines „*Mithridates*“. — ³ In Carlo Goldonis Lustspiel „*Der mißvergnügte Wohlthäter*“.

ins Theater, wenn ein Trauerspiel auf dem Zettel steht. Glaube mir, unsere guten Berliner sind Truthähne ohne Geschmack und Herz; was ihnen Spaß macht, sind Laterna magica-Bilder und Plathheiten. Das Schöne liegt ihnen fern; die Verse Racines lassen sie kalt und ein Hanswurst, der ihnen den Hintern zeigt, dünkt ihnen erhabner als die „Aneis“ und die „Henriade“. Ich weiß nicht, was ich dabei tun soll, aber es ist tatsächlich so. Vielleicht wird dieser allgemeine Mangel an Geschmack durch höhere Bildung mit der Zeit verschwinden. Bei meinem Alter werde ich diesen glücklichen Wandel nicht mehr erleben; ein Volk läßt sich nicht im Handumdrehen bilden. Hat die Jugend etwas Tüchtiges gelernt, so geht es schneller; aber bisher hat es dem Adel wahrhaftig an guter Erziehung gefehlt.

202. An Wilhelmine von Dranien

[Potsdam,] 25. Oktober 1774.

Meine liebe Nichte,

So beredt Herr von Thulemeyer¹ auch sein mag, er hätte es doch nie in Worte fassen können, wie zärtlich ich Dich liebe, mein liebes Kind. Aber wenigstens hat er Dich an den alten Onkel erinnert. Ich kann mir wohl denken, daß die englischen Schauspieler Dir nicht gefallen haben². Die erste Bedingung zum Genuß ist, daß man versteht, was gesprochen wird, und die zweite, daß man etwas Gutes hört. Ich kenne das englische Theater nur aus den Übersetzungen, die ich gelesen habe; die meisten englischen Stücke haben mir einen schauerhaften Eindruck gemacht³. Man findet da weder Beachtung der Regeln, noch Geschmack, noch Kunst, hier und da zwar starke Reden, die aber keine Entschädigung für die mitfolgenden Dummheiten bieten. Man muß ein Engländer, betrunken und spleenig sein, um Gefallen daran zu finden. Offen gestanden, ziehe ich das französische Theater allen andern vor, denn es beobachtet alle Regeln und keine Sprache hat Verse, die die von Racine und Voltaire übertreffen. Ich bin hier jetzt ziemlich vereinsamt. Deine Schwägerin wird bald in die Wochen kommen; am 15. Dezember gehe ich nach Berlin zum Karneval. Mein Bruder Heinrich wird ihn in Moskau verbringen — etwas weit von hier. Versichere den Prinzen von Dranien bitte meiner ausgezeichneten Hochachtung, und empfangе selbst die Versicherung meiner unendlichen Liebe, mit der ich verbleibe

Dein getreuer Oheim und Freund

Friderich.

¹ Geheimer Legationsrat von Thulemeyer im Haag. — ² Das Schreiben der Prinzessin liegt nicht vor. — ³ Vgl. Friedrichs Urteil in der Abhandlung „Über die deutsche Literatur“, Werke Bd. VIII, S. 83 f.

203. An Voltaire

Berlin, den 28. Dezember 1774.

. . . In allen Ländern¹, wo der Kult des Plutus dem der Minerva vorgeht, muß man sich auf gefüllte Beutel und leere Köpfe gefaßt machen. Die ehrbare Mäßigkeit entspricht dem Staatswohl am besten, Reichthum bringt Weichlichkeit und Verderbniß mit sich. Nicht als ob eine Republik wie Sparta heutzutage bestehen könnte; aber wenn man die rechte Mitte zwischen Bedürftigkeit und Überfluß trifft, behält der Nationalcharakter etwas Männlicheres und größere Fähigkeit zur Arbeit wie zu allem, was die Seele erhebt. Die gewaltigen Reichtümer machen die Menschen entweder zu Schurken oder zu Verschwendern.

Sie vergleichen mich vielleicht mit Lafontaines Fuchs, dem die Trauben zu sauer waren, weil er nicht herankonnte. Nein! Das ist es nicht; vielmehr hat mich das Studium der Geschichte und meine eigene Erfahrung zu diesen Betrachtungen geführt. Sie werden mir einwenden, die Engländer seien reich und hätten doch große Männer hervorgebracht. Zugegeben! Aber die Inselbewohner haben im allgemeinen einen andern Charakter als die des Festlands, und die englischen Sitten sind nicht so weichlich wie die der übrigen Europäer. Auch ihre Staatsverfassung unterscheidet sich von der unsern und das alles zusammen bildet andere Charaktere, ganz abgesehen davon, daß die Engländer bei ihrer geographischen Lage ein seefahrendes Volk sind und somit rauhere Sitten haben müssen als wir Landratten.

Wundern Sie sich nicht über den Ton dieses Briefes. Das Alter führt zum Nachdenken und mein Beruf zwingt mich, meine Gedanken so weit wie möglich schweifen zu lassen.

Indessen führen mich alle diese Betrachtungen dahin, für Ihre Gesundheit zu beten. Sie sind der letzte Sproß des Zeitalters Ludwigs XIV., und verlieren wir Sie, so bleibt tatsächlich nichts Hervorragendes in der ganzen europäischen Literatur. Ich wünsche, daß Sie mich zu Grabe tragen, denn nach dem Tode nihil est.

In diesem Sinne grüßt der Philosoph von Sansouci den Patriarchen von Ferney. Vale.

F r i d e r i c h.

¹ Der vorhergehende Abschnitt des Briefes ist Werke Bd. VIII, S. 309 abgedruckt.

204. An Heinrich

[Potsdam,] 27. Januar 1775.

Liebster Bruder,

Der Tabak, den Du erzieltest, war eine Schuld, die ich abtragen mußte. Die Trauben, die ich mir erlaubt habe, Dir zu senden, sind aus Ungarn; ihrer Seltenheit wegen habe ich sie Dir angeboten. Ich lebe hier wie einer, der von einer großen Reise zurückgekehrt ist und friedlich in einer Einsiedelei haust. Berlin ist im Vergleich zu Potsdam eine Welt, und obwohl es sich nicht mit London, Paris und Wien vergleichen läßt, ist es doch neben diesem Nest eine Niesenstadt. Wir unterhalten uns hier über den Berliner Lurus, der im Gegensatz zu unserm einförmigen Leben steht, und ich merke, lieber Bruder, daß man zu Mittag speisen kann, auch ohne die Würze der Reden des Fürsten Lichnowski und ohne von Herrn Schipegrel sprechen zu hören, den man hier nicht mal dem Namen nach kennt. Die scharfe Kälte hat mich ins Haus gebannt; beim Ausgehen holt man sich nur die Gicht, und das Land sieht in dieser Jahreszeit nicht so heiter aus, daß ich Lust hätte, es zu sehen. Ein gutes Feuer und gute Bücher genügen einem Greise zu angenehmem Zeitvertreib. Dabei habe ich das Vergnügen, mich der Stunden zu erinnern, die Du mir gütigst geopfert hast. Ich danke Dir nochmals herzlich dafür, lieber Bruder, und verbleibe mit der Versicherung meiner Hochschätzung und unendlichen Liebe Dein getreuer Bruder und Diener

F r i d e r i c h.

205. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

[Potsdam,] 15. März 1775.

. . . All die Wechselfälle dieser Welt halte ich aus dem Grunde für nötig, weil nichts ist, was nicht sein soll. Auch nach den Ursachen der Kriege braucht man nicht zu tüfteln. Sie erklären sich aus den menschlichen Leidenschaften, zumal wenn diese Leidenschaften heftig und die Mittel zu ihrer Befriedigung vorhanden sind. Gäbe es keine Gesetze, so würden sich die Privatleute untereinander ebenso zerfleischen, wie es jetzt die Häupter der Völker tun, die keinen Richter über sich haben. Die Weltgeschichte ist nichts als eine Kette von Kriegen, die von unsern Tagen zurückreicht, so lange wie der Mensch zurückdenken kann. Aber die Leidenschaften, die Erreger der Kriege, sind nur in der Jugend heftig. Ich bin längst über diese schönen Jahre hinaus; alles gemahnt mich an das Nahen des Greisenums. Meine Haare kahlen, meine Tatkraft versiegt und meine Kräfte erlöschen. Ich gebe diese glänzende und gefährvolle Laufbahn andern Wettkämpfern frei, die frischer sind als ich und die der falsche Glanz des Ruhmes noch mehr berauscht . . .

206. An Wilhelmine von Dranien

[Potsdam,] 20. März 1775.

Liebe Nichte,

. . . Wir haben hier garnichts Neues. Die Ererzierzeit fängt bald an und wir reinigen unsere alten Waffen vom Rost, damit sie im Ernstfalle scharf sind und gebraucht werden können. Wir haben auch neue Schauspieler bekommen, doch sie sind in Berlin und so weiß ich nicht, ob sie mittelmäßig, gut oder schlecht sind. Aber ich habe gehört, in Paris trügen die Damen jetzt Federschmuck von 22 Zoll Länge auf dem Kopfe, mit Spiralfedern und einer Art von Musikwerk, das wie eine Glocke läutet. Ich zweifle nicht, liebe Nichte, daß Du Dich auch mit diesem schönen Puz schmückst. Hier sind die Damen so toll darauf, daß sogar die Hahnenfedern im Preise steigen, ja selbst die Schreibfedern rar werden. Ich altes Wrad höre von diesen Wundern nur erzählen und habe selbst noch keinen Kopf im Federpuz gesehen; denn er ist erst nach dem Karneval Mode geworden. Bitte versichere den Prinzen von Dranien meiner Hochachtung und empfangе selbst die Versicherung meiner unendlichen Zärtlichkeit, mit der ich, liebe Nichte, verbleibe Dein getreuer Dheim und Freund¹

F r i d e r i c h.

207. An Heinrich

[Potsdam,] 24. März 1775.

Mein lieber Bruder,

Ich hätte Dir nie von Hämorrhoiden und ähnlichen Erbärmlichkeiten erzählt, wenn ich nicht wüßte, daß Du so gütigen Anteil an meinem Befinden nimmst. Ich habe dies sogenannte Geschenk der Natur noch immer — es dauert nun schon über vierzehn Tage. Dies unglückliche Leiden wirft einen so nieder, als hätte man die größten Anstrengungen überstanden, und wenn der Blutfluß aufhört, stellen sich neue Krämpfe ein. Man muß sich bei alledem trösten; unser gebrechlicher Körper ist nur für kurze Dauer bestimmt und zu künstlich organisiert, um nicht beim geringsten Anlaß in Unordnung zu geraten. Tritt dann noch das Alter hinzu, so muß sich nach und nach alles zur völligen Auflösung des Organismus anschicken. Ersäunlich ist es nur,

¹ Vechter Brief der deutschen Ausgabe an Wilhelmine, da die „Politische Korrespondenz“, der die an sie gerichteten Schreiben entnommen sind, erst bis 1775 erschienen ist.

daß solche Eintagsgeschöpfe so weitschauende Pläne ersinnen, wie Du es ja selbst sagst, lieber Bruder. Allein wir fallen nun zermal auf der Welt körperlichen und moralischen Übeln anheim, die aus Pandoras Büchse stammen sollen, und die Hoffnung, die ihr zuletzt entschwebt, dient uns zur Stütze und zum Trost. Sie liefert uns Pläne zur Verbesserung unserer Lage, die die Menschen in der Idee glücklich machen, während sie tatsächlich zu beklagen sind. Indessen gibt es für gefühlvolle Seelen noch recht angenehme Augenblicke, deren einen ich eben genieße; denn mein Bruder Ferdinand weilt jetzt zu Besuch bei mir und wird auch zu Dir nach Rheinsberg kommen . . .



208. An Gustav III. von Schweden¹

Den 28. März 1775.

Mein Herr Bruder,

So viel Freude mir sonst die Briefe Ew. Majestät bereiten, so tief hat mich der eben empfangene bekümmert, zumal ich an das Unglück, das uns bedroht, gar nicht gedacht hatte². Ich harre immerfort auf Nachrichten über meine teure Schwester und

¹ Gustav III. war der Sohn von Friedrichs Schwester Ulrike; er regierte 1771—1792. — ² Der Brief Gustavs, der offenbar eine Erkrankung seiner Mutter meldet, liegt nicht vor.

möchte ihr selbst zu Hilfe eilen, aber das ist unmöglich. Es bleibt mir nichts, als für ihre Genesung zu beten, und wenn es noch möglich ist, zu hoffen, daß ihre gute Konstitution die Krankheit überwindet. Immerhin danke ich Ew. Majestät aufs innigste, daß Sie so gütig waren, mir diese traurige Nachricht zu übermitteln und das Ergebnis der ärztlichen Konsultation beizufügen. Gebe der Himmel und die Natur, daß sie ihren Verwandten, die sie herzlich lieben, erhalten wird! Möchte das Schicksal mir nicht den Schmerz bereiten, als Ältester unseres Hauses alle meine jüngeren Geschwister vor mir sterben zu sehen und somit meine ganze Familie zu begraben. Ich bitte Ew. Majestät um Ihr Mitgefühl mit meiner Besorgnis, Angst und Unruhe. Wenn mein Brief etwas wirr ausgefallen sein sollte, wollen Sie es gütigst entschuldigen, denn ich war aufs äußerste überrascht. Gebe der Himmel mir den Trost, von Ew. Majestät selbst zu erfahren, daß unsere Befürchtungen verfrüht waren!

209. An Niedesfel'

Potsdam, 12. April 1775.

Dieser Brief betrifft die Erinnerung an etwas sehr Trauriges: den Verlust der Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt², die uns vor einigen Jahren entrisfen wurde. Sie war eine Fürstin im wahrsten Sinne, die Zierde und Bewunderung unseres Jahrhunderts. Wie Sie wissen, habe ich ihre Vorzüge stets warm anerkannt und ihr vorzeitiger Tod ist mir sehr nahe gegangen. Aber ebensovot wissen Sie, daß ich gleich auf die Nachricht von ihrem Hinscheiden hin den Entschluß gefaßt habe, ihr Grabmal mit einer Urne zu schmücken, die den künftigen Zeiten meine Verehrung für ihre Gaben und ihre hervorragenden Tugenden verkünden sollte. Diese Urne ist nun vollendet: ich werde sie Ihnen durch den Fuhrmann Karl von hier zugehen lassen. Ich könnte sie an keinen Besseren schicken als an Sie, lieber Oberst, da Sie genau wissen, wie die erlauchte Entschlafene sie auf ihrem Grabmal aufgestellt haben wollte. So traurig die Pflicht ist, die ich von Ihnen fordere, Sie werden mich doch zu Dank verpflichten, wenn Sie sie nach dem Willen der Entschlafenen erfüllen. Ich meinerseits werde jede Gelegenheit ergreifen, um Ihnen die Sorgfalt zu vergelten, mit der Sie diesen Auftrag ausführen.

¹ Friedrich von Niedesfel war Oberst in der hessen-darmstädtischen Armee. — ² Vgl. den Brief vom 9. April 1774.

210. An d'Allembert

Den 5. August 1775.

. . . Ich habe Le Kain¹ spielen sehen und seine Kunst bewundert. Übertriebe er etwas weniger, er wäre der Roscius² seines Zeitalters. Die wahre Darstellung unserer Leidenschaften, so wie sie sind, liebe ich. Dieser Anblick erschüttert mich im tiefsten Herzen; sobald aber die Kunst die Natur ersickt, werde ich kalt. Ich wette, Sie denken: so sind die Deutschen! Sie haben nur unentwickelte Leidenschaften und mögen die starken Ausdrücke nicht, weil sie dergleichen nie empfinden. — Mag sein; ich will mich nicht zum Lobredner meiner Landsleute aufwerfen. Es ist wahr, sie zerstören keine Mühlen und vernichten das Saatkorn nicht, um nachher über das teure Getreide zu klagen. Sie haben bisher keine Bartholomäusnacht und keine Kriege der Fronde³ gehabt. Doch da die Welt sich allmählich aufklärt, hoffen unsere Schöngeister, das alles werde mit der Zeit noch kommen, besonders wenn die Welschen uns mit ihrer näheren geistigen Berührung beehren. Von diesen Welschen nehme ich aber stets einen Voltaire und d'Allembert aus, deren Bewunderer ich bleiben werde, bis die Natur mich wieder zu dem Stoff macht, aus dem sie mich gebildet hat.

211. An Voltaire

Potsdam, den 4. Dezember 1775.

. . . Sie fragen mich, was Geist sei⁴? Ach, ich kann Ihnen nur alles sagen, was er nicht ist. Ich selbst besitze so wenig davon, daß ich recht in Verlegenheit wäre, ihn zu definieren. Soll ich Ihnen jedoch zu Ihrem Vergnügen meinen Roman erzählen wie irgend einen andern, so werde ich mich an die Begriffe halten, die die Erfahrung mit liefert.

Ich bin völlig gewiß, daß ich nicht doppelt bin; somit betrachte ich mich als ein einziges Wesen. Ich weiß, daß ich ein stoffliches, belebtes und organisiertes Tier bin, das denkt. Daraus schließe ich, daß der belebte Stoff denken kann, ebenso wie er elektrische Eigenschaften hat.

¹ Henri Louis Le Kain (geboren 1729) spielte damals wiederholt im Neuen Palais in Potsdam vor dem Könige und in Rheinsberg vor Prinz Heinrich. — ² Quintus Roscius, ein berühmter römischer Schauspieler und Freund Ciceros. — ³ Die Kriege der Fronde, der Kampf des Adels für seine Vorkherrschaft gegen Mazarin und die Befestigung des absoluten Königtums, dauerten von 1648 bis 1653.

— ⁴ Voltaires Brief fehlt.

Das animalische Leben hängt erfahrungsgemäß von Wärme und Bewegung ab; ich glaube also, daß ein Teilchen des Urfeuers wohl die Ursache der einen oder andern dieser Erscheinungen sein könnte. Das Denken schreibe ich den fünf Sinnen zu, die uns die Natur gegeben hat. Die Wahrnehmungen, die wir durch sie machen, prägen sich den Nerven ein, die ihre Vermittler sind. Diese Eindrücke, die wir Gedächtnis nennen, liefern uns die Vorstellungen. Die Blut des Urfeuers, die das Blut in fortwährender Bewegung erhält, erweckt diese Vorstellungen und so entsteht unser Vorstellungsvermögen. Ist diese Bewegung leicht und lebhaft, so ist die Gedankenfolge rasch. Ist sie langsam und schwerfällig, so folgen sich die Gedanken nur in weiten Abständen. Der Schlaf bestätigt diese Ansicht. Im völligen Schlafe ist der Blutumlauf so langsam, daß die Vorstellungen sozusagen erstarrt und die Denknerven entspannt sind. Die Seele hat dann gewissermaßen aufgehört zu sein. Pulst das Blut zu heftig durchs Gehirn, wie bei der Trunkenheit oder im hitzigen Fieber, so verwirrt es die Gedanken und wirft sie durcheinander. Tritt in den Gehirnnerven eine leichte Stauung ein, so entsteht der Wahnsinn. Verbreitet sich ein Wassertropfen im Gehirn, so verlieren wir das Gedächtnis. Drückt schließlich ein Blutstropfen, der aus den Adern ausgetreten ist, auf das Gehirn und die Denknerven, so trifft uns der Schlag.

Wie Sie sehen, untersuche ich die Seele mehr als Arzt, denn als Metaphysiker. An diese Wahrscheinlichkeiten halte ich mich in Erwartung eines Bessern. Ich begnüge mich damit, die Früchte Ihres Denkens, Ihres ewig neuen Vorstellungsvermögens, Ihres schönen Genius¹ zu genießen, ohne mich darum zu bekümmern, ob diese herrlichen Gaben aus eingeborenen Ideen stammen oder ob Gott Ihnen all Ihre Gedanken einflößt oder ob Sie eine Uhr sind, deren Zeiger auf Heinrich IV. weist, während das Schlagwerk die „Henriade“ läutet.

Mag sich jemand anders ein Labyrinth anlegen, um sich darin zu verirren; ich erfreue mich an Ihren Werken und segne das höchste Wesen, daß es mich zu Ihrem Zeitgenossen gemacht hat.

Ich habe Ihnen lange nicht schreiben können; ich habe meinen vierzehnten Sichts-anfall überstanden. Nie hat die Sicht mich mehr mißhandelt; noch bin ich halb gelähmt an allen Gliedern . . .

212. An d'Allembert

Den 30. Dezember 1775.

Offen gestanden bin ich kein so großer Stoiker wie Poseidonios². Hätte Zeno aus Elea³ vierzehn Sichtsanfalle hintereinander gehabt wie ich, vermutlich hätte er dann nicht mehr bezweifelt, daß die Sicht ein sehr reales Übel ist. Ob nun der Körper der

¹ Vgl. auch Werke Bd. X, S. 221 und 247 f. — ² Vgl. den Brief vom 26. Oktober 1759. — ³ Friedrich meint wohl Zeno aus Citium.

Behälter der Seele ist oder ob er ihren Organismus erst schafft, fest steht doch, daß die Materie gewaltigen Einfluß auf das Denken hat und daß ihre Leiden den Geist auf die Dauer trüben und niederdrücken. Die Natur hat uns zu fühlenden Wesen gebildet und die Stoa kann uns durch Sophismen nicht fühllos machen, oder sie müßte anders geartete Wesen an unsere Stelle setzen. Ich habe äußerst heftige Schmerzen gehabt. Obwohl mein Leiden nicht sehr gefährlich ist, habe ich bei seiner langen Dauer doch geglaubt, ich würde den Weg beschreiten, der am Abgrund des Nichts endet. Aber meine Stunde ist noch nicht gekommen und ich atme noch, um die Wissenschaften zu ehren und Denen Beifall zu zollen, die, wie ein gewisser Anaxagoras¹, sich darin glänzend hervortun. Kommt dieser Weise hierher, so wird seine Gegenwart mich von den Nachwehen meiner Krankheit vollends befreien und wir werden miteinander plaudern: von Ihrem König², seinen guten Eigenschaften, der Regierung der Philosophen und den schönen Hoffnungen, die Welschland daran knüpft.

Voltaire soll Marquis und zugleich Intendant von Ger geworden sein³. Aber ich sähe es lieber, daß er solche Auszeichnungen nicht erhalte und daß er auch keinen neuen Schlaganfall zu befürchten hätte. Verliert Europa diesen Schöngeist, so ist es um die Literatur geschehen. Mittelmäßige Autoren werden ihn ersehen wollen; das Publikum wird ihnen aus Mangel an Besserem Beifall spenden und der gute Geschmack wird völlig abhanden kommen. Diesen Gang der Dinge kann man voraussetzen, ohne ein Seher zu sein. Ich liebe die Literatur ehrlich und betrachte ihren Niedergang mit Schmerz. Jahrhunderte werden vergehen, ehe die Natur wieder einen Voltaire hervorbringt, und wer weiß auch, unter welchem Himmelsstrich sie den Samen dazu ausäuen wird! Vielleicht in Rußland, vielleicht am Ufer des Kaspischen Meeres. Wir beide werden es nicht erleben. Ich muß mich mit den großen Männern begnügen, die ich kennen gelernt habe; diese Klasse ist in allen Ländern und Zeiten selten. Ich danke meinem günstigen Schicksal, daß es mich wenigstens das Ende des großen Zeitalters Ludwigs XIV. mitansahen ließ.

. . . Morival⁴ ist ein braver Kerl. Es wäre eine barbarische Grausamkeit gewesen, ihn zu heilen, weil er eine kleine Reuerenz vergessen hat. Ach, lieber d'Allembert, Ihre Verurthe⁵ ist ein seltsames Geschöpf, das der Menschheit viel Leid beschert hat! Ihre welschen Pfaffen sind viel fanatischer als die im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. Der Aberglaube nimmt in unsern katholischen Ländern zusehends ab. Geht das so weiter, dann werden die Mönche aus ihren Zellen in die Welt zurückkehren; die Vorurtheile des Volkes werden nicht mehr erhalten und genährt werden und die Vernunft wird sich im hellen Lichte zeigen dürfen, ohne Verfolgung und Scheiterhaufen fürchten zu müssen. Der Glaubenseifer flaut ab; durch eine große

¹ Vgl. den Brief vom 3. April 1770. — ² Ludwig XVI., der am 10. Mai 1774 König geworden war.

— ³ Voltaire hatte eine Steuererleichterung für Ger durchgesetzt, war aber nicht Intendant geworden.

— ⁴ Vgl. die Briefe vom 7. August 1766 und vom 13. August 1775. — ⁵ L'infâme, die katholische Kirche; vgl. Werke Bd. VIII, S. 165 f.

Zahl guter Bücher ist der Überwieg der Fabeln enthüllt worden, die die Welt für geheiligt hielt, und dadurch ist der hohen Geistlichkeit der Star gestochen, der ihre Augen trübte. Sie irrötet selbst über ihren sinnlosen Kultus und arbeitet unter der Hand am Sturze des Aberglaubens. Gott segne sie! Bei Ihnen dagegen erlaubt ein Bischof von Toulon nur, daß das Grabmal des Marquis d'Argens ein paar Meilen weit von der Stätte errichtet wird, wo der Leib des armen Philosophen ruht¹. Um der Sache die Krone aufzusetzen, fehlte nur noch, daß jener barbarische Mönch seine Gebeine ausgraben und auf den Schindanger werfen ließe. Und wenn solche Schändlichkeiten möglich sind, schämt man sich nicht, das 18. Jahrhundert noch das philosophische Zeitalter zu nennen! Nein, so lange die Herrscher die Ketten der Priester tragen, solange die seine Gebieter sind, die nur bezahlt werden, um für das Volk zu beten, solange wird die Wahrheit von diesen Geistes Tyrannen unterdrückt werden. Die Völker werden unaufgeklärt bleiben; die Weisen werden nur im stillen denken, und in Welschland wird der krassste Aberglaube herrschen. Hoffentlich werden wir über alle diese Dinge miteinander diskutieren und ich kann Sie dann persönlich meiner ganzen Hochachtung und Freundschaft versichern.

213. An Voltaire

Potsdam, 19. März 1776.

Sie haben völlig recht, wenn Sie sagen², die Christen seien nur grobe Plagiatoren von Fabeln gewesen, die vor ihnen erfunden waren. Ich verzeihe Ihnen auch die Jungfrauen in Ansehung einiger schöner Bilder. Trotzdem werden Sie mir zugestehen, daß weder das Altertum noch irgend ein Volk jemals eine schauderhaftere und aberwitzigere Blasphemie erfunden hat als die, seinen Gott zu essen. Das ist das empörendste Dogma der christlichen Kirche und das schimpflichste für das höchste Wesen, der Gipfel der Narrheit und des Wahnsinns. Die Heiden schrieben ihren Göttern zwar recht lächerliche Rollen zu, indem sie sie mit allen menschlichen Schwächen und Leidenschaften begabten. Die Indier lassen ihren Sommona Codom³ sich dreißigmal infarnieren — meinetwegen! Aber alle diese Völker aßen doch wenigstens die Gegenstände ihrer Verehrung nicht. Nur die Ägypter hätten ihren Apis verspeisen dürfen. Und so behandeln die Christen den Beherrscher des Weltalls!

¹ Dem sterbenden d'Argens war die letzte Blung aufgedrungen worden; wegen seiner Bestattung und später wegen des Grabmals wurden der Witwe viele Schwierigkeiten gemacht. — ² In einem Brief vom Januar 1776. — ³ Eine siamesische Gottheit.

Ich überlasse Ihnen und dem Abbé Paw¹ die Chinesen, Inder und Tartaren. Die europäischen Völker machen mir so viel zu schaffen, daß ich mit meinen Betrachtungen garnicht über diesen fesselndsten Theil unseres Erdballs hinauskomme. Dessenungeachtet habe ich die Dissertationen, die Sie mir freundlich zuschickten, mit Interesse gelesen. Wie könnte man etwas aus Ihrer Feder auch anders aufnehmen? Der Abbé Paw will wissen, daß der Kaiser Kien-Lung² gestorben ist und daß sein Sohn gegenwärtig regiert; auch behauptet er, der verstorbene Kaiser hätte unerhörte Grausamkeiten gegen die Jesuiten begangen. Vielleicht will er, daß ich mit Kien-Lung Händel anfangе, zumal er ja weiß, wie ich die Überbleibsel der Schar des heiligen Ignatius beschütze. Aber ich bleibe neutral. Mir liegt mehr daran zu erfahren, ob die Kolonie Penns fortfährt, ihre friedlichen Tugenden zu betätigen, oder ob sie trotz ihres Quäkerglaubens ihre Freiheit verteidigen und für den heimischen Herd fechten will³. Geschieht das, wie es ja den Anschein hat, so werden Sie zugestehen müssen, daß es Fälle gibt, wo der Krieg zur Nothwendigkeit wird, da ihn ja auch die menschlichsten Völker führen.

Ammianus Marcellinus⁴ muß Ferney recht nahe sein, da er ja schon so lange an Sie abgeschickt ist. Unsere Akademiker sind sich alle einig, daß er wegen seiner Dunkelheit zu den am schwersten übersetzbaren antiken Autoren gehört. Wenn wir auch die Alten in andern Dingen nicht übertreffen, so schreibt man heutzutage doch sicherlich besser als in Rom nach den zwölf ersten Kaisern. Methode, Klarheit, Deutlichkeit herrschen in allen Werken und man verliert sich nicht in Episoden, wie es bei den Griechen Brauch war . . .

214. An d'Allembert

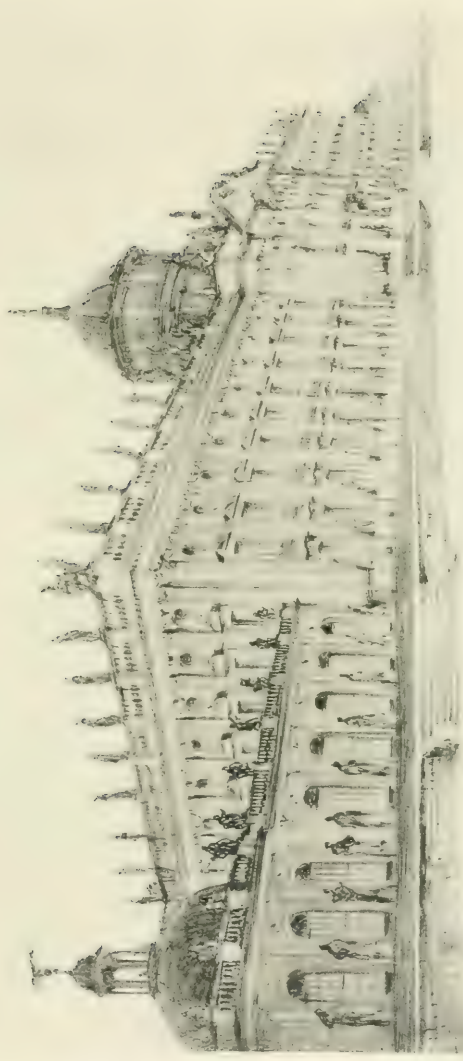
Den 7. September 1776.

Ihr Brief, mein lieber d'Allembert, wurde mir nach meiner Rückkehr aus Schlessien zugestellt. Wie ich sehe, ist Ihr zärtliches Herz noch immer erschüttert⁵, und dafür

¹ Der Domherr Corneille de Paw (1739—1799), der philosophische Schriften über die Amerikaner, Chinesen und Aegypter verfaßt hat, war 1775 mehrere Monate in Potsdam. — ² Voltaire hatte an Friedrich geschrieben, daß Kaiser Kien-Lung (1736—1795) als Enkel einer göttlichen Jungfrau gelte. — ³ Noch 1776 kam der Krieg zwischen England und Amerika durch die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli zum vollen Ausbruch. — ⁴ Vom Geschichtswerk des Ammianus Marcellinus, dessen erhaltener Theil von 353 bis 378 reicht, erschien damals in Berlin eine französische Uebersetzung von Moulines; Voltaire wollte das Werk dieses Zeitgenossen des Julian Apostata gern besitzen. — ⁵ D'Allembert hatte im Mai 1776 eine Freundin verloren und klagte in seinem Brief vom 15. August, daß er seinen Schmerz darüber nicht verwinden könnte. Er versprach, falls seine Gesundheit es erlaubte, im nächsten Frühling nach Berlin zu kommen.

schelte ich Sie nicht. Unsere Seelenkraft hat eine Grenze und man soll nichts Unmögliches von sich fordern. Wenn man von einem Kraftmenschen verlangte, daß er das Louvre umstürzte, indem er sich mit aller Gewalt dagegen stemmte, so vermöchte er es nicht. Hieße man ihn aber ein Gewicht von hundert Pfund aufheben, so könnte es ihm wohl glücken. Ein gleiches gilt von der Vernunft. Sie kann nur solche Hindernisse überwinden, die ihren Kräften entsprechen; bei vielen aber muß sie klein beigeben. Die Natur hat uns mit Gefühl begabt und durch Philosophie werden wir niemals zur Fühllosigkeit gelangen. Aber angenommen auch, daß dies möglich wäre, so würde es doch der Gesellschaft nur schaden. Dann hätte niemand mehr Mitleid mit dem Unglück der andern und die Menschheit würde hart und erbarmungslos werden. Unsere Vernunft soll uns dazu dienen, alles Maßlose in uns zu mildern, aber nicht den Menschen in uns zu ersüden. Vertrauen Sie also Ihren Verlust, mein Lieber! Ich will sogar sagen, daß der Verlust von Freunden unerföhllich ist und daß jeder Urteilsfähige Sie für würdig erachten muß, wahre Freunde zu haben, weil Sie ein liebevolles Herz besitzen. Da es aber über Menschenkraft, ja selbst über Göttermacht geht, die Vergangenheit ungeschehen zu machen, so müssen Sie daran denken, sich den Freunden zu erhalten, die Ihnen bleiben, um ihnen nicht den tödlichen Kummer zu bereiten, den Sie selbst erlitten haben. Ich habe Freunde und Freundinnen gehabt, habe fünf, sechs verloren und gemeint, ich müßte vor Weh sterben. Zufällig habe ich diese Verluste während meiner Kriege erlitten, wo ich gezwungen war, fortwährend die mannigfachsten Anordnungen zu treffen. Vielleicht hat diese Ablenkung durch unumgängliche Pflichten mich davor bewahrt, meinem Schmerz zu erliegen. Ich wünschte sehr, daß Sie irgend ein sehr schwieriges Problem zu lösen bekämen, damit diese Anspannung Sie nötigte, an etwas anderes zu denken. Es gibt tatsächlich nur dies Mittel dagegen — und die Zeit. Wir sind wie Flüsse, die zwar ihren Namen behalten, deren Wasser sich aber immerfort verändert. Ist ein Teil der Moleküle, aus denen wir bestehen, durch andere ersetzt, so schwächt sich die Erinnerung an das ab, was uns Freude und Leid bereitet hat; denn wir sind tatsächlich nicht mehr die gleichen und die Zeit erneuert uns immerfort. Das ist eine Hilfe im Unglück und jeder Denkende sollte sie sich zunutze machen.

Ich hatte mich meinerwegen gestreut, Sie wiederzusehen; jetzt freue ich mich auch für Sie darauf. Sie werden andere Menschen und Dinge sehen. Alles, was in meiner Macht steht, soll geschehen, um Ihrer Erinnerung alles fernzuhalten, was Sie an trübe und schmerzliche Erlebnisse gemahnen könnte. Sie zu trösten wird mir ebensoviel Freude machen, als ob ich eine Schlacht gewonnen hätte. Nicht als ob ich mich für einen großen Philosophen hielte, sondern weil ich Ihren jetzigen Gemütszustand leider aus eigener Erfahrung kenne und daher besser als andere imstande zu sein glaube, Sie innerlich zu beruhigen. Kommen Sie also, lieber d'Allembert, und seien Sie versichert, daß Sie wohl aufgenommen werden sollen. Wällige Heilung für Ihr Leiden werden Sie freilich nicht finden, aber doch Beruhigung und Linderung.



*Das Neue Palais in Potsdam.
Beschreibung von Hergel in der Naturgeschichte zu Berlin.*

215. An d'Allembert

Den 29. November 1776.

. . Ich wünsche, daß meine Briefe Ihnen einige Linderung verschafft haben; in dem Sinne hatte ich sie geschrieben¹. Sie tun sehr wohl daran, sich zu zerstreuen. Sie brauchen nur so fortzufahren. Die Zeit wird dann das übrige tun: die Hauptsache ist, daß der Geist sich nicht stets auf ein und denselben Gegenstand richtet. Dieser Gegenstand ist, wie Sie sehr richtig sagen, viel größer, als man denkt. Alles, was ihn umgibt, ist düster und höchst geeignet, den Trug der Welt zu zerstören und uns von dieser nur so kurz bewohnten Herberge loszumachen, uns an unsere Vergänglichkeit zu gemahnen, die Ansprüche der Eigenliebe herabzusetzen und uns von unserer Richtigkeit zu überzeugen. Allerdings passen solche Gedanken nicht zur Karnevalszeit und ihren Festen. Trotzdem ist es gut, sich mit ihnen abgefunden zu haben, damit man die Dinge nach ihrem wahren Wert einschätzen lernt. Die Freude wird dann weniger lebhaft, aber vernünftiger. Man sieht, daß die Zeit drängt und daß man sehr töricht wäre, ein sicheres Gut nicht zu nutzen, um törichten Hirngespinnsten nachzujagen. Derart muß man finstere Gedanken lindern, indem man Rosenfarben hineinmischt; so erträgt man die Bürde des Lebens und lehnt sich nicht völlig dagegen auf.

Ich habe soeben einen General verloren, dessen Namen alle Frauen behalten sollten, obgleich er nicht wohlklingend ist: er hieß Koschembar². Vor einem Jahre ist seine Frau gestorben. Seine große Liebe zu ihr und der heftige Schmerz über ihren Verlust hat ihn ins Grab gebracht. Das wäre ein Tragödienstoff, aber kein nachahmenswertes Beispiel. Alles, was man seinen Freunden schuldet, ist, ihrer Tugend ein zärtliches Andenken zu bewahren und, wenn man es vermag, ihren Nachkommen zu helfen und denen beizustehen, die ihnen teuer waren. Aber ich sollte diese Dinge nicht berühren und nicht von etwas stammeln, was Ihr Herz Ihnen nur zu häufig und weit beredter sagt . . .

¹ Vgl. den Brief vom 7. September 1776. — ² Generalmajor Ernst Julius von Koschembar (1714—1776).



216. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

[Potsdam,] 5. März 1777.

Ich danke Ew. Königl. Hoheit für die Güte und Nachsicht, mit der Sie die Dbo: triten zu betrachten geruhen¹. Immerhin wage ich zu glauben: hätte je ein Mensch zu Epaminondas, Aristides oder Aschylus gesagt, sie könnten einmal mit Barbaren verglichen werden, die am Baltischen Meer wohnen, sie hätten sich nur schwer davon überzeugen lassen. Jedenfalls aber hätte es sie betrübt, den Niedergang ihrer Nachkommen zu sehen. Ich trete zwar völlig der Meinung Ew. Königl. Hoheit bei, daß die Menschheit nicht entartet. Die Menschen werden in allen Zeitaltern die gleichen sein. Die Gunst des Klimas verleiht den einen mehr Verstand und Scharfsinn, während die anderen, unter rauheren Himmelsstrichen geborenen gewöhnlich schwerfälligeren und ungelenteren Geistes sind. Die Kenntnisse, die man der Geisteskultur und den Fortschritten der geselligen Bildung verdankt, sind endlich bis in die alten Barbarenländer gedungen und haben die Einsicht der Griechen und Römer dorthin verpflanzt. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die die Wissenschaften allgemein zugänglich

¹ Am 28. Februar hatte die Kurfürstin an Friedrich geschrieben, sie glaube nicht, daß die Griechen den derzeitigen Stand der Kultur, von Skulptur und Redekunst abgesehen, übertraffen hätten. Auch müsse man berücksichtigen, daß sie als das damals einzige Kulturvolk unter sehr viel günstigeren äußeren Bedingungen ihr Geistesleben hätten pflegen können als jetzt die Völker des Nordens.

machte und dadurch ihr Studium erleichterte, sowie die Einrichtung der Post, durch die fortwährend ein reger Gedankenaustausch unter allen europäischen Völkern stattfindet, hat der neueren Zeit Vorteile gewährt, deren sich die antike nicht erfreute. Jetzt kann jeder Einzelne alles in ganz Europa Beachtenswerthe in seinen geistigen Horizont einbeziehen. Die Griechen beschränkten sich auf ihr eigenes Land, und da es das erste zivilisierte Land der Welt war¹, so verlohnte es sich für sie nicht, wie man zugeben muß, sich mit den andern noch unkultivierten Völkern zu befassen — solange, bis die römische Republik, die in die Spuren der Griechen trat, regelmäßige Gestalt gewann. Die Erfindung oder Entdeckung des Pulvers hat zwar die Art der Kriegführung von Grund aus verändert, aber trotzdem gibt es in der Taktik der Griechen noch manches, was unseres Nachdenkens wert ist und noch heute als Muster dienen könnte. Wenn Europa keine Redner von der Gewalt des Perikles und Demosthenes mehr hervorbringt, so kommt das daher, weil wir nur Monarchien und aristokratische Republiken haben. Allein in demokratischen Staaten kann die Redekunst blühen. Durch sie erwirbt sich der Redner Ansehen und gelangt zu Würden; denn ohne den Ansporn des Ruhmes bleiben auch die erhabensten Talente unfruchtbar. Ew. Königl. Hoheit urtheilt sehr richtig, daß die europäische Politik ungleich verwickelter ist, als die griechische es war. Die Maschine ist um vieles größer und die Triebfedern sind komplizierter geworden. Trotzdem haben die Herrscher erst seit Karl V. den Wert der Bünde erkannt, die die Völker einigen, und durch Anknüpfung von Bündnissen Mächtegruppen geschaffen, die sich gegenseitig die Wage hielten. Seitdem sind die Heere gewaltig angewachsen, was freilich nicht immer zur Sicherung des Völkerfriedens beiträgt, aber doch wenigstens die Dauer der Kriege und Verwüstungen abkürzt, weil die ungeheuren Summen, die sie verschlingen, auch die Hilfsquellen der mächtigsten Reiche erschöpfen. Ebenso übertreffen die gewaltigen Flotten, die heutzutage unterhalten werden, alles, was man in dieser Hinsicht in der alten Geschichte findet; die damaligen Kriegsschiffe wären ja auch nur Barken im Vergleich zu denen der englischen oder französischen Seemacht . . .

217. An d'Allembert

Den 7. März 1777.

Die Heilmittel der Seele wirken nur langsam, lieber Anaxagoras, und zwar im Verhältnis zur Heftigkeit des Schmerzes, der den Menschen ergriffen hat². Sie müssen fortfahren, die anstrengende Beschäftigung mit der Mathematik zu brauchen.

¹ Diese Auffassung ist unhaltbar; Friedrich'selbst ist bereits am 11. Mai 1777 anderer Ansicht. —

² Vgl. die Briefe vom 7. September und 29. November 1776.

Nehmen wir dann noch die Bewegung der Reise und die Ablenkung durch neue, wechselnde Bilder hinzu, so werden wir nach und nach Ihrer Seele wieder Ruhe schenken, nicht um das kostbare Andenken an das, was Ihnen so teuer war, auszulöschen, sondern um Ihnen das Leben zu erleichtern. In der Jugend macht man den Verlust von Freunden durch neue Bekanntschaften wett. Wen wie uns die Bürde der Jahre drückt, der schließt keine Freundschaften mehr. Knüpft sich ein solches Band doch nur unter Altersgenossen fest, wo die Ansichten, Neigungen und Geschmacksrichtungen sich begegnen. Das neue Geschlecht ist anders geartet als das unsere. Außerdem stimmen die Neigungen der lebensstarken Jugend nicht zu dem Phlegma, das alle alten Leute mehr oder minder erfaßt. Wir müssen uns also darauf beschränken, Bekanntschaften zu machen, und auf die Anknüpfung neuer Freundschaften verzichten — wofern nicht irgend ein Beichtvater uns seinem Einfluß unterwirft. Ich bürgе Ihnen aber dafür, daß es weder mit mir noch mit Ihnen dahin kommen wird . . .

Sie können Ihren Kummer noch nicht ganz verwinden und ich war seit acht Tagen in schwerer Sorge um die Gesundheit meines Bruders Heinrich, der sich beim Besuch unserer Schwester in Braunschweig plötzlich eine Lungenentzündung geholt hat. Zum Glück ist die Krankheit überstanden und seine Genesung hat mir die Ruhe wieder gegeben. So ergeht es uns dreien nun! Könnte man in das Leben vieler Menschen hineinschauen, man fände nichts Besseres darin. Nur die unbesonnene, flatterhafte, ungestüme Jugend schlägt sich alles, was ihr zulößt, aus dem Sinn; sie ist glücklich, weil sie nicht nachdenkt. Ja, man muß alles, was nicht zu ändern ist, zu verschmerzen suchen. Unser Unglück rechtfertigt unsere Unbeständigkeit. Man muß die Vorstellung des Unglücks abschwächen und es, wenn möglich, vergessen. Ich sage Ihnen offen, daß es mir eine wahre Freude bereitet, Sie hier zu sehen und Sie zu unterhalten. Das wird etwas Gutes sein, was manch anderes Ungemach für mich aufwiegen kann. Ich werde Ihnen für diese Freude dankbar sein und nehme mir fest vor, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu beweisen.

218. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

[Potsdam,] 11. Mai 1777.

. . . Mit Recht verwerfen Ew. Königl. Hoheit die Behauptung gewisser Gelehrter, daß alle Kenntnisse aus dem Norden stammen¹. Sowenig wir auch vom Ursprung unserer Kenntnisse wissen, soviel sieht man doch, daß das Licht aus dem Osten ge-

¹ In einem Brief vom 3. Mai.

kommen ist. Confucius lebte viertausend Jahre vor uns¹; seine Lehre war in China berühmt, aber den Völkern diesseits des Ganges wenig bekannt. Die Perser hatten ihre Magier, bei denen Pythagoras in die Lehre ging²; Aegypten besaß vor Griechenland die Kultur³. So ist unser Europa als letztes gekommen. Es hat die Wissenschaften bedeutend vervollkommenet, ohne die Orientalen überflügeln zu können, und seit der Wiedergeburt der Wissenschaften hat die Physik, auf den Stab der Erfahrung gestützt, neue Entdeckungen gemacht und sich von ihren alten Irrthümern gereinigt. Aber soviel wir uns auch anstrengen, die letzten Dinge werden uns doch wohl ewig verhüllt bleiben. Unser Blick ist nicht durchdringend genug; unser Geist reicht nicht so weit und unsere Instrumente sind nicht so fein, daß wir die Natur in ihre Grundbestandteile zerlegen oder bis zu ihren letzten Ursachen vordringen könnten. Unsere beschränkte Wahrnehmung bleibt immerfort zwischen den beiden Abgründen des unendlich Großen und unendlich Kleinen stehen. Zur Not kann man sich mit der Nichterkenntnis dieser Rätsel abfinden; die Menschen können auf Erden ein gewisses Maß von Glück genießen, indem sie sich auf das beschränken, was ihnen zugänglich ist, und die Pflichten des Gesellschaftsvertrages⁴ erfüllen . . .

Sähe jemand diesen Brief, er würde mit Recht vermuten, daß er sich an einen Doktor der Philosophie richtet, und er wäre höchst erstaunt, wenn er erführe, daß diese Hirngespinnste einer großen Fürstin zugehört sind, die über dies Thema jedem, den sie zu unterrichten geruhte, tiefe Lehren zu geben wüßte. Aber Fürstinnen Ihres Schlages sind höchst selten; ja vielleicht sind Sie die einzige in Europa, der man seine Ansichten darzulegen wagt, ohne befürchten zu müssen, ihr lästig zu fallen. Das ist für mich ein Grund mehr, den Himmel doppelt um die Erhaltung dieses Phönix anzuflehen, um den die künftigen Jahrhunderte meine Zeitgenossen beneiden werden.

219. An Voltaire

Potsdam, den 9. Juli 1777.

. . . Es ist sehr ärgerlich, daß die sonst so liebenswürdigen und gesitteten Franzosen oft die barbarische Wut nicht bezähmen können, Unschuldige zu verfolgen. Wahrhaftig, je mehr man die absurden Fabeln untersucht, auf denen alle Religionen beruhen, desto mehr bemitleidet man die, die sich für solche Narrensposten begeistern.

¹ Konfucius lebte vielmehr 551—479 v. Chr. Seine Lehre ist nichts durchweg Neues, vielmehr eher eine Zusammenfassung schon früher gültiger moralischer Anschauungen. — ² Diese Beeinflussung des Pythagoras ist mindestens sehr zweifelhaft. — ³ Diese sehr richtige Auffassung widerspricht der am 5. März 1777 ausgesprochenen. — ⁴ Von dem Gesellschaftsvertrag spricht Friedrich auch in seiner Abhandlung „Eigenliebe als Moralprinzip“ von 1770; vgl. Werke Bd. VIII, S. 48 f.

Anbei ein „Traum“¹, der Sie vielleicht einen Augenblick belustigt. Ihnen solche Erzeugnisse teutonischer Phantasie schicken, heißt einen Tropfen ins Meer schütten.

Ich danke Ihnen für das schöne politische Projekt, das Sie mir eröffnen². Die Sache ließe sich ausführen, wenn ich zwanzig Jahre alt wäre. Der Papst und die Mönche werden zweifellos ein Ende nehmen. Ihr Sturz wird aber nicht das Werk der Vernunft sein, sondern sie werden in dem Maße eingehen, wie die Finanzen der Großmächte zerrüttet werden. Frankreich wird, wenn alle Geldquellen versiegt sind, die Abteien und Klöster säkularisieren müssen, um Geld zu bekommen. Das Beispiel wird Nachahmung finden, und die Zahl der Mönche wird auf ein Minimum herabsinken. In Osterreich wird der gleiche Geldmangel den Gedanken eingeben, den Kirchenstaat einzusteden — was sehr leicht wäre —, um davon die außerordentlichen Ausgaben zu bestreiten; und dem Heiligen Vater wird eine große Pension ausgesetzt werden.

Aber was wird dann geschehen? Frankreich, Spanien, Polen, kurz alle katholischen Mächte werden einen Stellvertreter Jesu, der dem Kaiserhause untergeordnet ist, nicht mehr anerkennen wollen. Ein jeder wird sich einen Patriarchen erwählen. Nach und nach wird die Einheit der Kirche zerfallen und schließlich wird jeder Staat seine Religion für sich haben, wie seine eigene Sprache.

Da ich für diese Prophezeiung keine Frist nenne, so kann mich niemand widerlegen. Trotzdem ist es sehr wahrscheinlich, daß die Dinge mit der Zeit diesen Verlauf nehmen . . .

220. An d'Allembert

Den 5. Oktober 1777.

Ich bin überzeugt, daß die Landluft Ihnen wohlgetan hat, besonders aber die Ortsveränderung und die Zerstreuung. Sie verschleucht traurige Gedanken und verleiht dem, was in uns denkt, die Kraft, seinen natürlichen Zustand wieder zu erreichen³. Oberst Grimm⁴ war auf der Durchreise hier; ich habe ihm ein anderes, ernsthafteres Geschreibsel anvertraut als meinen „Traum“⁵ und unterbreite es der philosophischen Zensur, die allein beurteilen kann, ob die Menschen richtig oder falsch schlußfolgern. Sie werden vielleicht finden, daß ich ein großer Tintenflecker bin. Aber Sie werden sich weniger darüber wundern, wenn Sie sich erinnern wollen, daß ich die Methode habe, schriftlich zu denken, um mich selber zu verbessern. Dabei fahre ich wohl, denn

¹ Die religiöse Satire „Traum“; vgl. Werke Bd. VIII, S. 165 ff. — ² Ist nicht erhalten. — ³ Am 22. September hatte d'Allembert geschrieben, daß er mehrere Wochen auf dem Lande verbracht hätte. —

⁴ Grimm (vgl. den Brief vom 25. November 1769) war in Rußland gewesen und dort zum Oberst ernannt worden. — ⁵ Vgl. den vorigen Brief.

der Mensch kann seine Gedanken vergessen, findet sie aber wieder, wenn man sie zu Papier gebracht hat.

Gute Laune, mein Freund! Das ist das einzige Linderungsmittel, das uns die Bürde des Lebens erträglicher macht. Ich will damit nicht sagen, daß man immer imstande sei, sich in diesen Gemüthszustand zu versetzen. Wenn man aber nach Demokrits Vorbild über die Oberfläche der Übel hinweggleitet, kann man sich lachend über etwas hinwegsetzen, was einem Misanthropen bitter erschiene. Z. B. kann Voltaire sich seine ganze gute Laune bewahren, ohne den Grafen von Falkenstein¹ gesehen zu haben. Wie viele Weise haben sich glücklich geschätzt, nie einem Herrscher begegnet zu sein! Der Besuch eines Kaisers kann der Eitelkeit eines Durchschnittsmenschen schmeicheln; Voltaire muß über solche Nichtigkeiten erhaben sein.

Sie schreiben mir von einer Frage, die Sie der Akademie vorlegen wollen. Ach, erst kürzlich haben wir den armen Lambert² verloren, einen unserer besten Köpfe. Ich weiß nicht, wer die Frage: „Ob es erlaubt ist, die Menschen zu täuschen?“ beantworten könnte³. Wegelin⁴ wäre wohl der einzige, der sie philosophisch zu behandeln vermöchte. Ich werde zusehen, wie sich das einrichten läßt. Fragen wir die Sekte der Unbegeisterten, so müssen wir zugeben, daß die meisten Wahrheiten für den menschlichen Blick undurchdringlich sind, da wir uns in einem Nebel von Irrtümern befinden, der uns ein für allemal das Licht raubt. Wie also kann ein Mensch — von ein paar mathematischen Wahrheiten abgesehen — sicher sein, seinen Nächsten nicht zu täuschen, da er sich ja selber täuscht? Jeder, der aus Eigennutz oder aus besondern Absichten der Welt etwas vormachen will, ist zweifellos zu verdammen. Aber darf man die Menschen nicht zu ihrem eignen Besten täuschen? Z. B. wenn man dem Kranken eine Arznei, die ihm widersteht, unter falscher Form gibt, da dies ja das einzige Mittel zu seiner Heilung ist? Oder wenn man die Verluste einer großen Schlacht beschönigt, um nicht ein ganzes Volk zu entmutigen? Oder schließlich, wenn man eine Gefahr oder ein Unglück verheimlicht, das einen Menschen zu tief ergriffe, teile man es ihm ungeschminkt mit, anstatt ihn allmählich darauf vorzubereiten? Was die Religion betrifft, so scheint sich aus allem, was uns vom Altertum überliefert ist, zu ergeben, daß die Ehrsucht sich ihrer zum eignen Emporstreigen bedient hat. Mohammed und so viele andere Religionsstifter bezeugen diese Wahrheit. Sie waren zweifellos zu verdammen. Andererseits bedenken Sie, daß nur wenige Menschen nicht ängstlich und leichtgläubig sind; hätte man ihnen keine Religion verkündet, sie hätten sich selbst eine geschaffen. Darum hat man das Bestehen von Kulte fast auf der ganzen Erde gefunden. Sobald diese Religionen

¹ Kaiser Joseph II. war im Juli unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein in der Schweiz gewesen, hatte aber keine Absicht, Voltaire zu besuchen, nicht ausgeführt. — ² Jean Henri Lambert (1728—1777) war seit 1764 Mitglied der Berliner Akademie gewesen. — ³ D'Allembert hatte am 22. September gebeten, der Akademie diese Frage vorzulegen. — ⁴ Jakob Wegelin (1721—1791) war seit 1765 Professor der Geschichte an der Académie des Nobles und seit 1766 Mitglied der Akademie.

Wurzel gefaßt haben, will das fanatische Volk, daß sie geachtet werden. Wehe denen, die es darüber aufklären wollten; denn sehr wenige Menschen haben einen so klaren Geist, daß sie folgerichtig denken können. Deswegen soll aber doch jeder Philosoph den Fanatismus bekämpfen, denn dies Delirium führt zu Greuelthaten, Verbrechen und den verwerflichsten Handlungen¹ . . .

221. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Den 22. Oktober 1777.

. . . Ew. Königliche Hoheit tun mir zuviel Ehre an! Großmütig wie Sie sind, wollen Sie meinem Namen unendliche Dauer geben². Gestatten Sie mir, Ihnen in aller Harmlosigkeit zu sagen, was ich davon halte. Wenn manche Menschen sich mehr als andere rühren, so redet die Welt von ihnen, eben weil sie keine Ruhe halten. Sterben sie, so spricht man schon weniger von ihnen. Andere Quälgeister tauchen auf, erfüllen die Köpfe mit neuen Geschichten und lenken alle Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Ihnen folgen wieder andere; kurz, die Fülle der Ereignisse, der Strom der Zeit, der unablässig neue Gegenstände herbeiführt und erscheinen läßt, löseth die alten aus, und so fließen nach einem gewissen Zeitabschnitt die Namen und Handlungen ineinander und erstickn sich sozusagen gegenseitig. Unsere Kenntnis über den von uns bewohnten Erdball reicht kaum fünftausend Jahre hinauf und doch steht es fest, daß die Welt von Ewigkeit her bestanden haben muß. Wir wissen also fast nichts von dem, was sich während dieser unendlichen Dauer zugetragen hat. Fügen wir nun zu unserm Jahrhundert noch vierzig hinzu, so wird die ungeheure Fülle der Tafsachen der Nachwelt jede Geschichtskennntnis unmöglich machen. Sie wird sich auf die Kennntnis der neuesten Ereignisse beschränken, die sie unmittelbar angehen, und der Rest wird aus ihrem Gedächtnis verschwinden, garnicht zu reden von den physikalischen und moralischen Umwälzungen, die noch eintreten können, den Überschwemmungen oder Erdbeben, die weite Länderstriche verheeren, den Kriegen, die ganze Völker in die Barbarei zurückwerfen, wie es mit Griechenland geschehen ist, dessen Bürger nicht mehr wissen, daß jemals ein Lykurg, Solon, Epaminondas, Perikles, Demosthenes und Homer in den unglücklichen Gefilden lebte, wo sie als Sklaven der Türken haufen. Das sind Umwälzungen, die auf unserm Erdball stattgefunden haben und noch weiter stattfinden müssen. Aber ich wage Ew. Königl. Hoheit kühnlich zu versichern, daß wir vor jeder völligen Vernichtung geborgen sind. Das Werk des höchsten Wesens ist über Schicksalsschläge erhaben. Dies Wesen ist weise und sein Wille ewig; es wird also nicht aus Laune zerstören, was es einzurichten und zu vervollkommen für gut befand.

¹ Vgl. auch die Briefe vom 8. Januar und 3. April 1770. — ² In einem Brief vom 17. Oktober.

Verzeihen Sie mir gütigst! Ich merke, daß ich schon wieder abschweife und mit Ew. Königl. Hoheit wie ein jünstiger Philosoph schwage. Legen Sie in Ihrer Nachsicht dies Gerede meiner Altersschwäche zur Last, die mich nachgerade faseln läßt. Aber auf etwas hat dies Gefasel keinen Einfluß: das ist die Bewunderung und Hochschätzung, mit der ich stets der Ihrige verbleibe.

222. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Schönwalde, 1. Mai 1778.

... Sicherlich berechtigen uns die allgemeinen und ewigen Weltgesetze zu der Annahme, daß ein gleiches von den besonderen Gesetzen gilt und daß der sogenannte Zufall keinen Anteil an den Lebensereignissen hat. Fest steht, daß die Menschen nach Plänen handeln, die sie sich machen, ohne zu wissen, ob das Spiel der unberechenbaren Nebenursachen sie zum Ziele führen wird. Recht versehen sind wir also nur Drahtpuppen in der Hand Gottes, der unser Wollen und Handeln nach einem uns bekannten Ziele lenkt, das aber notwendig zur allgemeinen Verkettung der Ursachen des Weltgeschehens gehört. Ich, der ich nur eine der kleinsten dieser Puppen bin, vertraue mich dem Arm des Allmächtigen an, der mich leitet, und überlasse mich meinem Schicksal . . .

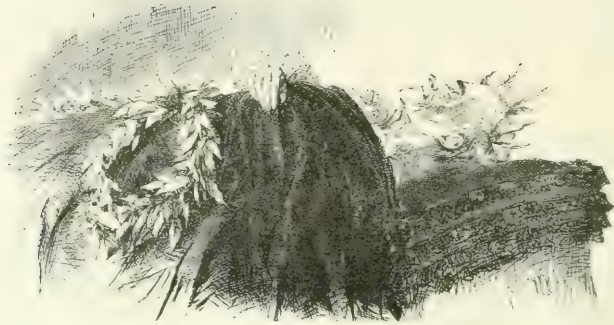
223. An Friedrich August von Braunschweig

[Juni/Juli 1778.]

Mein lieber Neffe,

Da Du mir versicherst, daß es Krieg geben soll¹ und daß dies in Berlin beschlossene Sache sei, so habe ich gleich daran gedacht, mein Haus zu bestellen. Ich vermache Dir 20 000 Taler, die ich bei der Seehandlung zu 10% stehen habe. 15 000 schicke ich Dir hier, der Rest von 5 000 folgt im nächsten Monat. Du sollst die Nutznießung dieser Summe haben, bis zu dem Tage, da Du die Herrschaft in Hls antrittst. Alsdann fällt sie an den kleinen Leopold². So hätte ich mein Testament gemacht und ausgeführt. Ich werde leichteren Herzens in den Kampf gehen, wenn ich keinen Anlaß mehr zu unruhigen Gedanken habe. Ich umarme Dich, mein Lieber, und versichere Dich meiner zärtlichen Zuneigung.

¹ Der Bayerische Erbfolgekrieg war Mitte des Jahres 1778 als sicher zu erwarten; vgl. Werke Bd. V, S. 105. — ² Einen Bruder Friedrich Augusts; vgl. den Brief vom 12. Mai 1785. Im Testament vom 8. Januar 1769 hatte der König seinen Neffen Friedrich mit 10 000 Talern bedacht; vgl. Werke Bd. VII, S. 289.



224. An de Catts

Burkersdorf¹, [August] 1778.

Besten Dank für die kleinen Züge, die Sie mir von dem verstorbenen Patriarchen² berichten. Lieber wäre es mir freilich, seine Worte wären noch die eines Lebenden. Bei der Unruhe des Lagerlebens und der Schwere meines Amtes komme ich jetzt nicht dazu, seine Gedächtnisrede zu verfassen. Ich schiebe diese Arbeit für die Winterquartiere auf, fürchte aber, der Redner wird seinem Gegenstand nicht gewachsen sein³. Schade, daß die Bibliothek des großen Mannes für Europa so gut wie verloren ist⁴. Unser Zeitalter entartet; es hat keine Liebe mehr für die schönen Künste und Wissenschaften. Gehen diese Künste zugrunde, wie ich voraussehe, so ist das wohl nur dem mangelnden Interesse an ihnen zuzuschreiben. Ich für mein Teil werde sie bis zum letzten Atemzug lieben. Sind meine angeborenen Gaben auch nur sehr gering, so finde ich doch allein bei den Musen Trost und Erleichterung von der Bürde des Lebens. Ich versichere Ihnen, wäre ich Herr meines Schicksals gewesen, weder der Glanz des Thrones, noch der Stolz, Heeren zu gebieten, noch der Geschmack an feichten Zerstreungen hätten ihnen den Rang abgelaufen. Die wenigen Augenblicke der Muße, die ich erübrigen kann, widme ich der Literatur. So ist Voltaires Verlust mir um so empfindlicher, als der Thron des Parnasses, den er eingenommen hat, lange leer bleiben wird und ich ihn nie mehr besetzt sehen werde . . .

¹ Vgl. Werke Bd. V, S. 113. — ² Von Voltaire, der am 30. Mai 1778 gestorben war. Catts Brief liegt nicht vor. — ³ „Gedächtnisrede auf Voltaire“, Werke Bd. VIII, S. 232 ff. — ⁴ Voltaires Bibliothek wurde von der Zarin Katharina II. gekauft.

225. An Heinrich

[Breslau¹,] 9. November 1778.

Mein lieber Bruder,

Mein Brief wird diesmal etwas mager ausfallen. Wir fangen zwar an, in unsern Winterquartieren etwas mehr Ruhe zu haben als zuvor, aber eine andere Arbeit tritt vor mich und erschreckt mich etwas durch den Wust des zu bewältigenden Materials. Ich sehe schon, lieber Bruder, dieser Winter wird an meinen Geist noch höhere Anforderungen stellen als der vergangene Sommer an meinen Körper. Eine solche Bürde ist in meinen Jahren ziemlich schwer und ich weiß nicht, wie ich sie tragen soll . . . Ich lebe hier wie eine Ratte im Keller und gebe den schlesischen Papiermühlen zu verdienen, indem ich vom Morgen bis zum Abend Papier beschmiere: das ist, lieber Bruder, tatsächlich alles, was ich Dir aus Breslau melden kann. Ich hoffe, gute Nachrichten über Dein Befinden zu erhalten.

226. An Heinrich

Breslau, 17. Dezember 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich nehme aufrichtigsten Anteil an Deiner zerrütteten Gesundheit², kann aber doch die Hoffnung noch nicht aufgeben, daß Du durch Diät und mäßige Bewegung Dich wieder erholst, nicht so weit, wie Du mit achtzehn Jahren warst, aber doch mehr, als es gegenwärtig der Fall ist. Allerdings erfordert der Krieg eine starke und kräftige Konstitution, und körperliche Gebrechen vertragen sich schlecht mit den leiblichen und geistigen Erschütterungen, denen man immerfort ausgesetzt ist. Guter Wille reicht nicht hin; die Maschine darf das von ihr geforderte Spiel der Triebfedern nicht

¹ Friedrich wählte im Winter 1778/79 Breslau zum Quartier; vgl. Werke Bd. V, S. 119. —

² Heinrich hatte im Dezember wiederholt geklagt, daß er sich bei seinem Alter den Pflichten eines Heerführers nicht mehr gewachsen fühlte.

versagen. Der jetzige Krieg wird sicherlich der letzte sein, den ich mitmache. Ich wünschte nur, ich erlebte sein Ende und er fielen so glücklich aus, wie ich es für mein Vaterland und für Deutschland hoffe . . .



227. An die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Breslau, 27. Dezember 1778.

Mit großer Genugtuung ersehe ich aus dem eben erhaltenen Brief Ew. Königl. Hoheit, daß Ihre Gesundheit, die mir so am Herzen liegt, stets gut ist¹. Ew. Königl. Hoheit scheinen Anstoß an meiner Ansicht zu nehmen, das Fatum der Alten bestimme das Leben der Menschen. Ich bitte Sie aber zu bedenken, daß

¹ In diesem Brief, der vom 21. Dezember datiert ist, widerspricht die Kurfürstin den vom König am 1. Mai 1778 ausgesprochenen Ansichten.

das höchste Wesen, das der ganzen Natur unabänderliche Gesetze gegeben hat, eben solche Gesetze für alle Geschöpfe aufgestellt hat. Wir alle kommen mit einem unzerstörbaren Charakter zur Welt, den uns die Natur, oder vielmehr Gott, verliehen hat. Unsere Leidenschaften, unsere Vorurteile und das Maß von Geist, das wir erhielten, beeinflussen alle unsere Handlungen; diese unsichtbaren Triebfedern benutz die Vorsehung, um unser Handeln zu leiten. Der Pater Malebranche¹ war überzeugt, daß wir alles in Gott sehen, daß alle unsere Kenntnisse und Gedanken uns nur vom Schöpfer der Natur eingegeben werden können, daß wir von ihm alles haben und daß der Mensch somit nur eine Puppe in göttlichen Händen ist. Die Anschauung der Kirchenväter deckt sich völlig mit der meinen. Sie alle haben geglaubt, daß der Mensch nur durch die Wirkung der göttlichen Gnade zum Guten gelangt und daß in einer von dem ewigen Baumeister geschaffenen Welt nichts sich ereignen kann, was nicht seinem Willen entspricht. Daraus müssen Ew. Königl. Hoheit mit der römisch-katholischen apostolischen Kirche den Schluß ziehen: da die göttliche Vorsehung alles vorhergesehen hat, so kann nichts gegen ihre ewigen Ratschlüsse geschehen; und so werden Sie gütigst einräumen, daß ich wenigstens in dieser Hinsicht streng rechtgläubig bin. Wie man die Materie auch ansehen mag, man muß doch stets zugeben, daß sich nichts ohne Gottes Willen ereignen kann, somit auch, daß er alles lenkt. Aus dieser handgreiflichen Wahrheit folgt, daß der Mensch nichts als ein geringes Werkzeug in den Händen der Allmacht ist, die sich seiner nach ihrer unendlichen Weisheit zur Verwirklichung ihrer Ratschlüsse bedient . . .

228. An d'Allembert

Den 7. Oktober 1779.

Damit Sie nicht glauben, daß nach dem Tode unseres Patriarchen² niemand mehr im Weinberg des Herrn arbeitet, lege ich diesem Briefe ein Erzeugnis der Brüder vom Baltischen Meer bei, die so viel Steine wie möglich aufschichten, um ihren Feind zu steinigen. Dieser Kommentar³ ist nach den Grundsätzen von Huet⁴, Calmet⁵, Labadie⁶ und so vielen anderen Grüblern verfaßt, die in ihrer ausschweifenden Phan-

¹ Vgl. den Brief vom 2. Oktober 1736. — ² Voltaire. — ³ „Apostolischer und theologischer Kommentar zu den heiligen Prophezeiungen des heiligen Verfassers von Blaubart“, eine Satire auf die theologische Auslegungskunst; Werke Bd. VIII, S. 137 ff. — ⁴ Pierre Daniel Huet (1636—1721), ein gelehrter Jesuit, auf dessen Werk über die Interpretationskunst (erschienen 1661) der König vermutlich anspielt. — ⁵ Augustin Calmet (1672—1757), Abt von Conques in den Vogesen, verfaßte einen Kommentar über das Alte und das Neue Testament (Paris 1707—1716). — ⁶ Jean Labadie (1610—1674), ein Mystiker.

tasse in manchen Büchern Dinge gefunden haben, die nie darin standen. Die andere Schrift¹ behandelt die Grundlage des gesellschaftlichen Zusammenhanges und gewisse Pflichten der Lebenden, die durch den Gesellschaftsvertrag zusammengeschlossen sind. Das alles macht keine große Sensation; befehrt es aber einen von tausend, so kann der Verfasser zufrieden sein und sich schmeicheln, seine Zeit nicht verloren zu haben. Die Voltairebüste², von der Sie mir schrieben, würde mich sehr zum Ankauf reizen, hätten wir nicht gerade den kostspieligen Krieg hinter uns, der uns für eine Weile aufs Trockne setzt. Es wäre etwas fürs nächste Jahr, wo uns neue Federn wachsen werden. Sie kennen das Sprichwort: Ohne Geld keine Schweizer. Ohne Geld keine Büste.

Wie ich aus Ihrem Brief entnehme, waren Sie auf dem Lande, um sich von Ihrer eifrigen Arbeit zu erholen. Das ist wohlgetan, denn der Geist muß etwas Ausspannung haben. Wäre er stets in Tätigkeit, so verlöre er seine ganze Spannkraft. Zugleich eröffnen Sie mir die Aussicht auf ein Wiedersehen mit Protagoras³ in diesen Gefilden. Hätten Sie doch den Pfeil des Ibaris oder den Wagen des Elias, um rascher und bequemer herzugelangen! Wenn Voltaire Ihnen seinen Pegasus vermacht hat, so wäre dies Rosß das allerbequemste Beförderungsmittel. Und so will ich auch unseren Astronomen einschärfen, alle ihre Fernrohre nach dem Äther zu richten, um mir Ihre Ankunft zu melden. Immerhin muß ich eins hinzufügen: wenn Sie diese Reise zu lange hinauschieben, könnte es sein, daß Sie mich nicht mehr antreffen. Ich bin alt, gebrechlich und hinfällig. Der Tod bedarf seiner Hippe nicht, um meinen Lebensfaden zu durchschneiden; er ist ein Spinnensfaden, der sich mühelos zerreißen läßt. Aber das kümmert mich nicht. Etwas früher oder später werden wir, das folgende Geschlecht und die ganze Nachwelt nebst dem *circulus circulorum* den gleichen Weg gehen, den unsere Vorgänger uns gebahnt und gewiesen haben . . .

229. An d'Allembert

Den 3. Dezember 1779.

Ich war etwas besorgt um das Schicksal meiner Briefe und des beige-schlossenen Pakets⁴ und hatte die Post im Verdacht der Untreue, ja ich ging in meinem Argwohn

¹ Die „Briefe über die Vaterlandsliebe“; vgl. Werke Bd. VIII, S. 279 ff. — ² D'Allembert hatte dem König am 19. September eine Marmorbüste von Voltaire für 1000 Taler angeboten, die später auch erworben wurde; sie befindet sich heute im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum. — ³ Der Philosoph Protagoras (etwa 485—415 v. Chr.) mußte Atben, des Atheismus angeklagt, verlassen; auf der Überfahrt nach Sizilien ertrank er. — ⁴ Vgl. den Brief vom 7. Oktober 1779.

so weit, zu glauben, daß man Ihnen weder meinen Brief noch die Exemplare ausgehändigt hätte, weil darin Behauptungen gefunden worden seien, die fromme Ohren verletzten und nach Keßerei schmeckten. Ich fürchtete sogar, diese Vorheiten wären dem Herrn Erzbischof von Paris angezeigt worden und er würde den armen Keger, der diese frommen Schriften verfaßt hat, mit dem großen Kirchenbann belegen. Endlich kommt Ihr Brief¹ an und meine Besorgnis verschwindet. Sie urteilen über diese schwachen Nachwerke zu günstig. Was kann Gutes aus dem Hirn eines unwissenden Greises entspringen, der zeitlebens ein Spielball der Schicksalslaunen war, dem seine Tätigkeit die Zeit raubt, die er zum Nachdenken benutzen könnte, der täglich etwas von seinen Sinnen und seinem Gedächtnis verliert und bald dem Lord Marshall, Voltaire und Algarotti nachfolgen wird. Im Alter der vollen Manneskraft hat die Seele am meisten Energie. Da kann man etwas Tüchtiges leisten, vorausgesetzt, daß man die nötigen Kenntnisse, Gaben und Genie besitzt. Aber das Alter zerstört alles. Die Seele wird so schwach wie der Körper; beide verlieren ihre Kraft und Frische. Meine Absicht beim Verfassen dieser Rhapsodien war gut; zu ihrer Ausführung hätte es freilich einer geschickteren Hand und eines akademischeren Stils bedurft.

Sie wundern sich, daß in den Briefen des Philopatros² von den Enzyklopädisten die Rede ist. Ich habe in ihren Werken gelesen, daß die Vaterlandsliebe ein Vorurteil sei, das die Regierungen zu befestigen versucht hätten, daß es aber in einem aufgeklärten Jahrhundert wie dem unsern Zeit wäre, mit solchen alten Hirngespinnsten aufzuräumen. Das muß in einem der Werke stehen, die kurz vor oder nach dem „System der Natur“³ erschienen sind. Derartige Behauptungen zu widerlegen, ist zum Besten der Gesellschaft unbedingt erforderlich. Schließlich habe ich zu meiner völligen Rechtfertigung hinzuzufügen, daß man hier in Deutschland alle Werke, die von Grüblern in Frankreich verfaßt werden, auf Rechnung der Enzyklopädisten setzt. Ich sprach zum Publikum, mußte mich also seiner Sprache anpassen; denn ich hoffe doch, Sie haben eine so gute Meinung von mir, daß Sie mir nicht zutrauen, ich verwechselte einen d'Allembert mit Diderot⁴, mit Jean Jacques Rousseau und den sogenannten Philosophen⁵, die eine Schmach der Literatur sind. Mit Freuden begrüße ich die Aussicht, Anaxagoras vor meinem Tode noch wiederzusehen; ich muß Ihnen jedoch sagen, daß keine Zeit zu verlieren ist. Mein Gedächtnis läßt nach, meine Haare

¹ Bom 19. November 1779. — ² Im achten Brief über die Vaterlandsliebe (vgl. Werke Bd. VIII, S. 298 f.) bekämpft Friedrich die Ansicht der Enzyklopädisten, daß die Vaterlandsliebe den Weltbürgern nicht mehr anstünde. D'Allembert hatte seinen Kreis verteidigt: die ernsthaften, wirklichen Philosophen hegen dergleichen Ansichten nicht. — ³ Vgl. den Brief vom 7. Juli 1770. —

⁴ Denis Diderot (1713—1784), der schon stark materialistisch beeinflusste Herausgeber der Enzyklopädie nach d'Allemberts Ausscheiden. — ⁵ Philosophen nannten sich die Verfasser des „Système de la nature“, Holbach, Grimm und andere, nachdem ihnen dieser Titel zunächst spottweise beigelegt worden war.

werden weiß und mein Feuer erlischt. Bald wird von dem sogenannten Philosophen von Sansfouci nichts mehr übrig sein. Sie werden darum mit nicht weniger Herzlichkeit aufgenommen werden.

230. An d'Alembert

[Januar 1780.]

... Seit ich nach Berlin zurück bin, wollte ich meinen Geist vom Rost des Land-
 lebens reinigen und mit akademischem Firnis überziehen. Ich habe mich mit Herrn
 Formey¹ unterhalten. Zu meiner großen Erbauung haben wir grundgelehrt über
 die schwierigsten Fragen disputiert, von denen unser ständiger Sekretär mich über-
 zeugen wollte. Ein andermal hat der Homerforscher Vitauvé² mit allen Ernstes ver-
 sichert, der Verfasser der Ilias und Odyssee sei der einzige Dichter, den die lange Reihe
 der Jahrhunderte hervorgebracht hätte. Dann habe ich mich an den weisen politischen
 und philosophischen Betrachtungen des Herrn Wegelin³ erbaut; und da die irdischen
 Geschäfte mich für eine Weile den Himmel hatten vergessen lassen, hat Herr Bernoulli⁴
 die Freundlichkeit gehabt, mir die Reiseroute der Gestirne mitzuteilen. Er hat mich
 darüber belehrt, daß der Hof der Venus vielleicht zahlreicher ist, als man vermeint hat,
 und daß man Anzeichen für einen ihrer Trabanten hätte. Rasch von Entschluß, wie ich
 bin, habe ich diesen Trabanten gleich gekauft und ihm den Namen Cupido gegeben.
 Ich habe mich der Huld der Göttin, ihres Trabanten und der drei Grazien empfohlen.
 Herr Bernoulli behauptet, mit Hilfe dieses Trabanten (der offenbar ein Spion ist),
 Masse und Umfang der Göttin von Kythera so genau feststellen zu können, als ob er
 sie mit seinem Gürtel gemessen hätte. Ich habe ihn sehr gebeten, das Geheimnis zu
 wahren und nicht die Meisterwerke eines Phidias und Praxiteles in Mißkredit zu
 bringen, die die Göttin so hervorragend in Stein gebildet haben. Seitdem habe ich
 noch Herrn La Grange⁵ gesehen, der die Güte hatte, die Erhabenheit seiner Sprache
 im umgekehrten Verhältnis zum Quadrat meiner Unwissenheit herabzusummen. Er
 hat mich von Abstraktion zu Abstraktion durch ein Labyrinth von Dunkelheiten ge-
 führt, in dem mein armer Geist verirrt wäre, hätte der gute Schweizer Merian⁶ mich
 nicht aus den hehren Regionen der unendlich kleinen Größen wieder auf diesen ver-
 worfenen und gemeinen Erdball gesetzt, auf dem ich vegetiere. Schließlich hat Herr
 Achard⁷ mich gelehrt, was fixe Luft ist, und mich ohne Mühe zu der Einsicht gebracht,

¹ Vgl. den Brief vom 18. März 1736. — ² Paul Jeremias Vitauvé (1732—1808), Homerübersetzer, Mitglied der Berliner Akademie. — ³ Vgl. den Brief vom 5. Oktober 1777. — ⁴ Der Astronom Johann Bernoulli (1741—1807). — ⁵ Vgl. den Brief vom 2. Juli 1769. — ⁶ Johann Bernhard Merian (1723—1807), Philosoph, seit 1749 Mitglied, seit 1797 Sekretär der Berliner Akademie. — ⁷ Franz Karl Achard (1754—1821), Physiker, seit 1782 Direktor der physikalischen Klasse der Berliner Akademie. —

daß die Materie eine Unmenge von Eigenschaften besitzt, die sich unserer Kenntnis bisher entzogen haben, und daß es uns nur auf den Spuren Bacon's¹ mit Hilfe vieler Experimente allmählich gelingen wird, den Umfang unserer Kenntnisse ein wenig zu erweitern. Leider werden die letzten Ursachen der Dinge unserm schwachen Blick stets verborgen bleiben. Soviel in kurzem von dem kleinen akademischen Kursus, den ich während meiner Krankheit durchgemacht habe. Es verlohnte sich sicherlich nicht, das dem erhabenen Anaxagoras mitzuteilen. Hätte ich ihm etwas Interessanteres zu sagen gehabt, ich hätte es getan.

231. An d'Allembert

[Ende März 1780.]

Ich weiß nicht, infolge welches Zufalls im Ausland Einzelheiten über Urteile bekannt werden, die in meinem Lande gefällt worden sind². Die Gesetze sind dazu da, die Schwachen vor der Bedrückung der Starken zu schützen. Sie würden überall beobachtet werden, wenn man ihren Vollstreckern scharf auf die Finger sähe. In Frankreich haben Sie prächtige Reden der Präsidenten beim Zusammentritt der Parlements³. Diese Reden zeigen, daß jene tüchtigen Beamten bemüht waren, die Richter gegen alle menschlichen Schwächen und Laster zu feien, die sie zum Mißbrauch ihres Amtes hätten verleiten können. Aber es genügt nicht immer, zu warnen; bisweilen muß auch ein strenges Exempel statuiert werden, um eine so große Zahl von Richtern zu ihrer Pflicht anzuhalten. Ursprünglich waren die Herrscher selbst Richter⁴. Aber die Fülle der Geschäfte hat sie genötigt, die Rechtspflege Männern zu übertragen, denen sie die Gesetzgebung anvertraut hatten. Gleichwohl dürfen sie diesen Teil der Regierung nicht so weit vernachlässigen, daß sie den Mißbrauch ihres Namens und ihrer Autorität zu Rechtswidrigkeiten dulden. Darum bin ich gezwungen, den Männern des Rechts auf die Finger zu sehen; denn ein ungerechter Richter ist schlimmer als ein Straßenträuber. Allen Bürgern ihr Hab und Gut zu sichern und sie so glücklich zu machen, als es die Natur des Menschen gestattet — das ist die Pflicht aller, die an der Spitze einer Gesellschaft stehen. Ich suche sie nach besten Kräften zu erfüllen. Was nützte es mir auch sonst, Plato und Aristoteles, die Gesetze Lykurgs und Solons gelesen zu haben? Die guten Lehren der Philosophen in die Praxis um-

¹ Francis Bacon (1561—1626). — ² D'Allembert hatte am 29. März 1780 den König wegen seiner Haltung im Müller Arnoldischen Prozeß gepriesen. — ³ Im alten Frankreich hießen die obersten Gerichtshöfe der Provinzen Parlamente. — ⁴ Vgl. das erste Kapitel des Antimachiavell (Werke Bd. VII, S. 6 f.) und die Abhandlung „Über die Gründe, Gesetze einzuführen oder abzuschaffen“; deutsch Werke Bd. VIII, S. 22 ff.

sehen, das ist wahre Philosophie; Sie werden den künftigen Zeiten Lehren geben, die in den Köpfen der Nachwelt keimen und ihrerseits Menschen bilden werden, die danach trachten, Wohltäter für ihresgleichen zu sein.



232. An d'Allembert

Den 22. Juni 1780.

Wir hofften von Stunde zu Stunde auf Ihre Ankunft, als Ihr Brief eintraf¹. Er hat mich zwar erfreut, mir aber keinen Ersatz für Ihr Fernbleiben geboten. Freilich sind die Hinderungsgründe Ihrer Reise so ausschlaggebend, daß ich Ihnen beipflichten muß. Welches Verhängnis ist schuld daran, daß sich Grief in den Lenden eines Philosophen bildet? Konnte er nicht im Körper eines Doktors der Sorbonne, eines Fanatikers, eines Kapuziners oder irgend eines andern Tiers dieser Rasse entstehen? Diese Krankheit ist eine der schmerzhaftesten, die die arme Menschheit befallen können. Ich rate Ihnen, ein Mittel der Mrs. Stephens zu benutzen; es hat hier zu Lande vielen Linderung gebracht. Obwohl die Engländer mit Frankreich Krieg führen², glaube ich doch, daß ein Franzose mit Newton rechnen, mit Locke denken und sich durch Mrs. Stephens kurieren lassen kann. Damit, lieber Anaxagoras, habe ich mein letztes Wort gesprochen; ich werde Sie erst im Tal Josaphat wiedersehen — wenn es eins gibt. Für Voltaire bürgte ich Ihnen, daß er nicht mehr im Fegesfeuer schmort. Nach der öffentlichen Seelenmesse, die in der katholischen Kirche

¹ Am 8. Juni hatte d'Allembert geschrieben, daß er wegen Erkrankung die seit lange geplante Reise nach Berlin aufgeben müßte. — ² Frankreich war seit 1778 als Verbündeter Nordamerikas mit England im Krieg.

zu Berlin für ihn gelesen worden ist¹, muß der französische Virgil nun in der Glorie strahlen, und der Prierterhaß kann ihn nicht daran hindern, im Elysium mit Sokrates, Homer, Virgil und Lukrez zu lustwandeln. Rechts und links auf Bayles und Montaignes Schulter gestützt, läßt er seinen Blick in die Ferne schweifen und sieht, wie die Päpste, die Kardinäle, die Verfolger, die Fanatiker im Orkus die Qualen des Trion, Tantalus, Prometheus und aller berühmter Verbrecher des Altertums leiden. Hätten die Schlüssel des Fegeseuers lediglich in den Händen Ihrer französischen Bischöfe gelegen, so wäre für Voltaire jede Hoffnung dahingeschwunden. Aber mit Hilfe des Nachschlüssels der Seelenmessen ist das Schloß geöffnet worden, und er ist hinausgelangt trotz Beaumont², Pompignan³ und der ganzen Sippe . . .

233. An d'Allembert

Den 1. August 1780.

Ihr Brief klingt so traurig⁴, daß es mir wehgetan hat. Es scheint, daß Sie ebenso über Ihr körperliches Befinden wie über Ihr Schicksal zu klagen haben. Wir sind Greise und stehen am Ziel unserer Lebensbahn; man muß versuchen, sie fröhlich zu enden. Wären wir unsterblich, so dürften wir uns wohl über unsere Leiden betrüben; aber unser Leben ist zu kurz, als daß wir uns an Dinge klammern sollten, die unsern Augen bald für ewig entrückt sein werden. Sie sagen, lieber Anaxagoras, Sie hätten die Tatkraft verloren, die Sie im Jahre 1763⁵ besaßen. Ich auch — das ist das Los der Greise. Mein Namensgedächtnis schwindet, meine geistige Frische läßt nach; meine Beine sind wackelig; ich sehe schlecht, — kurz, ich habe Beschwerden wie ein anderer. Aber diese ganze Prozeßion von Krankheiten und Gebrechen raubt mir meine Heiterkeit nicht und ich werde mich mit lachendem Antlitz begraben lassen. Suchen Sie doch alles von sich abzuwälzen, was Ihre Seelenruhe stören kann. Bedenken Sie, daß das Leben nur ein Traum ist und daß nichts übrig bleibt, wenn es vorbei ist. Voller Betrübnis muß ich auf das Vergnügen, Sie wiederzusehen, verzichten und unsere Unterhaltung muß schwarz auf weiß fortgeführt werden. Aber das ist immer noch besser als garnichts. Sie werden also Ihre Gedanken schildern und ich werde sie mir zu nuhe machen . . .

Ich habe es wohl schon gesagt und ich fürchte, ich behalte Recht: das Grab Voltaires wird das der schönen Künste sein. Er war der Schlußstein des schönen Zeit:

¹ Am 30. Mai, dem Todestag Voltaires. — ² Der Erzbischof von Paris. — ³ Jean George Lefranc Marquis de Pompignan hatte 1763 als Bischof von Puy-en-Velay einen gegen Voltaire gerichteten Hirtenbrief erlassen. — ⁴ D'Allembert hatte sich am 24. Juli über die Beschwerden des Alters beklagt. — ⁵ 1763 hatte Friedrich d'Allembert zum letztenmal gesehen.

alters Ludwigs XIV. Wir kommen in die Periode des Plinius, Seneca und Quintilian¹. In Zeiten der Unfruchtbarkeit scheidet man leichter aus der Welt als in Zeiten des Überflusses; denn dann hängen wir nicht mehr an dem, was wir verlassen müssen. Folgen Sie darum meinem Rat, lieber Anaxagoras. Kränzen Sie Ihr Haupt mit Rosen, unterhalten Sie sich und überlassen Sie sich Ihrem Schicksal. Möchten Sie glücklich sein und bei guter Gesundheit bleiben.

234. An Korrektor Moritz²

Berlin, den 21. Januar 1781.

Machten alle deutsche Dichter, wie Ihr in Euren mir zugefertigten Gedichten³, mit so viel Geschmack, und herrschte in ihren Schriften eben der Verstand und Geist, welcher aus den beigelegten zwei kleinen Brieffsammlungen⁴ hervorblickt, so würde ich bald meine landesväterlichen Wünsche erfüllt und die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang streitig machen sehen. Eure drei Schriften eröffnen mir dazu eine angenehme Aussicht; sie haben meinen völligen Beifall, und ich ermuntere Euch zu fernerer Vervollkommnung der vaterländischen Sprache als Euer gnädiger König

Friderich

235. An d'Allembert

Den 13. April 1781.

Die Natur hat es so gewollt, daß Gesundheit und Hoffnung uns ins Leben geleiten, um uns über die Übel hinwegzutäuschen, die unserer harren. Und aus übergroßer Vorsicht schickt uns dieselbe Natur Krankheiten und Gebrechen, damit wir uns nicht zu sehr an dies verwünschte Leben hängen und ihm desto leichter entsagen. Wir beide gehören zur letzten Klasse; jeden Tag erleiden wir Verluste; wir schicken unser großes Gepäck voraus, da wir sicher sind, bald nachzukommen. Von der Gicht, die mich so belästigte, bin ich nun durch Enthaltensameit und Diät befreit. Jetzt denke

¹ Marcus Fabius Quintilianus, römischer Rhetor des 1. Jahrhunderts n. Chr. — ² Carl Philipp Moritz (1757—1793), Korrektor an der Könlischen Schule in Berlin. — ³ Moritz widmete dem König damals seine „Sechs deutsche Gedichte“. — ⁴ „Vom Unterschiede des Affinatio und Dativs oder des mich und mir, sie und ihnen“, und „Kleine Schriften die deutsche Sprache betreffend“.

ich nicht mehr daran, obgleich ich mich auf einen neuen Besuch dieses ungebetenen Gastes gefaßt mache. Während Frankreich zur See wacker gegen England kämpft¹, habe ich die Gicht bekämpft und sie durch Hunger bezwungen. Es wäre zu wünschen, daß die Spanier es ebenso mit Gibraltar machten².

Wir hatten eine kleine kirchliche Bewegung wegen einer Sache von höchster Bedeutung. Wie Sie wissen, glauben die Protestanten, daß die Gottheit ihren Gesang liebt. Welcher deutsche Dichter in diesen schönen Liedern einen Haufen von Abergkeiten entdeckt hat, ist mir unbekannt. Er hat also neue verfaßt, die nach seiner Ansicht der Würde des höchsten Wesens mehr entsprechen. Dadurch ist eine Spaltung in der Kirche entstanden; die einen sind für die alten, die andern für die neuen Lieder. Das Volk schrie über diese Kezerei, ohne zu wissen, warum. Die Geistlichen, die auf einander neidisch sind, wollten sich gegenseitig in den Bann tun. Die Buchhändler mischten sich in den Streit; die einen hatten vollständige Ausgaben der neuen Lieder, die sie verkaufen wollten; andere hatten ihren Laden voll von alten, die sie nicht hätten absetzen können, wenn die neue Mode die Oberhand gewann. In diesem Konflikt haben beide Parteien sich bei mir beschwert und als unparteiischer Richter habe ich entschieden, daß ein jeder Gott in der Weise loben sollte, wie er es für angebracht hielt. Dadurch ist der Friede in der Berliner Kirche wiederhergestellt³. Bewundern Sie indes, daß ein Ungläubiger zum unwürdigen Werkzeug wird, das entstehende Schisma in der Herde seiner Auserwählten beizulegen! Einſt hat Plato zur Begründung der christlichen Religion gebietet; Voltaire hat den ganzen Scharfsinn seines Genius aufgewandt, um die Priester vernünftig und die falschen Eiferer tolerant zu machen; aber dies letzte Unterfangen war zu schwer und ist nicht völlig gelungen . . .

236. An d'Allembert

Den 27. September 1781.

. . . Ich hätte gewünscht, daß Philosophie und Vernunft den Aberglauben und Fanatismus vernichtet hätten. Wir scheint aber, daß die Dinge einen andern Gang nehmen: wenn der Riesenbau des Irrtums zusammenbricht, so ist das nur der pekuniären Erschöpfung der Staaten zu danken, die zu raffinierteren und vollkommeneren

¹ Vgl. den Brief vom 22. Juni 1780. — ² Die Belagerung Gibraltars scheiterte. — ³ Es handelt sich um den erbitterten Streit zwischen den Berliner Gemeinden um Einführung eines neuen oder Beibehaltung des alten Gesangbuchs. Der König entschied am 18. Januar 1781 in der oben angegebenen Weise. „Es steht einem jeden frei zu singen: ‚Nun ruhen alle Wälder‘ oder dergleichen dummes und törichtes Zeug mehr. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden.“

Finanzsystemen greifen. Ich weiß, daß Fürst Kaunitz¹ vor einigen Jahren daran gearbeitet hat, die geistliche Macht der Statthalter Christi zugunsten der weltlichen Macht seiner Potentaten einzuschränken. Offenbar knüpft Kaiser Joseph nun die Unterhandlung mit dem Papst an, um dies Projekt sofort auszuführen². Der Stuhl Petri ist auf den Idealkredit der Vatikanischen Bank gegründet worden; die Wechselbriefe außs Jenseits verlieren an Wert; der Kredit sinkt, und wenn die Symptome auch nicht auf einen allgemeinen Bankrott deuten, so bereiten sie das Publikum doch allmählich darauf vor. In verschiedenen Orten wird die Zahl der Mönche verringert; diese Werkzeuge des Aberglaubens werden einrostet und der Türhüter des Paradieses wird auf die Stellung eines Bischofs von Rom herabgedrückt werden. Wir werden diese schönen Tage nicht mehr erleben, aber trotzdem erhebe ich meine Seele, wie Mauvertuis es lehrt; ich sehe diese holden Dinge mit den Augen des Geistes und segne das glückliche Jahrhundert, das einen uns nicht gewährten Vorteil genießen wird. Und da wundern Sie sich, daß ich guter Laune bin, in die Hände klatsche und mich an den holden Prophezeiungen berausche, die meine Einbildungskraft mir zuflüstert? Bedenken Sie, daß Seelenruhe und Heiterkeit unser einziges Glück bedeuten. In uns selber müssen wir unser Glück suchen, nicht in den äußeren Dingen, die uns durch ihren falschen Schein betrügen. Holde Einbildungen trösten mich über die Trübsal, die mir traurige Wahrheiten bereiten. Tun Sie ein gleiches, lieber d'Alembert! Nutzen Sie die kurze Daseinsfrist, um sich alles in rosigten Farben auszumalen! Schmücken Sie die Welt mit Ihrer Einbildungskraft aus, um sich Ihr Dasein erträglich zu machen, und bedenken Sie, daß das Leben zu kurz ist, als daß es sich lohnte, betrübt zu sein . . .

237. An Heinrich

Den 4. Dezember 1781.

Mein lieber Bruder,

Ich gehe Deinen Brief Punkt für Punkt durch, um die Freundlichkeiten, die Du mir darin sagst, nacheinander zu beantworten³. Wären meine Nerven in dem Zu-

¹ Wenzel, Fürst von Kaunitz (1711—1794), seit 1753 österreichischer Staatskanzler. — ² Die Bestrebungen Josephs II., die Staatshoheit der Kurie gegenüber kräftig zum Ausdruck zu bringen, setzten 1781 ein. — ³ Heinrich hatte am 30. November die Hoffnung ausgesprochen, daß Friedrich bei seiner Konstitution noch lange leben würde. Er kam dann auf die Toleranz und meinte, diese dürfe erst dann aufhören, wenn die Dogmen dem Staate schädlich würden. Auch ein irrtümliches Dogma könnte unter Umständen für den Staat vorteilhaft sein, wie z. B. das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele; dieses bedeute für viele einen starken moralischen Halt, und sein Wegfall könnte vielleicht unheilvoller wirken als alle Religionskriege. Diese Zeit sei freilich noch sehr fern, aber Vorboten zeigten sich bereits.

stande, wie Du es Dir denkst, so wäre ich nicht krank, lieber Bruder. Das Alter ver-
braucht und zerstört alles. Statt stießender Hämorrhoiden führen meine Nerven nur
zwecklose Koliken herbei, denn die Natur hat nicht mehr die Kraft, das Blut wie
früher auszustoßen. Meine Beine, die bisher offen waren, sind wieder zugeheilt, und
die Sicht kann sich nur noch in die äußeren Gliedmaßen werfen. Das alles sind
lauter Winke: „Freund, schnüre Dein Bündel!“ Aber ich schwöre Dir, das läßt
mich alles völlig kalt. Diese Vorboten des Todes werden meine Seelenruhe nicht im
mindesten stören.

Über die Religionen denke ich ungefähr so wie Fontenelle¹, der gesagt hat:
wenn er die Hände voller Wahrheiten hätte, er würde sie nicht öffnen, um sie
dem Volke preiszugeben, denn das Volk verdient keine Aufklärung. Im übrigen
gesehe ich Dir, hätte ich die Wahl zwischen allen christlichen Sekten, so erklärte ich
mich für den Protestantismus, weil er am wenigsten Schaden stiftet. Abgesehen da-
von, bin ich fest überzeugt, daß man jedem die Freiheit lassen muß, das zu glauben,
was er für glaubhaft hält. Mögen die Menschen also an die Unsterblichkeit glauben,
ich habe nichts dagegen, vorausgesetzt, daß sie sich deshalb nicht verfolgen.

Was die Sitten betrifft, so braucht man nur die Geschichte aller Völker und Zeiten
und wenn man will, auch aller Religionen durchzugehen. Überall findet man die
gleiche Sittenverderbnis, weil die Meinungen die Menschen nicht bessern können
und die Leidenschaften in allen Ländern, ja bei allen Sekten die gleichen sind. Denke
Dir aus, was Du willst, Du findest keinen andern Zügel für schlechte Handlungen
als Strafen und Schande. Das hält manche zurück und hindert sie, die Pflichten
gegen die Gesellschaft zu verleugnen. Immerhin werden die augenblicklichen Vorteile
des Eigennuzes, oder des Ehrgeizes, oder der Wollust weit mehr ins Gewicht fallen
als die Strafen im Jenseits; denn die Gegenwart macht auf die Menschen viel tieferen
Eindruck als die Gefahren, die sie nach einem ihnen noch fern düntenden Tode be-
drohen. Somit, lieber Bruder, werden die religiösen und philosophischen Meinungen
stets wenig Macht haben, wenn sie nicht durch die Furcht vor dem Galgen und vor
öffentlicher Verachtung unterstützt werden.

Die Religion kann den Ehrfüchtigen nur in Augenblicken der Begeisterung nützen,
wie unter der Regierung Konstantins, in den Kreuzzügen, bei Luthers und Calvins
Reformation. Ist diese Gärung aber vorüber, dann lebhwohl Eifer! Alsbald löst
Lauheit den Fanatismus ab. Überhaupt kann man alles mögliche erfinden, kann die
Grundsätze des Stoizismus, die Selbstverleugnung und Demut der Urchristen er-
neuern — das Volk wird diese schönen Reden doch verständnislos anhören und sich
rächen, wenn es beleidigt wird. Es wird in Zorn geraten, wenn seine Gallenblase
sich zu reichlich in den Magen entleert und wird sich in den Kneipen betrinken, wenn
seine Leber ausgedörrt ist.

¹ Vgl. den Brief vom 8. Januar 1770.

Das, lieber Bruder, ist das ungeschminkte Bild unsers Geschlechts. Ich hätte es gern edler gezeichnet, wenn ich gelonnt hätte; meine Eigenliebe hätte dabei nur gewonnen. Aber wer diese Dinge reiflich und folgerichtig erwägt, und besonders, wer so viele Kriminalfachen mit oft scheußlichen Verbrechen zur Bestätigung der Urtheile erhält wie ich, muß mit mir zu der Einsicht kommen: solange diese Welt nur von Menschen bewohnt ist, wird man sie nicht mehr zur Sittlichkeit nötigen können, als es bisher geschah. Vielleicht wohnen auf irgend einem uns unbekanntem Weltkörper Engel oder der ideale Weise der Stoiker oder irgend ein höheres Wesen: da können dann auch Religion und Moral mehr auf die Sitten wirken als auf die Bewohner unserer Erde. Das Vernünftigste ist, uns zu nehmen, wie wir nun einmal sind, und mit dem Engel Izriel zu sagen: „Ist auch nicht alles gut, so ist es doch erträglich“¹.

Mit großer Freude höre ich, lieber Bruder, daß Du diesen Winter nach Berlin kommst. Vergiß wenigstens nicht, daß ich seit zwei Jahren nicht das Vergnügen gehabt habe, Dich zu sehen: das ist für einen Mann in meinem Alter ein Jahrhundert. Ich hoffe also, ich werde Dich bald mündlich meiner herzlichsten Liebe und besonderen Hochachtung versichern können.

238. An Heinrich

Den 7. Dezember 1781.

Mein lieber Bruder,

Du warst so freundlich, Anteil an meinem Befinden zu nehmen. Immerhin, lieber Bruder, habe ich nicht zu klagen. Muß der Mensch doch darauf gefaßt sein, daß eine alte Maschine, die siebenzig Jahre im Gang war, sich schließlich abnutzt. Wenn man alles gesehen und von allem auf der Welt gekostet hat, kann man sich anschicken, sie ohne Bedauern zu verlassen. Man verliert wahrhaftig wenig dabei! Die Jugend mag wohl am Leben hängen. Ihr lächelt alles zu und ihre Unwissenheit läßt ihr alles rosig erscheinen, weil sie sich auf den Schwingen des Glückes zum Ziel ihrer Wünsche getragen wähnt. Aber wie bald verstreucht die Wahrheit den holden Trug! Sie enttäuscht das Glückskind durch bittere Erfahrungen und an Stelle jener vermeintlichen Glücksgüter zeigt sie ihm die Nichtigkeit der menschlichen Eitelkeiten. Dann beginnt der Mensch nachzudenken. Messen wir unsere Dauer an der Ewigkeit, so währt

¹ Aus „Der Lauf der Welt; Vision Baboucs“ von Voltaire.

sie kaum einen Augenblick. Vergleichen wir dies denkende Atom in seiner Winzigkeit mit der Unermesslichkeit des Weltalls, so ist es ein unmerklich kleiner Punkt. Wer sollte es glauben, daß dies elende Atom, das im erbärmlichsten Zustand vegetirt, sich in seinem maßlosen Dünkel fast Göttern gleichzustellen wagt? Das, lieber Bruder ist ein Bild unsers Daseins ohne jede Übertreibung. Es ist mehr wahr als glänzend. Trotzdem kann es nichts schaden, sich bisweilen zu erinnern, wie wenig man vorstellt, und zu bedenken, daß die Gegenstände unserer verschiedenen Begierden Sehnsucht und Behmut nicht verdienen.

Was den Aberglauben betrifft, so darf man nicht daran rühren; doch soll man alles, was den falschen Eifer und den Fanatismus erregt, soviel wie möglich einzudämmen; denn sie sind die schlimmste Pestilenz der Gesellschaft. Du fragst mich, lieber Bruder, in welchen Ländern am meisten Tugend herrschte. Ich glaube, in Sparta, solange Lykurgs Gesetze in Geltung blieben, in Rom bis zum Zweiten Punischen Kriege, in England zur Zeit der Königin Elisabeth. Und wenn ich Dir den Grund sagen soll, so schreibe ich ihn der Schlichtheit der Sitten zu. Es hat sich gezeigt, daß alle Monarchien durch Reichthum verderbt worden sind. Reichthum zeitigt Luxus; die Reichen erwerben sich Ansehen und nun glaubt jeder, Geld sei ebensoviel wie Verdienste. Mit welchen Mitteln man es erlangt hat, ist einerlei; es kommt nur darauf an, wer am meisten hat. Von da beginnt die Sittenverderbnis und Laster und Verbrechen nehmen Überhand. Irre ich mich nicht, so war es Agestilaus, der zuerst das Gold Asiens in Sparta einführte, und fortan ging es mit der alten Zucht bergab. In Rom war es all das aus Spanien, Karthago, Mazedonien und Syrien herbeigeschleppte Gold, das Latium verweichlichte und die Bürger verdarb. In England waren es die Reichtümer, die zu Cromwells Zeit Großbritannien überschwemmten und zügellose Ausschweifung und Sittenlosigkeit im Gefolge hatten.

Überhaupt müssen die Menschen, wenn sie tugendhaft sein sollen, sich eines mäßigen Glückes erfreuen. Sie dürfen weder zu arm noch zu reich sein. Ferner müssen sie etwas zu tun haben. Die Arbeit muß sie von den Bosheiten und Niedertugenden ablenken, die der Müßiggang in ihren Köpfen ausbrüten würde. Im schlesischen Gebirge sitzen etwa 500 000 arbeitsame und sittenreine Einwohner. Seit den vierzig Jahren, wo ich das Land regiere, habe ich dort nur ein einziges Todesurteil unterzeichnet, da nur ein einziger Mensch solche Strafe verdiente. In allen meinen Ländern, die über fünf Millionen Einwohner zählen, werden im Jahre durchschnittlich fast nie mehr als zwölf Todesurteile gefällt. Das einzige Verbrechen, das ich nicht auszureuten vermag, und zwar das verbreiteteste, ist das der unglücklichen Kindesmörderinnen. Mit diesem Brief eines Siebzigjährigen, lieber Bruder, bitte ich Dich einige Rücksicht zu üben.

239. An Heinrich

Den 13. Dezember 1781.

Mein lieber Bruder,

... Aus der Geschichte ersehen wir den ewigen Wechsel im Schicksal der Reiche. Die einen steigen auf, die andern sinken herab. Dies Spiel zeigt uns ununterbrochen die gleiche Bühne, nur mit verschiedenen Schauspielern. Ich glaube fest, daß sich die Ameisen in Deinem Rheinsberger Park oft um ein Hirse Korn bekriegen; aber Du hast keine Ahnung von ihren berühmten Fehden. Wir sind diese Ameisen und wähen, das ganze Weltall müßte seine Blicke auf uns richten. Was sage ich? Das ganze Weltall? Nein, auch der himmlische Hof mit dem ganzen Chor seiner Engel und Heiligen tut weiter nichts, als die Zeitungen von unsern Thorheiten zu lesen! So nährt sich die menschliche Eitelkeit von Hirnspinnweben und reckt sich hoch auf, um in sich das Meisterwerk der Natur zu bewundern.

Nun zu Lykurg. Er wollte kein Volk von Weichlingen heranbilden, sondern erzog die Jugend streng, um sie für den Waffendienst und die Beschwerden des Krieges tüchtig zu machen. Seine Republik war klein; sie konnte zu Lykurgs Lebzeiten ohne Geld auskommen; man lag nur drei Monate im Felde. Ebenso die andern Griechen; jeder mußte sich für diese Zeit selbst mit Lebensmitteln versorgen. Du siehst also, daß der Diebstahl der Jugend sich nur auf die Entwendung einiger Nahrungsmittel erstrecken konnte, die bei den öffentlichen Mahlzeiten aufgetragen wurden, also etwas ganz Belangloses. In unserm Zeitalter wäre eine spartanisch regierte Republik oder Monarchie die Peute ihrer Nachbarn; ein Feldzug genügte zu ihrer Eroberung. Man muß also gelbes Metall und Mittel besitzen, um sich seiner Feinde zu erwehren. Hat das Volk so viel, daß es nicht im Elend lebt, und der Staat genug, um sich zu verteidigen, so ist das heutzutage den europäischen Großmächten gegenüber ungefähr das gleiche Verhältnis wie seinerzeit zwischen Sparta und Persien. Schweden und wir, wir leben in dieser glücklichen Mäßigkeit, und offen gestanden, lieber Bruder, ziehe ich sie den ungeheuren Reichthümern der Engländer, Holländer und Franzosen vor. Diese rechte Mittelstraße ist das glücklichste, was es auf Erden gibt. Sie ist schwer einzuhalten: Selbstbetrug im Verein mit Begehrlichkeit locken uns oft von diesem rechten Weg in die Irre. Das hindert freilich nicht, daß man wohl daran tut, die Industrie zu fördern. Den Untätigen Verdienst zu verschaffen ist eine gute Tat; denn ist der Müßiggang aller Laster Anfang, so ist die Arbeit die sicherste Hüterin der Tugend. Hinzufügen muß ich noch, daß ich zwar die großen Reichthümer für sittengefährdend halte, nicht aber den Wohlstand unter einer guten Regierung. Dieser trägt zum menschlichen Glück bei und erleichtert die Bürde des Lebens. Ich glaube, ich würde über dies Thema endlos schwagen, entsänne ich mich nicht

meines Alters und sagte ich mir nicht, daß ich die Geduld dessen, an den ich schreibe, nicht mißbrauchen darf. Ich schicke Dir Bananen mit, lieber Bruder, gewissermaßen als Labetrant, damit Du dies lange Gefasel leichter herunterzuschluckst.

240. An Heinrich

Den 22. Dezember 1781.

Mein lieber Bruder,

Es ist sehr freundlich von Dir, daß Du solchen Anteil an meinem elenden Befinden nimmst, von dem ich Dir haarklein erzählt habe¹. Dergleichen ist an sich belanglos und verursacht nur mehr oder weniger Schmerzen. Es ist eine Folge der ewigen Naturgesetze, denen man sich unterwerfen muß, je nach dem uns zugefallenen Lose.

Du glaubst, lieber Bruder, die merovingischen Schattenkönige hätten nicht so gut regiert wie die andern. Aber siehst Du denn nicht, daß ohne sie Karl der Große nie Kaiser geworden wäre, und daß die Verkettung der Ereignisse, die die Bourbonen erheben wollte, damit es einen Ludwig XV. und Ludwig XVI. gäbe, es nötig machte, daß diese Faulenzler damals auf dem Lillienthron saßen? Alles ist miteinander verknüpft, also muß ein Obersatz da sein, damit der Untersatz und der Schluß darauf folgen können. Was liegt für das Weltall daran, welches Geschlecht ein kleines Reich oder eine kleine Monarchie regiert, so wie sie jetzt alle, mit Ausnahme Rußlands, in Europa sind? Ich gestehe Dir, ich habe mich noch nie mit einem Bewohner des Merkur oder der Venus unterhalten. Niemand hat einen gesehen, und doch ist der Analogieschluß erlaubt, daß auch jene Weltkörper bewohnt sind. Denn wir sehen unsern Erdball von einer Gott weiß wie lächerlichen Rasse bevölkert, und so ist es wohl möglich, daß ein Weltkörper, der alle Eigenschaften unserer bekannten Erde hat, gleichfalls bewohnt ist.

Ich will zwar nicht behaupten, daß es Menschen wie wir sind; denn wir sehen hier auf Erden höchst verschiedene Menschenrassen. Möglicherweise sind sie also ganz anders beschaffen als wir. Vielleicht haben sie mehr, vielleicht auch weniger Verstand, als wir zu besitzen wähen; vielleicht sind sie mehr wert als wir, vielleicht weniger. Aber trotzdem kann niemand sagen, es sei unmöglich; denn was wollte man mir auf die Frage erwidern, warum diese Erde allein von Lebewesen bevölkert sein soll und so viele andere nicht? Man kann mir nichts Stichhaltiges einwenden; das Problem bleibt also noch zu lösen und steht den Mutmaßungen der Neugierigen offen. Die Theologen werden zwar bei diesem bloßen Gedanken zetern, ich überlasse sie aber ihren verrückten Ideen und glaube nach wie vor, daß die Sache zur Not möglich ist.

Von dem Vergleich zwischen den Ameisen in Rheinsberg und den Menschen will ich nicht mehr sprechen, da Du, lieber Bruder, ihn nicht gelten lassen willst. Nichtsdesto-

¹ Heinrichs Brief liegt nicht vor.

weniger wird mich niemand davon abbringen, daß der Mensch ein winziges Wesen oder ein unmerkliches Atom gegenüber dem Weltall bleibt, und wenn er noch soviel von sich reden gemacht hat. Gutes tun ist etwas anderes. Das ist eine Pflicht, die jeder Mensch, solange er vegetiert, je nach seinen Mitteln erfüllen muß. Die Gesellschaft soll uns Gutes erweisen und wir alle sollen gegenseitig zu ihrem Besten arbeiten. Unsere Grenzen sind uns sehr eng gesteckt. Wir können wohl einem Menschen aus tiefem Elend heraushelfen, aber glücklich machen können wir ihn nicht; denn unter Glück versteht jeder etwas anderes; jeder sieht es in den Dingen, die auf seine Leidenschaften Bezug haben. Daraus schließe ich, daß wir in allem beschränkt sind und daß auch die Handlungen, die man für die glänzendsten hält, in Wahrheit nur Kinderspiel sind. Ein Alter hat sehr fein gesagt, das Menschenleben bestünde darin, das Niedrige zu erhöhen und das Hohe zu erniedrigen. Fontenelle meinte, es gebe Spielzeug für jedes Alter. Das ist nur zu wahr! Besonders wenn man sich von den Vorurteilen des Pöbels losmacht, muß man zugestehen, daß wir Erbärmlichkeiten großen Wert beilegen, daß wir arbeiten, als ob unser Dasein ewig währte, und daß im Leben nichts zuverlässig ist, außer einem makellosen Gewissen, wenn es ein solches gibt. Ich würde mich wohl hüten, so zu einem jungen Menschen zu sprechen, der ins Leben tritt. Seine Einbildungskraft blendet ihn und ihm fehlt noch die Erfahrung. Hat man aber ein gutes Stück seines Lebensweges hinter sich, so muß man mit mir zugeben, daß diese traurigen Wahrheiten nur zu wahr sind . . .

241. An Ferdinand

Potsdam, 3. Mai 1782.

Mein lieber Bruder,

Du nimmst ganz richtig an, daß ich immer geneigt bin, Dir Freude zu machen; und darin wirst Du mir in Deinem Briefe vom 2. d. M. auch gerecht. Glaube indes nicht, daß Schloß und Park von Monbijou vernachlässigt würden. Sie werden von mir stets unterhalten; in manchen Jahren habe ich 7 bis 8 000 Taler an Reparaturen zahlen müssen, insbesondere für die Erhaltung der Treibhäuser auf der Gartenseite. Ich weiß also nicht, ob Dir das sehr behagen wird. Du hast schon ein Stadthaus und Deine Gemahlin hat ein Haus in Friedrichsfelde. Bestehst Du jedoch darauf, Monbijou zu erhalten, so mache ich stets zur Bedingung, daß Du nichts an dem Schloß veränderst. Denn ich hege solche Verehrung für meine verstorbene Mutter, daß ich nie etwas zerstören werde, was mich irgendwie an sie erinnert¹.

¹ Monbijou, das Lieblingschloß der Königin Sophie Dorothea, blieb unbewohnt. Ferdinand erbaute sich statt dessen 1785 Schloß Bellevue im Tiergarten.

242. An Gustav III. von Schweden

Den 30. Juli 1782.

Mein Herr Bruder und Nefte,



er plötzliche Tod meiner Schwester, der Königin-Witwe von Schweden¹, hat mich um so schwerer getroffen, als ich garnicht darauf vorbereitet war. Ich kannte sie zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß sie stets ein liebevolles Mutterherz behalten und bei jeder Gelegenheit die unauflösllichen Bande achten würde, die sie an ihre Familie knüpften. Ich gestehe Ew. Majestät, daß dieser Verlust mir das Herz zerreißt. Er hat mich zu tief erschüttert, als daß ich mich über einen so traurigen Gegenstand noch weiter verbreiten könnte. Ich wünsche

Ew. Majestät, daß Ihnen ähnliche Verluste für lange erspart bleiben, und versichere Sie meiner ausgezeichneten Hochachtung.

243. An d'Uembert

Den 8. September 1782.

Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme an dem Verluste, der meine Familie betroffen hat². Nach den Ereignissen zu urtheilen, scheint Jupiters Faß mit den schlimmen Gaben größer und voller zu sein als das, aus dem er seine Gunst über die Menschen ausschüttet. Auf eine gute Nachricht kommen zehn schlimme. Es gibt wohl manchen, der dem Leben freiwillig entsagt, aber ich wüßte keinen, der vor Leid gestorben ist. Überhäuft uns das Unglück persönlich, so rechnet es sich unsere Eigenliebe zur Ehre an, ihm Festigkeit entgegenzusetzen. Erleiden wir aber Verluste für die

¹ Ulrike starb am 16. Juli 1782. — ² D'Uembert hatte am 9. August zum Tode Ulrikens kondolirt.

Ewigkeit, so bleibt in Pandoras Büchse nichts zu unserm Troste zurück, es sei denn für einen Greis in meinen Jahren die feste Überzeugung, den Vorangegangenen bald nachzufolgen. Wie man zugestehen muß, ist der Mensch mehr ein fühlendes als ein denkendes Wesen. Wenn das Herz verwundet wird, sagt der Stoiker: „Du darfst den Schmerz nicht fühlen“. Aber ich fühle ihn trotzdem; er kehrt an mir und zerreißt mich. Ein inneres Gefühl, das stärker ist als mein Wille, zwingt mir Klagen und verbliche Trauer ab. Aber ich will Ihnen nicht mehr von einem so traurigen Gegenstande reden, der nur finstere und schwermütige Gedanken veranlaßt.

Ich habe alles aufgegeben, was in Ihrem Vaterlande zur Literatur gehört, mit Ausnahme des Abbé Delille¹, des einzigen, der nach meiner Ansicht des Zeitalters Ludwigs XIV. würdig ist. Ich kümmere mich nicht mehr um Ihr Theater und um Ihre Possen, so wenig wie um Ihren Karponeau² und alle Ihre Komödianten.

Für das Ende dieses Jahrhunderts bleibt nur die Physik, in der merkwürdige Entdeckungen gemacht worden sind. Könnten die theologisch-metaphysischen Überwichtigkeiten vernichtet werden, so wäre es durch die Blitzstrahlen der Philosophen geschehen. Bedenken Sie jedoch, daß die Menschheit einen fast unausstößbaren Hang zum Wunderbaren und zum Aberglauben besitzt. Da fällt es den Mönchen und Sehern nicht so schwer, ihr das Hirn mit dem widerlichen Wust von Berrücktheiten anzufüllen, durch die sie sie beherrschen. Das Volk, das überall die große Mehrzahl bildet, wird sich stets von Schelmen, Schurken, Erfindern und Auslegern von Kindermärchen leiten lassen und die Zahl der Weisen wird immer gering sein. Die große Masse der Blöden muß also aller Wahrscheinlichkeit nach das Übergewicht über die kleine Zahl derer erhalten, die denken und von ihrer Vernunft Gebrauch machen . . .

244. An Friedrich August von Braunschweig

[2. Dezember 1782.]

Nur Suppe essen, weiter nichts, nur Wasser trinken oder Stachelbeer- und Kirchsafft, das Bett hüten, viel schwitzen und nicht eher aufstehen, als bis die Schwellung am Fuß völlig geschwunden ist — das ist ein sicheres und zuverlässiges Mittel gegen die Sicht, von dem man nicht ohne Gefahr abgehen darf. Aber an den ersten neun Tagen außer Fleischbrühe kein Fleisch und keinen Wein.

¹ Jacques Delille (1738—1813), didaktischer Dichter; Friedrich schätzte besonders seine Übersetzung der *Georgica* von Virgil hoch. — ² Karponeau war ein allgemein beliebter Gastwirt, den ein kleines Theater in Paris zum Darstellen stummer Rollen engagierte.

245. An d'Allembert

Den 30. September 1783.

... Mir scheint, der Mensch ist mehr zum Handeln als zum Erkennen geschaffen. Die letzten Ursachen der Dinge entziehen sich unserm beharrlichsten Forschen. Wir verbringen unser halbes Leben damit, uns von den Vorurteilen unserer Vorfahren zu befreien, aber zugleich lassen wir die Wahrheit in ihrem Brunnenstacht, aus dem sie auch keine Anstrengungen der Nachwelt herausziehen werden. Genießen wir also klüglich die kleinen Vorteile, die uns beschert sind, und bedenken wir, daß erkennen lernen oft soviel heißt wie zweifeln lernen. Aber ich vergesse ganz, daß ich meinen Brief an einen der größten zeitgenössischen Philosophen richte, der alle Geheimnisse der Natur untersucht hat, und daß ein Ignorant meines Schlages sich ihm gegenüber zurückhaltender äußern sollte. Sie sehen, lieber d'Allembert, wie dreißt und anmaßlich die Königswürde ihre Träger macht! Philipp von Mazedonien wäre klüger gewesen. Er hätte Sokrates keine Lehren gegeben, wäre er sein Zeitgenosse gewesen, sondern hätte aus der Unterhaltung mit diesem Philosophen Belehrung geschöpft. Ich will ein gleiches tun. Ich beschränke mich darauf, Sie anzuhören und zu lesen und hülle mich in die Bescheidenheit, die meiner Unwissenheit geziemt. Ich begnüge mich damit, Ihnen tausendfach Wohlergehen zu wünschen.

246. An Gustav III. von Schweden

Den 27. Oktober 1783.

Mein Herr Bruder und Neffe,

Von meinen Braunschweiger Verwandten hörte ich, daß Ew. Majestät über Braunschweig nach Italien gereist sind und daß Sie im Gespräch mit meiner Schwester und dem Herzog meiner gedacht haben. Ich hoffe, Ihre große Reise bringt Ihnen nichts Unerfreuliches und Ihr Arm wird wieder heil, ohne daß die Alpen und die schlechten Bergwege ihm Schaden. Sie werden in Italien ein denkwürdiges Beispiel für den Unbestand aller menschlichen Dinge finden, die Trümmer einer Herrschaft, der in den guten Zeiten ein großer Teil der bekannten Welt unterworfen war, Kardinäle an Stelle von Senatoren und einen Papsi auf dem Cäsarenthron. Bei uns haben Sie nur Sand und Soldaten gesehen und einen Greis, der mit großen Schritten dem Grabe zustrebt. Ich wünsche Ihnen recht viel Glück für Ihre Reise und Ihre Heimkehr.

247. An Grimm¹

Potsdam, den 11. November 1783.

Sie können versichert sein, daß mir d'Allemberts Tod sehr nahe gegangen ist, um so mehr, als ich ihn nur von einem chronischen Leiden erfaßt glaubte, das sein Leben nicht unmittelbar bedrohte². Ich bezweifle, ob Frankreich seinen Verlust sobald wettmacht. Hat die Krankheit seinen Geist in letzter Zeit geschwächt, so wundert mich das nicht; denn der Tod, der alle Organe unsers Körpers angreift und zerstört, muß ihnen füglich ihre Tatkraft rauben. Trotzdem danke ich Ihnen dafür, daß Sie mir diese traurige Nachricht übermittelt haben. Ich habe zu mir selber gesagt: der Mensch muß sterben oder andere sterben sehen; ein Drittes gibt es nicht.

248. An Grimm

Potsdam, 16. Dezember 1783.

Ich danke Ihnen sehr für die Mühe, die Sie sich gegeben haben, daß mein Briefwechsel mit d'Allembert nicht gedruckt wird³. Mehrere Gründe ließen mich dies wünschen; denn erstens hätte es sich nicht verlohnt, und zweitens ist d'Allemberts Ruf so fest begründet, daß er weder meiner Unterstützung noch meines Beifalls irgendwie bedürfte. Trotzdem gestehe ich Ihnen, daß es sehr traurig ist, alle, die ich geschätzt hatte, einen nach dem andern sterben zu sehen, — um so trauriger, als es nicht von mir abhängt, zu sterben oder den Tod der andern zu erleben. Das alles ist nur eine Folge des Spiels unberechenbarer Ursachen, die durch ihre mannigfache Verknüpfung alle schrecklichen Ereignisse herbeiführen. Es ist wahr, daß ich Algarotti und d'Argens, die ich sehr geliebt habe und die lange mit mir gelebt haben, Denkmäler errichten ließ. Auch bin ich noch im Rückstande mit einem Denkmal für Kopernikus, das ich mir vorgenommen hatte, in Preußen errichten zu lassen⁴. Sollte übrigens die französische Literatur etwas Eigenartiges hervorbringen, so werden Sie mich mit einer Mitteilung darüber erfreuen. Aber schließen Sie die Klasse der untergeordneten Literaten aus, mit denen ich mich nicht gern befaße.

¹ Vgl. den Brief vom 25. November 1769. Grimm besuchte den König viermal, zuerst 1769. Die Korrespondenz ist seit 1770 nachzuweisen. — ² Grimm hatte am 31. Oktober d'Allemberts am 29. Oktober eingetretenen Tod gemeldet. — ³ Grimm hatte am 28. November berichtet, daß er die Veröffentlichung dieser Korrespondenz verhindert hätte. — ⁴ Kopernikus erhielt erst 1853 ein Denkmal, das ihm die Stadt Thorn setzte.



Ulrike Königin von Schweden, Schwester Friedrichs des Grossen
Zust: eines adelichen Künstlers im neuen Palais zu Potsdam

249. An Professor Myller¹

Potsdam, den 22. Februar 1784.

Hochgelahrter, Lieber, Getreuer,

Ihr urtheilet viel zu vorteilhaft von denen Gedichten aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Saeculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der deutschen Sprache [für] so fruchtbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver wert und verdienen nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern herauschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht Euer sonst gnädiger König

F r i d e r i c h.

250. An Heinrich

Den 27. September 1784.

Mein lieber Bruder,

Von den großen Männern, mit denen Du zu verkehren die Freude hast, kenne ich nur die Namen². Condorcet³ ist d'Memberts Schüler. Er ist in seine Fußstapfen getreten und wird ihm eines Tages sicherlich gleichkommen. Den Dichter, den Du meinst, lieber Bruder, kenne ich nicht mal dem Rufe nach. Ich bezweifelte aber sehr, daß er an Molière heranreicht. Es gibt in allen Künsten einen Grad der Vollendung, der schwer zu erreichen und noch schwerer zu überbieten ist. Was schließlich den elektrischen Arzt betrifft⁴, so stelle ich ihn dreist auf eine Stufe mit dem Monddoktor,

¹ Christoph Heinrich Myller (1740—1807), damals Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, schenkte dem König seine „Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII, XIII. und XIV. Jahrhundert“. — ² Heinrich war damals in Paris. — ³ Der Marquis von Condorcet (1743 bis 1794) erhielt 1778 einen Preis der Berliner Akademie für eine Arbeit über die Kometen. 1786 wurde er zum korrespondierenden Mitglied dieser Akademie gewählt, aber aus politischen Gründen 1793 aus ihren Listen gestrichen. — ⁴ Gemeint ist wohl F. M. Mesmer (1724—1815), der Begründer der Lehre vom tierischen Magnetismus.

der kürzlich unsere Maulaffen in Scharen herbeilockte. Bei welcher Meinung ließe sich das Für und Wider nicht verfechten! Trotzdem nehme ich Partei gegen die tierische Elektrizität, den Einfluß des Mondes und dergleichen Quacksalbereien. Das sind nur Erfindungen von Schelmen, die das dumme, abergläubische Volk betrügen wollen. Meine Rundreisen sind für dies Jahr sämtlich beendet und ich fange an, etwas Ruhe zu genießen, was ich um so nötiger habe, als meine Kräfte von Jahr zu Jahr mehr schwinden und das Alter mich gebieterisch darauf hinweist, daß meine guten Zeiten vorüber sind. Mark Aurel sagt: „Du bist eine Seele, die einen Leichnam herum schleppt“. Das trifft für mein Alter nur zu sehr zu. Aber wie dem auch sei, der Leichnam muß sich tummeln.

251. An Heinrich

Den 17. Oktober 1784.

Mein lieber Bruder,

Wenn man in Paris ist, so drängt sich eine Fülle von Gegenständen in die Feder: eine Riesstadt, ein betriebsames Volk sind die unverseglischen Quellen, aus denen man hundert angenehme, fesselnde und belehrende Dinge schöpft. Ich bin in dieser Hinsicht sehr im Rückstand und vermag Dir nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Soll ich Dir von meinen Weinspalieren berichten, die sehr mäßige Trauben getragen haben, von den Bäumen, denen der Frost ihr Laub raubt, von meinem Garten, aus dem mich die Kälte bald vertreiben wird? Was soll ich Dir vollends von der Geselligkeit sagen? Ich lebe so einsiedlerisch wie die Trappisten, auf die Du einen Blick geworfen hast. Ich arbeite, gehe spazieren und sehe keinen Menschen. Aber ich unterhalte mich mit den Toten, indem ich ihre guten Werke lese; und das ist mehr wert, als Tote zu beschwören und sich mit Sorbon¹ und seinem bösen Geist zu unterhalten; diesen Brauch haben die Freimaurer in Mode gebracht und der Volksaberglaube nimmt ihn auf. Ich bitte Dich, lieber Bruder, mache Dich etwas mit den gallischen Einsiedlern vertraut, damit Du bei der Rückkehr mit Deinem alten Bruder verkehren kannst, der nur noch mit einem Faden an der Welt hängt. Welch ein Sturz, Paris zu verlassen und in Potsdam einen alten Fasler zu finden, der schon einen Teil seines großen Gepäcks für die letzte, ihm bevorstehende Reise vorausgeschickt hat. Dort hast Du Büsten gesehen, man hat Dir Opern vorgespielt, Du hast berühmte Akademiker reden hören. Hier wirst Du einen alten mürrischen Kauz wiederssehen, dessen Ge-

¹ Robert de Sorbon, der Reichthuer Ludwigs des Heiligen und Bearbeiter der Pariser Universität.

dächtnis fast hin ist, der Dich mit abgegriffenen Redensarten und mit ungerichtetem Geschwätz langweilen wird. Bedenke indes, daß dieser Greis Dich mehr liebt als alle Schöngelster von Paris. Sei seiner zärtlichen Anhänglichkeit und seiner besondern Hochschätzung versichert.



252. An Charlotte

Den 12. Mai 1785.

Meine anbetungswürdige Schwester,

Seit siebenzig Jahren bin ich nun in der Welt und in dieser ganzen Zeit habe ich nichts als närrische Possenspiele des Schicksals gesehen, das uns zu vielem Verdruß nur wenig Freudiges beschert. Ohne Unterlaß schaukeln wir hin und her zwischen einer Fülle von Kummer und ein paar Augenblicke der Befriedigung. Dies Los, meine gute Schwester, ist allen Menschen gemeinsam. Die jungen Leute müssen wohl einen Verlust ihrer Freunde schmerzlicher empfinden als die alten. Verspüren jene noch lange Zeit hindurch, was ihnen genommen ward, so folgen ja die Menschen in meinen Jahren gar bald den Gestorbenen nach. Die Toten haben das eine vor uns voraus, daß sie vor allen Schicksalschlägen geborgen sind, denen wir unaufhörlich ausgesetzt sind, solange wir leben. Alle diese Betrachtungen, meine gute Schwester, sind nicht gerade tröstlich, das gebe ich zu. Zum Glück aber besitzest Du in Deiner Abgeklärtheit und Geistesstärke die nötige Widerstandskraft einem Schmerz gegenüber,

wie ihn ein weiches Mutterherz beim Verluste eines geliebten Kindes erfährt¹. Möge Dir die Hilfe des Himmels immer nahe bleiben und mir eine Schwester erhalten, die das Glück meines Lebens ist.



253. An Rektor Hennas²

Potsdam den 12. August 1785.

Hochgelahrter, Lieber, Getreuer,

Ich danke Euch für das mir unter dem 10. zugesandte Exemplar Eurer „Anweisung zur deutschen Sprache“. Dieses kleine Werk ist ein neuer Beweis Eures Diensteifers in Eurem Verufe, weil Ihr darin auch den Anfängern nützlich werden wollet. Wenn

¹ Charlottens Sohn, Prinz Leopold von Braunschweig (geboren 1752) fand am 27. April 1785 in Frankfurt a. D. seinen Tod bei dem Versuch, Überschwemmte zu retten. — ² Johann Friedrich Hennas (1744—1809) war damals Rektor der Oberschule in Frankfurt a. D. und Privatdozent an der Universität. Das erwähnte Buch, eine Anweisung „zum Gebrauch beim Unterrichte der ersten Anfänger“, erschien Berlin 1785.

diese gleich anfangs gegen die Sprachfehler verwahrt werden, so können sie hernach mit weniger Mühe es in dieser Sprache weit bringen; und was ist rühmlicher für einen Deutschen, als rein deutsch sprechen und schreiben. Ich wünsche, daß Ihr dazu noch fernerhin viel beitragen möget, und bin Euer gnädiger König

Friderich.

254. An Heinrich

Den 2. April 1786.

Mein lieber Bruder,

Ich bin, wie es sich gebührt, sehr gerührt von dem Anteil, den Du an meiner zertrütteten Gesundheit nimmst. Seit ich die Ehre hatte, Dich zu sehen, haben meine Leiden sich sehr verschlimmert. Ich kann nicht mehr schlafen und verbringe die Nächte unter fortwährenden Beängstigungen. Ich schleppe mich von einem Fleck zum andern und finde doch nirgends Ruhe. Mein Asthma hat sehr zugenommen, meine Kräfte schwinden; kurz, offen gesagt, rechne ich nur noch mit Tagen. Man hat mir Senfpflaster aufgelegt. Die Stelle hat sich entzündet und die Entzündung ist noch nicht völlig geheilt. Ich schreibe Dir gern mehr, lieber Bruder; an Stoff fehlt es mir nicht, wohl aber an Kraft; und bei den häufigen Atembeklemmungen fällt mir die Feder aus der Hand. Der Himmel segne und erhalte Dich! Das ist mein innigster Wunsch.

255. An Heinrich

Den 22. Mai 1786.

Mein lieber Bruder,

Meine Krankheit nimmt immer neue, unvermutete Wendungen, wenn ich mich gerade der Genesung nahe glaube. Jetzt ist's eine Entzündung an dem Bein, an dem mir spanische Fliegen und Senfpflaster aufgelegt waren. Auch das Asthma macht mir seit ein paar Tagen viel zu schaffen. Nimm die Last des Alters und die Schwäche hinzu, die eine Folge meiner Krankheit ist, und Du wirst es nicht erstaunlich finden, daß meine alte klapperige Maschine nicht mehr den alten Gang gehen kann. Ich danke Dir für Deine freundliche Teilnahme an meinen Leiden, glaube aber nicht, daß ich sie so bald los sein werde.

256. An Ferdinand

Potsdam, 7. August 1786.

Mein lieber Bruder,

Ich bin so gerührt von Deiner freundlichen Gesinnung und dem Wunsche, mich zu sehen, den Du in Deinem gestrigen Briefe ausdrückst. Aber meine Krankheit setzt mich außerstande, Dich gebührend zu empfangen, und so mußt Du schon so gütig sein, Deinen Besuch aufzuschieben, bis ich mich wieder ein wenig kräftiger fühle. Inzwischen bin ich aufrichtig erfreut, daß Du Dich von Deinem letzten Unwohlsein völlig erholt hast und bitte Dich, auf meine Liebe und vollkommene Hochachtung zu zählen.

257. An Charlotte

Sanssouci, 10. August 1786.

Verehrungswürdige Schwester,



er Arzt aus Hannover¹ hat sich bei Dir herausstreichen wollen, meine gute Schwester, aber die Wahrheit ist, daß er mir nichts genutzt hat. Das Alter muß der Jugend weichen, damit jede Generation ihren Platz findet. Und wohl erwogen, was ist das Leben? Es besteht darin, daß man seine Mitbürger sterben und zur Welt kommen sieht. Inzwischen fühle ich mich seit einigen Tagen etwas erleichtert. Mein Herz bleibt Dir unveränderlich zugetan, meine gute Schwester².

¹ Ritter von Zimmermann. — ² Der letzte datierte Brief des Königs.

Zu Menzels Illustrationen

- Seite 15: Viktoria verkündigt der franken Königin-Mutter einen Sieg ihres Sohnes Friedrich
- Seite 17: Drei Damen in Trauer kehren von einem Grabe zurück. Die Illustration war für die Elegie an die Prinzessin Amalie, über den Tod des Fräuleins von Hertefeld, bestimmt
- Seite 27: Der König nach dem Empfang der Todesnachricht seiner Mutter. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 29: Die Flucht der Franzosen bei Kospbach. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 38: Der Freundschaftstempel im Park von Sanssouci, den Friedrich dem Andenken seiner Schwester Wilhelmine widmete
- Seite 40: Die Flucht der Russen bei Jorndorf. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 44: Beerdigung in einer zerstörten Stadt. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 50: Der vom Papste dem Marschall Daun geschenkte Hut. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 54: Der König bei Kunersdorf in Gefahr. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 61: Die bei Maxen gefangenen Truppen des Generals Finck. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 62: Die Preußen im Winterquartier. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 67: Algarottis Grabdenkmal im Camposanto zu Pisa
- Seite 77: Fouqués Gefangennahme bei Landeshut. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 82: Ein siegreicher, ermüdeter Gladiator empfängt den Zuspruch eines greisen Zuschauers. Menzel spielt auf d'Argens' freundschaftliche Teilnahme an Friedrichs schweren Kämpfen an
- Seite 84: Abzug der Russen in die Winterquartiere. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen

- Seite 91: Eine orientalische Gesandtschaft. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 95: Schanzarbeiten im Lager von Bunzelwitz. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 99: Anfangsbuchstabe F. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 104: Bildnis des Jean Jacques Rousseau. Die Illustration war für die Briefe Rousseaus an den König bestimmt
- Seite 108: Angriff der Preußen bei Freiberg. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 109: Eine reichverzierte Blumenvase vor einem Bildnisse Friedrichs. Friedrich schenkte der Frau von Camas zuweilen kostbare Porzellane
- Seite 127: Anfangsbuchstabe D. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 130: Anfangsbuchstabe B mit der Mühle von Sanssouci. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 132: Alexander der Große und der genügsame Diogenes. D'Allembert schlug die verlockendsten Anerbietungen Friedrichs aus, der ihn für Berlin gewinnen wollte
- Seite 134: Der greise Lord Marschall Keith, dem Friedrich ein Haus bei Sanssouci hatte bauen lassen, empfängt eine Einladung des Königs
- Seite 136: Zwei Greise in vertrauter Zwieprache. Es ist das innige Verhältnis gemeint, das Friedrich und Fouqué verband
- Seite 144: Hausbau. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 150: Der alte Fouqué, dem der König einen bequemen Rollstuhl hatte bauen lassen, wird von Friedrich auf einer Spazierfahrt durch den Park von Sanssouci begleitet. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 161: Anfangsbuchstabe D. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 165: Der Königs Flöte, Noten und Bücher. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 172: Kammerherrnschlüssel. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 178: Bildnis Fontenelles. Zum Briefwechsel Friedrichs mit Fontenelle gehörig, der in dieser Ausgabe fortbleibt
- Seite 183: Der greise König eperziert im Regen. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 190: Apoll im Kampf mit einem Drachen: D'Allemberts Kampf gegen Beschränktheit und Aberglauben
- Seite 197: Ein König droht scherzend einem Bettler, der mit einem wehleidig komischen Ausdruck vor ihm kniet. Die Illustration gehört eigentlich zum Briefwechsel mit Pölnitz, der den König beständig mit seinen Geldnöthen bemühte
- Seite 208: Geld und Wertpapiere. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen

- Seite 212: Bildnis der Herzogin Charlotte von Braunschweig, Schwester Friedrichs des Großen. Eigentlich für den Briefwechsel Friedrichs mit dieser bestimmt, der aber in dieser Ausgabe fortbleibt
- Seite 217: Bildnis König Gustavs III. von Schweden, Schwagers Friedrichs des Großen
- Seite 226: Bildnis der Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen
- Seite 234: Der tote Voltaire. Eigentlich zum Briefwechsel des Königs mit Voltaire gehörig
- Seite 236: Der Kampf des Herakles und Iolaus gegen die Hydra erinnert an Friedrichs und seines Bruders Heinrich gemeinsames Streiten gegen die Überzahl der verbündeten Feinde im Siebenjährigen Kriege
- Seite 242: Die Hand des ungerechten Richters. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 253: Anfangsbuchstabe D mit einer Aufbahrung. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 259: Bignette aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen
- Seite 260: Die trauernde Herzogin Charlotte. Eigentlich als Illustration für die Ode an die Herzogin von Braunschweig bestimmt
- Seite 262: Anfangsbuchstabe D. Aus Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen

Inhaltsverzeichnis

IV. Im Siebenjährigen Kriege

Einleitung	S. 3
An Algarotti	
Nr. 64. 10. März 1760	S. 66
An Amalie f. unter Preußen	
An d'Argens	
Nr. 12. 19. Juli 1757	S. 21
Nr. 18. 13. Dezember 1757	S. 30
Nr. 19. 26. Dezember 1757	S. 31
Nr. 22. 7. Mai 1758	S. 33
Nr. 32. 6. September 1758	S. 41
Nr. 37. 22. Dezember 1758	S. 44
Nr. 38. 1. März 1759	S. 45
Nr. 40. 4. April 1759	S. 46
Nr. 41. 28. Mai 1759	S. 47
Nr. 47. 16. August 1759	S. 53
Nr. 48. 20. August 1759	S. 54
Nr. 49. 21. August 1759	S. 55
Nr. 50/51. 22. August 1759	S. 56
Nr. 53. 4. September 1759	S. 57
Nr. 54. 17. September 1759	S. 58
Nr. 56. Oktober 1759	S. 59
Nr. 57. 26. Oktober 1759	S. 60
Nr. 58. 22. November 1759	S. 61
Nr. 59. 28. November 1759	S. 62
Nr. 61. 15. Januar 1760	S. 63
Nr. 62. 19. Februar 1760	S. 64
Nr. 63. 1. März 1760	S. 65
Nr. 66. 20. März 1760	S. 68
Nr. 68. März 1760	S. 70

Nr. 69.	1. Mai 1760	S. 71
Nr. 71.	14. Mai 1760	S. 73
Nr. 73.	10. Juni 1760	S. 75
Nr. 75.	1. August 1760	S. 77
Nr. 76.	17. August 1760	S. 78
Nr. 79.	18. September 1760	S. 79
Nr. 80.	28. Oktober 1760	S. 80
Nr. 82.	5. November 1760	S. 83
Nr. 84.	10. November 1760	S. 85
Nr. 85.	16. November 1760	S. 86
Nr. 88.	April 1761	S. 89
Nr. 89.	13. Mai 1761	S. 90
Nr. 90.	11. Juni 1761	S. 91
Nr. 92.	18. August 1761	S. 93
Nr. 93.	25. September 1761	S. 95
Nr. 94.	11. November 1761	S. 96
Nr. 95.	13. Dezember 1761	S. 97
Nr. 96.	9. Januar 1762	S. 98
Nr. 97.	18. Januar 1762	S. 99
Nr. 98.	18. Mai 1762	S. 100
Nr. 99.	25. Mai 1762	S. 102
Nr. 100.	8. Juni 1762	S. 103
Nr. 101.	21. Juli 1762	S. 103

An August Wilhelm f. unter Preußen

An Wilhelmine von Bayreuth

*Nr. 1.	30. November 1756	S. 13
*Nr. 2.	19. Februar 1757	S. 13
*Nr. 6.	1. Juli 1757	S. 16
*Nr. 8.	5. Juli 1757	S. 18
*Nr. 10.	13. Juli 1757	S. 19
*Nr. 13.	9. September 1757	S. 22
*Nr. 15.	17. September 1757	S. 24
*Nr. 16.	28. September 1757	S. 27
Nr. 17.	5. November 1757	S. 29
Nr. 20.	14. Januar 1758	S. 32
Nr. 21.	8. Februar 1758	S. 32
Nr. 28.	4. August 1758	S. 37
Nr. 30.	25. August 1758	S. 39
Nr. 31.	30. August 1758	S. 40

An Ferdinand von Braunschweig	
Nr. 74. 29. Juni 1760	S. 76
An Frau von Camas	
Nr. 86. 18. November 1760	S. 87
Nr. 103. 19. Oktober 1762	S. 106
Nr. 106. 20. November 1762	S. 109
An de Catt	
Nr. 78. 29. August 1760	S. 79
An Ferdinand von Braunschweig f. unter Braunschweig	
An Ferdinand von Preußen f. unter Preußen	
An Graf Fink von Finkenstein	
Nr. 43. 8. August 1759	S. 51
Nr. 44. 12. August 1759	S. 51
Nr. 46. 16. August 1759	S. 53
Nr. 77. 18. August 1760	S. 78
Nr. 83. 6. November 1760	S. 84
An Luise Dorothea von Gotha	
Nr. 14. 16. September 1757	S. 23
Nr. 65. 12. März 1760	S. 67
Nr. 67. 26. März 1760	S. 69
Nr. 70. 8. Mai 1760	S. 72
Nr. 72. 17. Mai 1760	S. 74
Nr. 87. 12. Januar 1761	S. 88
Nr. 104. 2. November 1762	S. 107
Nr. 108. 25. Januar 1763	S. 110
Nr. 109. 31. Januar 1763	S. 111
Nr. 111. 4. Februar 1763	S. 113
Nr. 112. 10. Februar 1763	S. 113
An Heinrich f. unter Preußen	
An Feldmarschall von Salckstein	
Nr. 23. 21. Juni 1758	S. 33
An Luise Dorothea von Gotha f. unter Gotha	

Preußen

An Amalie

- *Nr. 3. 25. März 1757 S. 14
 *Nr. 7. 1. Juli 1757 S. 17
 *Nr. 29. 14. August 1758 S. 39
 Nr. 105. 7. November 1762 S. 107

An August Wilhelm

- *Nr. 5. 11. Mai 1757 S. 16
 *Nr. 11. 19. Juli 1757 S. 21

An Ferdinand

- Nr. 39. 20. März 1759 S. 46
 Nr. 52. 24. August 1759 S. 57

An Heinrich

- Nr. 24. 25. Juni 1758 S. 34
 Nr. 25. 19. Juli 1758 S. 35
 Nr. 27. 3. August 1758 S. 36
 Nr. 33. 21. September 1758 S. 42
 Nr. 45. 16. August 1759 S. 52
 Nr. 60. 1. Januar 1760 S. 63
 Nr. 91. 27. Juli 1761 S. 92
 Nr. 107. 14. Januar 1763 S. 110
 Nr. 110. 2. Februar 1763 S. 112

An Sophie Dorothea

- *Nr. 4. Mai 1757 S. 15

An den Lord Marschall von Schottland

- Nr. 34. 19. Oktober 1758 S. 42
 Nr. 35. 23. November 1758 S. 42
 Nr. 102. 1. September 1762 S. 104

An Ulrike von Schweden

- *Nr. 9. 7. Juli 1757 S. 18
 Nr. 26. 20. Juli 1758 S. 36

An Sophie Dorothea s. unter Preußen

An Ulrike s. unter Schweden

An Voltaire

Nr. 36.	6. Dezember 1758	S. 43
Nr. 42.	2. Juli 1759	S. 48
Nr. 55.	22. September 1759	S. 58
Nr. 81.	31. Oktober 1760	S. 82

An Wilhelmine s. unter Bayreuth

V. Der alte König

Einleitung	S. 117
------------	--------

An d'Allembert

Nr. 119.	15./16. August 1763	S. 131
Nr. 129.	August 1764	S. 141
Nr. 154.	5. Mai 1767	S. 164
Nr. 161.	7. Januar 1768	S. 169
Nr. 168.	2. Juli 1769	S. 173
Nr. 169.	25. November 1769	S. 175
Nr. 173.	8. Januar 1770	S. 178
Nr. 175.	3. April 1770	S. 181
Nr. 177.	17. Mai 1770	S. 184
Nr. 178.	7. Juli 1770	S. 186
Nr. 180.	18. Oktober 1770	S. 190
Nr. 183.	18. Dezember 1770	S. 195
Nr. 187.	30. November 1771	S. 201
Nr. 192.	6. Oktober 1772	S. 204
Nr. 210.	5. August 1775	S. 219
Nr. 212.	30. Dezember 1775	S. 220
Nr. 214.	7. September 1776	S. 223
Nr. 215.	29. November 1776	S. 225
Nr. 217.	7. März 1777	S. 227
Nr. 220.	5. Oktober 1777	S. 230
Nr. 228.	7. Oktober 1779	S. 237
Nr. 229.	3. Dezember 1779	S. 238
Nr. 230.	Januar 1780	S. 240
Nr. 231.	Ende März 1780	S. 241
Nr. 232.	22. Juni 1780	S. 242
Nr. 233.	1. August 1780	S. 243
Nr. 235.	13. April 1781	S. 244
Nr. 236.	27. September 1781	S. 245

Nr. 243.	8. September 1782	S. 253
Nr. 245.	30. September 1783	S. 255

An Markgraf Karl Alexander von Hunsbach

Nr. 149.	7. November 1766	S. 158
----------	------------------	--------

An d'Argens

Nr. 114.	25. Februar 1763	S. 128
Nr. 115.	1. März 1763	S. 129
Nr. 147.	August 1766	S. 156
Nr. 165.	Ende 1768	S. 172

Braunschweig

An Charlotte

*Nr. 252.	12. Mai 1785	S. 259
Nr. 257.	10. August 1786	S. 262

An Friedrich August

*Nr. 121.	Oktober 1763	S. 133
*Nr. 223.	Juni/Juli 1778	S. 233
Nr. 244.	2. Dezember 1782	S. 254

An Frau von Camas

Nr. 116.	6. März 1763	S. 130
Nr. 139.	17./18. November 1765	S. 149

An de Calf

Nr. 224.	August 1778	S. 234
----------	-------------	--------

An Charlotte, Herzogin von Braunschweig, s. d.

An die Witwe des Generals von Forcade

Nr. 135.	10. April 1765	S. 146
----------	----------------	--------

An Fouqué

Nr. 123.	10. April 1764	S. 135
Nr. 140.	31. Dezember 1765	S. 149
Nr. 142.	24. Februar 1766	S. 151
Nr. 166.	22. Dezember 1768	S. 172
Nr. 176.	6. Mai 1770	S. 183

An Herzog Friedrich August von Braunschweig s. d.

An Luise Dorothea von Gotha		
Nr. 113.	19. Februar 1763	S. 126
Nr. 120.	6. September 1763	S. 133
Nr. 125.	26. April 1764	S. 137
Nr. 127.	18. Mai 1764	S. 140
An Grimm		
Nr. 247.	11. November 1783	S. 256
Nr. 248.	16. Dezember 1783	S. 256
An König Gustav III. von Schweden s. d.		
An Landgräfin Karoline von Hessen		
Nr. 181.	5. Dezember 1770	S. 194
An Rektor Heynag		
Nr. 253.	12. August 1785	S. 260
An Markgraf Karl Alexander von Ansbach s. d.		
An Landgräfin Karoline von Hessen s. d.		
An Luise Dorothea von Gotha s. d.		
An Maria Antonia von Sachsen s. d.		
An Konrektor Moritz		
Nr. 234.	21. Januar 1781	S. 244
An Professor Myller		
Nr. 249.	22. Dezember 1784	S. 257
Dranien		
An Wilhelm V.		
Nr. 171.	21. Dezember 1769	S. 177
Nr. 172.	31. Dezember 1769	S. 178
An Wilhelmine		
Nr. 159.	1. November 1767	S. 168
Nr. 160.	7. Januar 1768	S. 169
Nr. 162.	25. Januar 1768	S. 170
Nr. 163.	Juli 1768	S. 171
Nr. 167.	23. Mai 1769	S. 173
Nr. 170.	27. November 1769	S. 176

Nr. 194.	4. Oktober 1773	S. 207
Nr. 202.	25. Oktober 1774	S. 213
Nr. 206.	20. März 1775	S. 216

P r e u ß e n

A n n a l i e

*Nr. 132.	19. Januar 1765	S. 145
*Nr. 133.	24. Januar 1765	S. 145
Nr. 136.	3. Juli 1765	S. 147

A n F e r d i n a n d

Nr. 241.	3. Mai 1782	S. 252
Nr. 256.	7. August 1786	S. 262

A n H e i n r i c h

Nr. 124.	22. April 1764	S. 136
Nr. 126.	27. April 1764	S. 139
Nr. 155.	27./28. Mai 1767	S. 166
Nr. 156.	9. Juni 1767	S. 166
Nr. 164.	11. November 1768	S. 171
Nr. 174.	1. Februar 1770	S. 180
Nr. 188.	11. Februar 1772	S. 202
Nr. 189.	9. April 1772	S. 202
Nr. 196.	25. Januar 1774	S. 208
Nr. 199.	15. Mai 1774	S. 211
Nr. 200.	8. Juli 1774	S. 211
Nr. 201.	15. Juli 1774	S. 212
Nr. 204.	27. Januar 1775	S. 215
Nr. 207.	24. März 1775	S. 216
Nr. 225.	9. November 1778	S. 235
Nr. 226.	17. Dezember 1778	S. 235
Nr. 237.	4. Dezember 1781	S. 246
Nr. 238.	7. Dezember 1781	S. 249
Nr. 239.	13. Dezember 1781	S. 250
Nr. 240.	22. Dezember 1781	S. 251
Nr. 250.	27. September 1784	S. 257
Nr. 251.	17. Oktober 1784	S. 258
Nr. 254.	2. April 1786	S. 261
Nr. 255.	22. Mai 1786	S. 261

An Oberst von Kiedesfel

Nr. 209. 12. April 1775 S. 218

An Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen

Nr. 128. 8. August 1764 S. 141
 Nr. 131. 25. September 1764 S. 144
 Nr. 134. 30. Januar 1765 S. 146
 Nr. 137. 22. September 1765 S. 147
 Nr. 141. 8. Februar 1766 S. 150
 Nr. 143. 8. März 1766 S. 151
 Nr. 144. 30. Mai 1766 S. 152
 Nr. 151. 10. Januar 1767 S. 160
 Nr. 152. 12. Februar 1767 S. 161
 Nr. 190. 27. Juni 1772 S. 203
 Nr. 195. 8. Januar 1774 S. 207
 Nr. 198. 9. April 1774 S. 210
 Nr. 205. 15. März 1775 S. 215
 Nr. 216. 5. März 1777 S. 226
 Nr. 218. 11. Mai 1777 S. 228
 Nr. 221. 22. Oktober 1777 S. 232
 Nr. 222. 1. Mai 1778 S. 233
 Nr. 227. 27. Dezember 1778 S. 236

An den Lord Marschall von Schottland

Nr. 117. 24. April 1763 S. 130
 Nr. 122. 7. April 1764 S. 134

Schweden

An König Gustav III.

Nr. 208. 28. März 1775 S. 217
 Nr. 242. 30. Juli 1782 S. 253
 Nr. 246. 27. Oktober 1783 S. 255

An Ulrike

Nr. 118. 26. Mai 1763 S. 131
 Nr. 130. 8. September 1764 S. 143
 Nr. 138. 14. November 1765 S. 148
 Nr. 153. 27. März 1767 S. 163
 Nr. 157. 10. Juni 1767 S. 167
 Nr. 158. 14. September 1767 S. 167

Nr. 182. 12. Dezember 1770	S. 194
Nr. 184. 5. April 1771	S. 197
Nr. 185. 20. Mai 1771	S. 198
Nr. 186. 5. November 1771	S. 200
Nr. 191. 4. August 1772	S. 203
An Voltaire	
Nr. 145. 7. August 1766	S. 153
Nr. 146. 13. August 1766	S. 154
Nr. 148. 24. Oktober 1766	S. 157
Nr. 150. Dezember 1766	S. 159
Nr. 179. 26. September 1770	S. 188
Nr. 193. 31. Januar 1773	S. 205
Nr. 197. 16. Februar 1774	S. 209
Nr. 203. 28. Dezember 1774	S. 214
Nr. 211. 4. Dezember 1775	S. 219
Nr. 213. 19. März 1776	S. 222
Nr. 219. 9. Juli 1777	S. 229
An Wilhelm V. und Wilhelmine von Dranien s. d.	
Zu Menzels Illustrationen	S. 263
Personenregister	S. 276

Druckfehlerberichtigung

Band I, Seite 169, Zeile 19 muß lauten: „Über die großen Erfolge der Franzosen über die Ssterreich“

Personenregister

- Achard, Anton, Pastor in Berlin, I, 72ff.
 —, Franz Karl, Physiker, II, 240.
 Adolf Friedrich, König von Schweden, f. d.
 Agestlaus, König von Sparta, f. d.
 Agrippa, Marcus Vipsianus, I, 179.
 Albert Wolfgang, Graf, f. Schaumburg;
 Lippe.
 d'Almebert, Jean Lerond, II, 23. 64. 102.
 129. 131f. 141ff. 155. 164f. 169f. 173ff.
 178ff. 190ff. 201. 204. 219ff. 225ff. 237ff.
 253. 255ff.
 Alexander der Große, König von Mazedonien,
 f. d.
 Algarotti, Francesco, [seit 1747] Graf, I, 152f.
 178. 181f. 198ff. 202. 213f. 273f. 284. 291f.
 295. II, 66. 256.
 Alkibiades I, 69.
 d'Amboise, George, Erzbischof von Rouen,
 II, 49.
 Ambrosius, der heilige, II, 174.
 Anaxagoras, Philosoph, II, 181.
 Anhalt-Deffau
 Dietrich, Prinz, I, 204.
 Leopold, Fürst, I, 39. 58. 62. 204. 206. 267.
 Leopold Maximilian, Fürst, I, 282.
 Anna, Königin von England, f. d.
 Anna „von Österreich“, Königin von Frankreich,
 f. d.
 Anna Elisabeth Luise geb. Prinzessin von Schwedt,
 Gemahlin des Prinzen Ferdinand von Preus-
 sen, f. d.
 Ansbach
 Friederike Luise, Markgräfin, I, 24. 35. 175f.
 291. II, 143. 158.
 Karl Alexander, Markgraf, I, 292. II, 158f.
 Karl Wilhelm Friedrich, Markgraf, I, 24. 175f.
 290.
 Antiochus IV., König von Syrien, f. d.
 Antisthenes, Philosoph, I, 69.
 Antoinette Amalie, Herzogin von Braunschweig,
 f. d.
 Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, f. d.
 Antoninus Pius, f. Mark Aurel.
 Antonius, Marcus, I, 29. II, 64.
 Antonius, der heilige, II, 101.
 d'Argens, Jean Baptiste Boyer, Marquis,
 I, 216. 227. 260. 295. II, 21. 30f. 33. 41.
 44ff. 53ff. 68ff. 89ff. 128f. 156f. 172. 222. 256.
 Ariosto, Lodovico, II, 206.
 Aristides I, 136. II, 226.
 Aristippos, Philosoph, II, 158.
 Arisphanes II, 97.
 Aristoteles I, 84. 104. II, 74. 189. 206. 241.
 Arnold, Müller, II, 241.
 Aschylus II, 226.
 Athenagoras, Philosoph, II, 175.
 Atticus, Titus Pomponius, I, 102. 208.
 II, 162.
 Aufresne, Jean, Schauspieler, II, 211f.
 August Wilhelm, Prinz von Preußen, f. d.
 Augustus, Gaius Julius Cäsar Octavianus,
 I, 29. II, 64. 206.
 Bacon, Francis, Philosoph, II, 241.
 Barlas II, 66.
 de Balzac, Jean, Schriftsteller, I, 151.
 Batoni, Pompeo, Maler, I, 304f. II, 130.
 Batteur, Charles, Ästhetiker, II, 97. 129.
 Bayard, Pierre du Terrail, Seigneur de,
 II, 33. 172.
 Bayern
 Maximilian Joseph, Kurfürst, II, 25.
 Bayle, Pierre, Philosoph, I, 102. 105. 207.
 II, 59. 88. 136f. 139. 158f. 183. 206. 243.
 Bayreuth
 Elisabeth Friederike Sophie, Tochter des Mark-
 grafen Friedrich, I, 41. 259. 267f. Fort-
 setzung s. unter Württemberg.
 Friedrich, Markgraf, I, 37. 46. 48. 52. 148.
 159. 249. 289. II, 130.
 Georg Friedrich Karl, Markgraf, I, 48.
 Wilhelmine, Markgräfin, I, 4f. 11. 17. 23f.
 27. 33. 37. 41f. 52. 56f. 60f. 102. 148. 154.

- 159f. 173f. 249f. 256f. 259. 261f. 264ff.
272f. 279ff. 285. 288ff. 294. 297ff. 305.
II, 13ff. 22ff. 32f. 36ff. 42f. 159.
- Beaumont, Erzbischof von Paris, II, 243.
- de Beauvobre, Isaac, Prediger in Berlin,
I, 90. 108.
- de Beauveau, Charles, Marquis, französischer
Gesandter in Berlin, I, 181.
- Bembo, Pietro, Schriftsteller, II, 206.
- v. Bergen, Johann Georg, Arzt I, 29.
- Bernard, Gentil, Schriftsteller, I, 107.
- Bernini, Lorenzo, Bildhauer, II, 31.
- Bernoulli, Jakob, Mathematiker, I, 104.
- , Johann, Mathematiker, I, 104. II, 240.
- Biron, Herzog von Surland, I, 142.
- Vitaubié, Paul, Philologe, II, 240.
- v. Bohlen, Karl, Graf, Oberst, II, 167.
- Boileau-Despréaux, Nicolas, Dichter und
Kritiker, I, 6. 32. 75. 79. 89. 130. 255. 270.
301. 303. II, 69. 97. 133. 161.
- Bolingbroke, Henry St. John, Graf von,
II, 206.
- Bossuet, Jacque Benigne, Theologe, I, 153.
- Braunschweig
- Antoinette Amalie, Herzogin, I, 40.
- Anton Ulrich, Herzog, I, 8.
- Charlotte, Herzogin, I, 102. 131. 156. II, 143f.
147. 163. 173. 202. 211. 228. 259. 262.
- Christine Luise, Herzogin, I, 31. 262.
- Ferdinand, Herzog, II, 24. 51f. 59. 76. 86.
- Ferdinand Albrecht, Herzog, I, 27. 31.
- Friedrich August, Herzog, II, 133f. 233. 254.
- Heinrich, Prinz, II, 96f.
- Karl, Herzog, I, 102.
- Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog, I, 292.
II, 133, 153.
- Leopold, Prinz, II, 233, 260.
- v. Bredow, Kaspar Ludwig, I, 106.
- de Brinvilleiers, Marquise, II, 64.
- Broglic, Victor, Herzog von, Marschall, I, 200.
- v. Brühl, Heinrich, sursächsischer Premiermini-
ster II, 127.
- Brutus, Marcus Junius, I, 105. II, 25.
- v. Buchwald, Julianne, II, 128.
- v. Buchenbrock, Leutnant in Ruppin, I, 39.
49. 88.
- v. Bülow, Friedrich Gotthard, sursächsischer Ge-
sandter in Preußen, I, 184. II, 78.
- Bureau de la Rivière, Hofmarschall König
Karl's V. von Frankreich I, 70.
- Busriris, sagenhafter ägyptischer König II, 94.
- Busenbaum, Hermann, Jesuit, II, 201.
- Butler, Samuel, Satiriker, II, 161.
- Buturlin, Alexander, russischer General, II, 91.
93. 95.
- Cäsar, Gaius Julius, I, 29, 32. II, 14. 55. 100.
128. 160. 205f.
- Calas, Jean, II, 154f. 183.
- Calmet, Augustin, Abt von Senones, II, 237.
Calprenede s. Costes.
- Calvin I, 105. II, 90. 174. 247.
- v. Camas, Paul Heinrich, Oberst, I, 5. 11. 58f.
116f. 129. 132f. 135. 137. 139f. 156.
- , Sophie Karoline, Gemahlin des Obersten,
(seit 1742) Gräfin und Oberhofmeisterin der
Königin, I, 140. 156. 179. 220. 226ff. 236.
II, 87f. 106. 109. 130. 149.
- Catinat, französischer Marschall, I, 70.
- Cato, Marcus Porcius, der Jüngere, I, 50. 105.
177. 236. II, 25. 55. 98. 100. 128. 205.
- de Catt, Heinrich, II, 79. 98. 234.
- Catullus, Gaius Valerius, Lyriker I, 141.
- Cavalier, Jean, II, 50.
- Chambers, Ephraim, II, 88.
- de Châtelet, Emilie, Marquise, I, 100f. 104.
160f. 174f. 179ff. 192. 203. 272.
- Chaulieu, Guillaume, Dichter, I, 107. 177. 202.
- China, Kien Lung, Kaiser, II, 223.
- Choiseul, Etienne, Herzog von Amboise, Franz-
reichs Prinzipalminister, II, 173.
- Christian VI., König von Dänemark, s. d.
- Cicero, Marcus Tullius, I, 102. 108. 110. 134.
158. 179. 207f. 228. 231f. 236. 271. II, 48.
64. 128f. 139. 160. 162. 196. 201. 206.
- Cinna, Lucius Cornelius, I, 29.
- Clarke, Samuel, Philosoph, I, 125ff.
- Clisson, französischer Marschall, I, 70.
- Cochois, Barbe und Marianne, Mitglieder der
Berliner Oper, I, 215.
- Colbert, Jean Baptiste, Minister Ludwigs XIV.,
I, 238.
- v. Coltenbach, Heinrich, II, 112.
- de Comines, Philippe, Staatsmann, I, 70.
254.
- Condé, Ludwig, Prinz von, I, 48. 296. II, 180.
- v. Condorcet, Marquis II, 257.
- Confucius II, 179. 229.
- Cornéille, Pierre, I, 78. 141. II, 98.
- Corregio, Antonio Allegri aus, II, 70. 73.
- Cosianzi, Placido, Maler, I, 304f.
- de Costes, Gautier, Seigneur de Calprenede,
II, 102.
- Cothenius, Christian, Leibarzt I, 290f. 297f.
302.

- Cotin, Abbé, Reichsvater Ludwigs XIV. I, 75.
79.
- Crassus, Marcus Licinius, I, 29.
- de Crbillon, Prosper, Tragödiendichter,
I, 107. 183. 272. II, 98.
- Cromwell, Oliver, I, 112. II, 161. 249.
- Cyprianus, Ernst, Vizepräsident des Gothaer
Konfistoriums, II, 138. 140.
- Dänemark
Christian VI., König, I, 85.
- Damiens II, 50.
- v. Dandelman, Eberhard Minister Fried-
richs I., I, 238.
- Darget, Claude Etienne, Vorleser Friedrichs,
I, 270. 275f. 295. 297. 299f.
- Dann, Leopold Joseph, Reichsgraf von, II, 33.
36. 49. 53. 56ff. 61. 71. 75. 78. 84. 100.
- v. Degenfeld, Christoph Martin, preussischer
Gesandter in London, I, 27.
- Delille, Jacques, Dichter, II, 254.
- Demofrit II, 68, 231.
- Demosthenes II, 101. 227. 232.
- v. Derschau, Christian Reinhold, Generaladju-
tant I, 42. 116.
- Descartes, René de, I, 7. 84. 144.
- Deutsches Reich
Joseph II., Kaiser, II, 156. 189. 194. 231.
Karl I., der Große, Kaiser, II, 156. 251.
Karl V., Kaiser, II, 206. 227.
Karl VI., Kaiser, I, 9. 23. 35. 65. 92. 95. 109f.
177. 181f.
Karl VII., Kaiser, I, 199. 216.
Lothar II., König, II, 101.
- Diagoras, Philosoph, II, 180.
- Dikens, Melchior Guy, englischer Gesandter in
Berlin, I, 92.
- Diderot, Denis, II, 23. 155. 239.
- Dietrich von Anhalt-Desau, f. d.
- Diogenes, Philosoph, II, 75. 105. 131. 162.
- Diogenes Laertius, Philosoph, II, 75.
- Duhan de Zandun, Egide, I, 3. 5f. 15. 38.
52. 84f. 95f. 130f. 183f. 230f. 236f.
- Duval, Leibkoch, I, 83.
- van Dyck, Anthony, I, 300.
- Eisenach, Christine, Prinzessin, I, 32f. 35.
- Elisabeth, Königin von England, f. d.
- Elisabeth, Prinzessin von Preußen, f. d.
- Elisabeth, Zarin, f. Rußland.
- Elisabeth Christine, f. Preußen.
- Elisabeth Friederike Sophie, Prinzessin von Bay-
reuth, später Herzogin von Württemberg, f. d.
- Eller, Dr., Leibarzt, I, 57. 164. 226. 263. II, 14.
- Eisner, Johann, Prediger, I, 222.
- Empedokles II, 58.
- England
Anna, Königin, II, 206.
Elisabeth, Königin, II, 160f. 249.
Georg II., König, I, 114. II, 72.
Jakob II., König, II, 206.
Karl II., König, II, 206.
- Epaminondas II, 14. 226. 232.
- Epifur I, 187. 191. 199. 263. II, 22. 50. 54. 62.
72. 97. 105. 155. 158. 161f.
- Esra, Priester und Schriftgelehrter, II, 138.
- d'Estades, Godefroi, Comte, I, 254.
- Etalonde, genannt Morival, II, 153, 221.
- Eugen, Prinz von Savoyen, f. d.
- Euklid, Mathematiker, I, 235.
- Euler, Leonhard, Mathematiker, I, 178.
- Fabius, Quintus Fabius Maximus Cunctator,
I, 256. II, 180.
- Favier, Schauspieler, II, 146.
- Feldmann, Stadtphysikus in Muppin, I, 158.
- Ferdinand, Prinz von Braunschweig; Webern,
f. d.
- Ferdinand, Prinz, Bruder des Königs, f. unter
Preußen.
- Ferdinand VI., König von Spanien, f. d.
- v. Fermor, Wilhelm, Graf, russischer General,
II, 19.
- Fiacrus, der heilige, II, 101.
- v. Fink, Generalmajor, II, 61.
- Fink v. Finkenstein, Graf, Major, I, 14.
- , Friedrich Ludwig, Graf, Generalmajor,
II, 54.
- , Karl Wilhelm, Graf, Minister, II, 51ff. 77f.
84f.
- v. Flemming, Jakob Heinrich, Graf, I, 113
- Fleury, André Hercule de, Kardinal und
Prinzipalminister von Frankreich, I, 66. 174.
211.
- , Claude, Kirchenhistoriker, II, 101. 159.
- de Folard, Jean, Militärschriftsteller, I, 289.
- de Fontenelle, Bernard, I, 107. II, 135. 154.
180. 247. 252.
- v. Forcade, Friedrich Wilhelm, Generalleut-
nant, II, 146.
- Formey, Prediger und Akademiker in Berlin,
I, 68. II, 240.
- de la Motte Fouqué, Heinrich August, I, 81.
II, 33. 76f. 135f. 149ff. 172. 183f.
- Fourment, Etienne, Orientalist, I, 179.
- Fox, George, II, 157.
- de Francheville, Joseph, Physiker, I, 260.

Frankreich

- Anna, Königin, II, 89.
 Heinrich IV., König, I, 98. II, 59, 81.
 Karl V., König, I, 70.
 Karl VI., König, I, 70.
 Karl VII., König, II, 50.
 Ludwig XI., König, I, 70.
 Ludwig XIII., König, II, 89.
 Ludwig XIV., König, I, 85, 107f. 238. II, 59.
 81. 141. 180. 188. 192. 204. 206. 214.
 Ludwig XV., König, I, 157. 278. II, 48f. 140.
 251.
 Ludwig XVI., König, II, 221. 251.
 Franz I., Kaiser, f. Deutsches Reich und Vethringen.
 Fredericksdorf, Michael, Geheimer Kämmerer, I, 292. 296. 298. 302.
 du Fresne de Francheville, Joseph, Schriftsteller, I, 183.
 Friederike, Prinzessin von Preußen, f. d.
 Friederike Dorothea Sophie, geb. Prinzessin von Schwedt, Gemahlin Friedrich Eugens v. Württemberg, f. d.
 Friederike Luise, Markgräfin von Ansbach, f. d.
 Friedrich, Markgraf von Bayreuth, f. d.
 Friedrich I., König von Preußen, f. d.
 Friedrich I., König von Schweden, f. d.
 Friedrich August, Herzog von Braunschweig, f. d.
 Friedrich Eugen, Prinz von Württemberg, f. d.
 Friedrich Wilhelm I., f. Preußen.
 Friedrich Wilhelm (II.), Prinz von Preußen, f. d.
 Friedrich Wilhelm, Markgraf von Schwedt, f. d.
 v. Frisch, Thomas, II, 112.
 Gagliardi, Bernardino, II, 208.
 Ganganelli f. Pappst Clemens XIV.
 Gassendi, Petrus, Philosoph, II, 155. 158.
 Gauffin, Jeanne, Schauspielerin, I, 183.
 Gellert, Christian, II, 88.
 Georg II., König von England, f. d.
 Gonzaga, Silvio Valenti, Kardinal, II, 203.
 Gottsched, Johannes, II, 88.
 Giordano, Luca, II, 73.
 Goldoni, Carlo, Lustspieldichter, II, 212.
 Gogolowsky, Johann, Kaufmann, II, 70.
 Graun, Karl Heinrich, Komponist, I, 257. 273.
 II, 208.
 s' Gravesande, Wilhelm, Philosoph, I, 178.
 Gregor VII., Pappst, II, 161.
 de Gresset, Jean Baptiste, I, 81. 107.
 v. Grimm, Melchior, Philosoph, I, 291.
 II, 131. 175. 230. 239. 256.
 v. Grumbkow, Friedrich Wilhelm, Minister und General, I, 5ff. 16. 22ff. 33ff. 42ff. 75ff. 85f. 91ff. 109ff. 121f. 148.
 —, Philipp Otto, Kaiser der pommerischen Regierung, I, 26. 38.
 Guarini, Beichtvater des Kurfürsten von Sachsen, I, 200.
 —, Giovanni, Dramatiker, II, 189.
 v. Guericke, Otto, I, 259.
 Gustav III., König von Schweden, f. d.
 v. Haacke, Hans Christoph, I, 23. 39f. 42. 51.
 Hadik, österreichischer General, II, 51. 53. 77.
 Hadrian II., Pappst, II, 101.
 Hannibal I., 256. II, 66. 180.
 Haufe, Johann Adolf, Komponist, I, 199f. 291.
 II, 171. 208.
 —, Faustina, seine Gattin, I, 200.
 Heinrich, Prinz von Braunschweig, f. d.
 Heinrich IV., König von Frankreich, f. d.
 Heinrich, Prinz, f. Preußen.
 Heinrich, Markgraf von Schwedt, f. d.
 Hessen-Darmstadt, Karoline, Landgräfin von, II, 194. 210. 218.
 Hessen-Kassel, Friedrich II., Landgraf, II, 196f.
 Heynag, Johann, Rektor, II, 260.
 Hille, Direktor der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin, I, 19. 28.
 Hippokrates I, 164.
 v. Holbach, Dietrich, Baron, Philosoph, II, 184ff. 193. 239.
 Holstein-Beck, Friedrich Wilhelm, Herzog von, I, 64.
 Homer I, 215. II, 98. 188. 232. 243.
 „Horaz“, Quintus Flaccus Horatius, I, 163.
 188. 215. 225. 255. 270. II, 161. 201. 206.
 Hotham, englischer Gesandter in Berlin, I, 17.
 v. Hülsen, Generalmajor, II, 76.
 Huet, Pierre, Jesuit, II, 237.
 Hume, David, II, 69.
 Jakob II., König von England, f. d.
 Jeanne d'Arc II, 50.
 Johann Adolf, Herzog von Sachsen-Weißenfels f. d.
 Johann Sobieski, König von Polen, f. d.
 Johannes, Evangelist, II, 138.
 Jordan, Charles Etienne, I, 81. 129. 150f. 179f. 185ff. 192f. 196ff. 202ff. 214. 219f. 224. 226ff.
 Joseph II., Kaiser, f. Deutsches Reich.
 Joseph I., König von Portugal, f. d.
 Jonard, Koch, II, 96.

- Julian Apostata, Kaiser, I, 68. II, 223.
 Jurieu, Geistlicher in Rotterdam, I, 102. 105. II, 183.
 v. Kaldstein, Christof Wilhelm, Feldmarschall, II, 33f.
 Kallisthenes, Philosoph, II, 209.
 Karl, Herzog von Braunschweig, s. d.
 Karl I., V., VI. und VII., Kaiser, s. Deutsches Reich.
 Karl II., König von England, s. d.
 Karl V., VI., VII., Könige von Frankreich, s. d.
 Karl von Lothringen, s. d.
 Karl XII., König von Schweden, s. d.
 Karl, Markgraf von Schwedt, s. d.
 Karl II. und III., Könige von Spanien, s. d.
 Karl Alexander, Markgraf von Ansbach, s. d.
 Karl Eugen, Herzog von Württemberg, s. d.
 Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, s. d.
 Karl Wilhelm Friedrich, Markgraf von Ansbach, s. d.
 Karoline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt, s. d.
 Kassander, König von Mazedonien, s. d.
 Katharina II., Zarin, s. Rußland.
 v. Katte, Hans Heinrich, Generalleutnant in Angerburg, I, 63.
 —, Hans Hermann, Leutnant, Friedrichs Jugendfreund, I, 42. 114.
 Kaunitz, Wenzel, Fürst von, II, 246.
 Keith, George, Lordmarschall von Schottland, s. d.
 —, Jakob, Feldmarschall, II, 42.
 v. Keyserlingk, Dietrich, I, 81. 98. 105. 129. 151. 183. 187. 207. 226ff. 232.
 Kien Lung, Kaiser, s. China.
 Kimon, Sohn des Miltiades, I, 69. 71.
 Kirch, Christfried, Astronom in Berlin, I, 141.
 v. Kleist, Henning Alexander, Feldmarschall, I, 274.
 Klemens V., Papp, II, 174.
 Klemens XIII., Papp, II, 49, 71.
 Klemens XIV., Papp, II, 176. 203. 207.
 Klitos, Philosoph, II, 209.
 v. Knobelsdorff, Hans Georg, Architekt und Maler, I, 98. 129. 154. 173. 207. 209. 228.
 König, Samuel, Mathematiker, I, 180. 286.
 Konstantin der Große, Kaiser, II, 101. 247.
 Kopernikus, Nikolaus, II, 256.
 v. Koschmibar, Ernst, Generalmajor, II, 225.
 Labadie, Jean, Missionar, II, 237.
 La Barre II, 153.
 La Chétardie, französischer Gesandter in Berlin, I, 51, 155.
 de la Croze, Bibliothekar in Berlin, I, 100.
 v. Lach, Moriz, Graf, österreichischer General, II, 78.
 —, russischer General, I, 60f.
 Laenas, Gaius Popilius, I, 121.
 La Fare, Dichter, I, 107.
 de Lafontaine, Jean, Fabeldichter, I, 265. II, 214.
 de Lagrange, Joseph, Graf, Mathematiker, II, 174. 240.
 Lagrange-Chancel, Francois, Dramatiker, II, 98.
 Lambert, Jean, Philosoph, II, 231.
 Lancret, Nicolas, Maler, I, 154. 299.
 Lange, Joachim, Philosoph, I, 75ff.
 Langlois, Abbé, französischer Gesandter in Venedig, I, 64.
 Larocheoucauld, Franz, Herzog von, II, 93.
 v. Laudon, Gideon Ernst, Feldmarschall, II, 76. 78. 93. 96.
 Le Franc de Pompignan, Schriftsteller, I, 68.
 v. Lehwaldt, Feldmarschall, II, 19. 26.
 v. Leibniz, Gottfried Wilhelm, I, 73. 108f. 126. 142. 161. 263. II, 75.
 Le Kain, Henri, Schauspieler, II, 219.
 Leo X., Papp, II, 206.
 Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, s. d.
 Leopold, Prinz von Braunschweig, s. d.
 Lepidus, Marcus Aemilius, I, 29. II, 64.
 L'Hermitte, Francois, genannt Tristan, Dichter, I, 277.
 Lieberkühn, Johann, Arzt, I, 155. 263.
 Livius, Titus, I, 253.
 Locke, John, Philosoph, I, 7. 127. 152. 161. 259. II, 105. 158. 206. 242.
 Lothar II., König, s. Deutsches Reich.
 Lothringen
 Franz Stephan, Herzog, seit 1745 Kaiser, I, 8. 24. 26ff. 32. 152.
 Karl V., Herzog, II, 14.
 Karl, Prinz, I, 232. 252f.
 de Louvois, Francois, Marquis, II, 180.
 Lucanus, Marcus Annäus, Dichter, I, 139. II, 128. 205.
 Lucretius, Carus Titus, I, 258. 283. II, 41. 78. 105. 243.
 Ludwig XII., XIII., XIV., XV., XVI., Könige von Frankreich, s. d.
 Luise Dorothea, Herzogin von Sachsen-Gotha, s. d.
 Luther I, 105. II, 101. 138. 140. 174. 247.
 Lyburg I, 72. II, 232. 241. 249f.

- Machiavelli, Nicolo, I, 144. 152f. 155.
 Mahabaral II, 66.
 Mahmud I., Sultan, f. Türkei.
 Malagrida, Jesuit, II, 50. 201. 207.
 Malebranche, Nic., Philosoph, I, 84. II, 237.
 v. Mantuffel, Ernst Christof, sächsischer Minister, I, 68ff. 83. 106. 113f.
 Marcellinus, Ammianus, II, 223.
 Maria Antonia, Kurfürstin von Sachsen, f. d.
 Maria Josepha, Kurfürstin von Sachsen, f. d.
 Maria Theresia f. unter Osterreich.
 Marius, Caius, I, 29. II, 22. 55. 182.
 Marf Aurel, Kaiser, I, 81. 281. 293. II, 83. 96f. 105. 153. 159f. 258.
 Marlborough, John Churchill, Herzog von, I, 112. II, 141.
 v. d. Marwig, Gouverneur von Breslau, und seine Töchter, I, 249.
 Matthäus, Evangelist, II, 138.
 Maupertuis, Pierre Louis de, Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften, I, 176. 178. 183. 185f. 202. 224f. 228ff. 259f. 262f. 281. 284ff. 292f. 295. 297. II, 188. 246.
 Maximilian Joseph, Kurfürst von Bayern, f. d.
 Mazarin, Jules, Kardinal, I, 112. II, 211. 219.
 Mazedonien
 Alexander der Große, König, I, 84. 99. 115. II, 160. 162. 206. 209f.
 Saffander, König, I, 115.
 Philipp II., König, II, 255.
 Mecklenburg
 Anna, Herzogin, Mutter des Zaren Ivan VI., I, 27. 152.
 Karl, Herzog, von Mecklenburg-Strelitz, I, 87ff. 91. 143.
 v. Meinders, Franz, Staatsmann unter dem Großen Kurfürsten, I, 238.
 v. Meinecke, Generalmajor, II, 30.
 Mengs, Raphael, Maler, I, 304.
 Merian, Johann, Philosoph, II, 240
 Mesmer, J. A., Arzt, II, 257.
 v. Meyrind, General, I, 274.
 Milton, John, II, 206.
 Mohammed, II, 50. 181. 231.
 Dumolard, Charles, Literat, I, 179. 185.
 Molière, Jean Baptiste Poquelin, genannt, I, 6. 31. 79. 277. II, 88. 257.
 Molteni, Benedetta, Sangerin, I, 268. 274.
 de Montaigne, Michel, Philosoph, I, 261. 275. II, 243.
 Moreri, Louis, II, 88.
 Moriz, Graf von Sachsen, f. d.
 Moriz, Carl, Konrektor, II, 244.
 Morival f. Etalonde.
 v. Münchow, Präsident der Kriegs- und Domainenkammer in Ruffin, I, 29.
 Mustapha III. f. Türkei.
 Myller, Christian, Germanist, II, 257.
 v. Nagmer, Carl Dubislav, Kammerjunfer später Regierungsrat, I, 9. 38.
 Newton, Isaac, I, 104. 125ff. 144. 152. 161. 259. 263. II, 102. 155. 158. 206. 242.
 Nikolaus I., Papp, II, 101. 174.
 Rivernais, Ludwig, Herzog von, II, 101.
 Noël, Leibfch, II, 46. 55. 96.
 Koltenius, Prediger, I, 17.
 Rostradamus, Michel, II, 182.
 Roverre, Balletmeister, II, 194.
 Ruma Pompilius II, 181.
 Dginski, Graf von, I, 64.
 Oskavianus f. Augustus.
 d'Olivet, Ciceroüberfeger, I, 107f.
 v. Oypen, Hauptmann, II, 40.
 Oranien
 Wilhelm IV., Erbstatthalter von Holland, I, 59.
 Wilhelm V., Erbstatthalter von Holland, II, 34. 168f. 173. 177f. 213. 216.
 Wilhelmine, dessen Gemahlin, II, 168ff. 176ff. 207. 211. 213. 216.
 Osterreich f. auch Deutsches Reich.
 Maria Theresia I, 216. 221. 249. II, 13. 31. 48. 89. 91. 128. 138. 168.
 Ovidius, Publius, I, 136. 201. II, 156. 206.
 Paolo, Fra, Historiker, II, 206.
 Pascal, Blaise, Philosoph, II, 59. 102.
 Paulus, Apostel, I, 103. II, 138.
 de Paw, Corneille, II, 223.
 Pelloutier, Simon, Prediger, I, 260.
 Perikles II, 227. 232.
 Pesne, Antoine, Maler, II, 130.
 Peter III., Zar, f. Rußland.
 Petit, Jean, Franziskaner, II, 201.
 Petripierre, Prediger in Neufchatel, II, 183.
 Pfalz Neuburg, Karl Philipp, Herzog von, I, 95.
 Pfannenstil, Weber und Prophet, II, 68.
 Phafaris, Tyrann von Agrigent, II, 94.
 Phidias I, 157. II, 240.
 Philipp II., König von Mazedonien, II, 255.
 Photius, Patriarch von Konstantinopel, II, 174.
 de Pibrac, Guy du Four, II, 65.
 de St. Pierre, Abbe, I, 201. II, 187.

- Pigalle, Jean, Bildhauer, II, 188f.
 Plato I, 69. 104. 208. II, 49. 137. 152f. 189. 241. 245.
 Plinius, Gaius Plinius Cæcilius, der „Jüngere“, I, 179. II, 244.
 v. Pletho, Christoph, Gesandter in Regensburg, II, 18.
 Plutarch I, 253. II, 96. 182.
 v. Podewils, Heinrich, (seit 1741) Graf, Minister des Auswärtigen, I, 182. 184. 221ff. 226.
 v. Pöllnig, Karl Ludwig, Schriftsteller, I, 63. 238f. II, 197.
 Poitier, Tänzer in Berlin, I, 217.
 Polen
 August II., König (Kurfürst Friedrich August III. von Sachsen), I, 65. 109f.
 Johann Sobieski, König, II, 14.
 Maria Josepha, Königin, II, 13.
 Stanislaus Leszczyński, König, I, 63. 65f. 109f.
 de Polignac, Kardinal, I, 215.
 Pompadour, Marquise von, II, 13. 49.
 Pompeius, Cnæus, I, 29. II, 14. 60. 128.
 de Pompignan, Jean, Bischof, II, 243.
 Porfenna, Erbkaiserkönig, I, 138.
 Portugal
 Joseph I., König, II, 50. 71.
 Proseidonios, Philosoph, II, 60. 220.
 Prætorius, dänischer Gesandter in Berlin, I, 85. 91.
 Prapiteles I, 157. II, 153. 240.
 Preußen
 Amalie, Prinzessin, II, 14. 17. 31f. 39. 107. 144ff. 163. 171. 173. 199. 202. 211.
 Anna Elisabeth Luise, Gemahlin des Prinzen Ferdinand, II, 32.
 August Wilhelm, Prinz von Preußen, I, 85. 188f. 219. 250ff. 260ff. 266f. 277ff. 284. 289. 306f. II, 16. 21. 33ff. 167.
 Elisabeth, geb. Prinzessin von Braunschweig, Gemahlin Friedrich Wilhelms (II.), II, 147. 160. 163. 168f. 173.
 Elisabeth Christine, geb. Prinzessin von Braunschweig-Bevern, Friedrichs Gemahlin, I, 5f. 11. 23. 27f. 31ff. 40ff. 51. 53. 55f. 112. 129. 147f. 158f. 173. II, 18. 109.
 Ferdinand, Prinz, I, 268. II, 32. 39. 46. 57. 144. 146. 148. 217. 252. 262.
 Friedrich I., König, I, 11. 60. 108f. 149. 238. 263. II, 80. 151.
 Friedrich Wilhelm I., König, I, 3ff. 9ff. 14ff. 23ff. 29ff. 42. 44ff. 50ff. 57. 59ff. 76. 82ff. 87ff. 91ff. 106. 110ff. 115f. 121f. 129. 135. 137. 139. 142f. 145f. 148f. 156. 158ff. 162. 164. 173. 175ff. 182. II, 81.
 Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen, der spätere König Friedrich Wilhelm II., II, 34. 111. 147. 173.
 Friederike, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt, Gemahlin Friedrich Wilhelms (II.), II, 147. 173.
 Friederike Charlotte Ulrike Katharina, Prinzessin, II, 167.
 Heinrich, Prinz, Bruder Friedrichs des Großen. I, 251f. 268. 273ff. 285. II, 30. 34ff. 42. 52. 57. 63. 76. 92f. 107. 110. 112. 136f. 139f. 143f. 166f. 171. 180f. 202f. 208f. 211ff. 228. 235f. 246ff. 257f. 261.
 Heinrich der Jüngere, Prinz, Sohn August Wilhelms, I, 262. II, 111. 166f. 177.
 Sophie Charlotte, Gemahlin Friedrichs I., I, 108f.
 Sophie Dorothea, Gemahlin Friedrich Wilhelms I., I, 4. 18. 23. 42. 50. 116. 147. 159. 173. 177. 220. 250. 257. 259. 298. 303. II, 14ff. 21. 34. 36. 252.
 Wilhelmine Friederike Sophie, Prinzessin. II, 34. 164. 168. Fortsetzung s. unter Dranien.
 Protagoras, Philosoph, II, 238.
 Pythagoras II, 142. 229.
 v. Quadt, Major in Ruppin, I, 45. 47.
 Quintilianus, Marcus Fabius, Rhetor, II, 244.
 Rabelais, Francois, Satiriker, II, 71.
 de Racine, Jean Baptiste, II, 65. 97f. 145f. 212f.
 Ramponneau, Gastwirt und Schauspieler, II, 254.
 de Réaumur, René, Physiker, I, 107.
 Reinbeck, Johann Gustav, Konsistorialrat in Berlin, I, 75. 90.
 Richelieu, Louis Francois, Herzog von, II, 29.
 v. Riedesel, Oberst, II, 218.
 de Rocoulle, Frau, Friedrichs Erzieherin, I, 151.
 v. Röder, Ernst Erhard, Generalfeldmarschall, I, 56.
 v. Rohwedell, Wilhelm, Kammerjunger, spätere Geh. Finanzrat, I, 32. 54.
 Roland, Madame, Tänzerin in Berlin, I, 217.
 Rollin, Charles, Historiker, I, 81. 107. 146f.

- Nemeane, Cinlio, II, 73.
 Neescius, Quintus, Schauspieler, II, 219.
 v. Netzenburg, Friedrich Rudolf, Graf, I, 206. 217. 282.
 Neuffeau, Jean Baptiste, Lyriker, I, 79. 101. II, 97.
 —, Jean Jacques, II, 104ff. 113. 209. 239.
 Nubens, Peter Paul, I, 300.
 Nudenskjöld, schwedischer Gesandter in Berlin, I, 156.
 Rußland
 Anna, Zarin, I, 123.
 Elisabeth, Zarin, II, 13. 48.
 Katharina II., Zarin, II, 174. 234.
 Peter III., Zar, II, 103. 106.
 Sachsen:Gotha
 Friedrich III., Herzog, II, 23.
 Luise Dorothea, Herzogin, II, 23f. 67ff. 88. 107. 110ff. 127f. 133. 137ff.
 Sachsen:Kur.
 Friedrich Christian, Kurfürst, II, 141.
 Maria Antonia, Kurfürstin, II, 141. 144ff. 160ff. 190. 203. 207. 210. 215. 226ff. 232f. 236f.
 Maria Josepha, Kurfürstin, Königin von Polen, II, 13.
 Moritz, Graf, I, 252. 255f.
 Sachsen:Weißenfels, Johann Adolf, Herzog von, I, 17.
 Salkytow, Iwan, russischer General, II, 41. 53. 56.
 Sappho II, 160.
 Sarasin, Jean, Schriftsteller, I, 151.
 Savonen, Eugen, Prinz von, I, 56. 58f. 61. 266. II, 141.
 Scävola, Mucius, I, 138.
 v. Schaffgotsch, Graf, Bischof von Breslau, I, 303.
 Schaumburg:Lippe, Graf Albert Wolfgang von, I, 7. 133f. 145.
 Schottland, George Keith, Lordmarschall von, I, 293ff. 304f. II, 42f. 104ff. 130. 134f.
 v. d. Schulenburg, Adolf Friedrich, Graf, Generalmajor in Landsberg a. W., I, 33.
 —, Mathias Johann, Graf, sächsischer und venezianischer General, I, 113. II, 59.
 Schweden
 Adolf Friedrich, König, II, 18. 197.
 Friedrich I., König, I, 267.
 Gustav III., König, II, 200. 217f. 253. 255.
 Karl XII., König, I, 184. 276f. II, 59. 63. 81.
 Karl, Prinz, II, 194f.
 Sophie Albertine, Prinzessin, II, 163.
 Ulrike, Königin, II, 18. 36. 131. 143f. 148f. 163f. 167f. 194ff. 202ff. 217f. 253.
 Schwedi
 Friedrich Wilhelm, Markgraf, II, 32.
 Heinrich, Markgraf, I, 76. 91.
 Karl I., 20. 59. 219. 223.
 Sophie, Markgräfin, II, 32. 144. 148f. Wilhelm I, 220.
 v. Schwerin, Kurt Christoph, (seit 1740) Graf und Feldmarschall, I, 135. II, 16.
 —, Keimar Julius, Generalmajor, I, 223.
 Scipio, Publius Cornelius, der Ältere, II, 180f.
 de Scudery, Madeleine, Schriftstellerin, I, 151.
 v. Seckendorff, Graf, Veit Ludwig, österreichischer Gesandter in Berlin, I, 5f. 23. 25. 27. 31. 38f. 42f. 52f. 116f.
 Sellius, Pphnter, I, 155.
 Seneca, Lucius Annäus, Philosoph, I, 86. 207. 254. II, 244.
 v. Serß, Philipp, Generalmajor, I, 289.
 Sertorius, Quintus, II, 50. 55. 182.
 v. Seydlitz, Friedrich Wilhelm, II, 30. 52.
 Shaftesbury, Anthony, Graf von, II, 206.
 Simeon, der Säulenheilige, II, 101.
 v. Singendorff, Graf, österreichischer Hofkanzler, I, 198.
 Sokrates I, 69. 71f. 97. 108. 158. II, 49. 83. 155. 158. 196. 209f. 243. 255.
 Solon I, 72. II, 232. 241.
 Sophie, Markgräfin von Schwedt, s. d.
 Sophie Albertine, Prinzessin von Schweden, s. d.
 Sophie Charlotte, Gemahlin Friedrichs I., s. Preußen.
 Sophie Dorothea s. Preußen.
 Sophokles II, 188.
 de Sorbon, Robert, II, 258.
 Sozinus, Faustus, I, 126. II, 138. 157.
 Spanien
 Ferdinand VI., König, II, 45.
 Karl II., König, II, 193.
 Karl III., König, II, 45.
 Sparta
 Agessäus, König, II, 249.
 Stahl, Georg, Hofarzt, I, 88.
 Stephanus, heiliger, I, 70.
 Stephens, Mrs., II, 242.
 v. Stille, Christian Ludwig, Generalmajor, I, 81. 287.

- v. Euhm, Ulrich, sursächsischer Gesandter, I, 5 ff. 74. 76 f. 80. 86. 94. 100. 106. 122. 142. 182.
- Gulla, Lucius Cornelius, I, 29. II, 22.
- Syrien, König Antiochus IV. von, I, 121.
- Tacitus, Publius Cornelius, I, 253.
- Tarlo, Graf von, I, 54.
- Tasso, Torquato, II, 156. 189. 206.
- Temple, William, Sir, I, 253.
- Terrasson, Jean, Philologe, II, 70.
- v. Tettau, Auguste, II, 106.
- Teutberga, Gemahlin Lothars II., II, 101.
- Thomas von Aquino, Scholastiker, II, 154.
- Thukydides I, 141. II, 189.
- v. Thulemeyer, Geh. Legationsrat, II, 213.
- Traigue, Jean, II, 176.
- Tristan s. Hermite.
- Tronchin, Theodore, Arzt in Genf, II, 48.
- Truchseß zu Waldburg, Graf Friedrich, I, 151. 197.
- Tscherenscheu, Alexander, russischer Feldherr, II, 103.
- Türkei
Mahmud I., Sultan, I, 110.
Mustapha III., Sultan, II, 205.
- Turenne, Henri, Vicomte de, I, 66. 260. 266. 296. II, 94. 180.
- Tyrconnell, Richard, Carl, französischer Gesandter in Berlin, I, 284.
- Ulrike, Königin von Schweden, s. d.
- de Valorn, Marquis, französischer Gesandter in Berlin, I, 155 ff. 278.
- v. Varenne, Oberst, I, 197.
- Varro, Marcus Terentius, II, 201.
- de Vaucanson, Jacques, Mechaniker, I, 178.
- de Vertot, René, Historiker, II, 60.
- Vespris, Tänzer, I, 298.
- Villars, Claude, Herzog von, Marschall, II, 14. 141.
- Villati, Librettist, I, 273.
- Villeroy, François, Herzog von, Marschall, II, 141.
- Vinci, Leonardo, Komponist, I, 291.
- Virgilius, Publius, I, 141. 215. 258. 270. II, 83. 97 f. 160. 201. 206. 213. 243.
- Voltaire, Vincent, Schriftsteller, I, 151. 255.
- Voltaire, Aron de, I, 6 ff. 77 ff. 89 f. 93 f. 97 ff. 107 ff. 117 ff. 122 ff. 129 ff. 135 ff. 143 f. 148 ff. 154 ff. 160 ff. 173 ff. 177 ff. 183 ff. 191 ff. 200 ff. 215 f. 218. 233. 257 f. 268 ff. 276 f. 281. 292 f. 295. 297. II, 22 f. 43. 48 ff. 55. 58. 82 f. 85. 89 f. 98. 131. 153 ff. 175. 188 f. 205 ff. 212 ff. 219 ff. 229 f. 234. 237 f. 242 f. 245. 248.
- Wallenstein I, 112.
- Waltrada, Gemahlin Lothars II., II, 101.
- Watteau, Antoine, I, 154.
- Wegelin, Jakob, Historiker, II, 231. 240.
- v. Werder, Kammerpräsident in Kleve, II, 160.
- v. Wenher, Oberst, I, 156.
- Wilhelm IV., Wilhelm V. von Dranien, s. d.
- Wilhelm, Prinz von Schwedt, s. d.
- Wilhelmine, Markgräfin, s. Bayreuth.
- Wilhelmine, Prinzessin von Preußen, vermählt mit Wilhelm V. von Dranien, s. unter Preußen und Dranien.
- v. Winterfeldt, Hans Karl, II, 25 f.
- v. Wolden, Hofmarschall Friedrichs, I, 25. 28 f. 54. 106.
- Wolff, Christian, Philosoph, I, 7 f. 73 ff. 81 f. 90. 93 f. 100. 103 f. 126. 142. 152. 161. 164. 178. II, 75.
- Woolston II, 176.
- Bouwerman, Philips, Maler, I, 306.
- v. Wreech, Oberst, auf Tamsel bei Küstern, I, 19.
- , Frau, Gemahlin des Obersten, I, 20 f.
- Württemberg
Elisabeth Friederike Sophie, Herzogin, II, 159.
Friederike Dorothea Sophie, Prinzessin, II, 32.
Friedrich Eugen, Prinz, II, 32. 52.
Karl Eugen, Herzog, I, 41. 259.
- v. Wunsch, Generalmajor, II, 57.
- Tantippe I, 69.
- Zeno II, 50. 54. 58. 62. 97. 192. 220.
- Zeuris I, 157.
- Zimmermann, Ritter von, Arzt, II, 262.
- Zoroaster II, 181.

Verzeichnis der Tafeln

- Titelbild:** Friedrich der Große. Büste von Cavaceppi im Schloß Georgium zu Dessau
- Seite 16:** Arbeitskabinett des Königs in Sanssouci. Bleistiftzeichnung von Menzel in der Nationalgalerie zu Berlin
- Seite 32:** Friedrich Wilhelm von Seydlitz, preussischer General der Kavallerie. Gemälde eines unbekanntenen Künstlers im Besitz des Freiherrn von Seydlitz-Kurzbach auf Klein-Wilkau
- Seite 48:** Heinrich, Prinz von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen. Zeichnung von Menzel in der Nationalgalerie zu Berlin, nach einer Büste von Houdon
- Seite 64:** Louise Dorothee, Herzogin von Sachsen-Gotha. Miniaturbildnis im Herzoglichen Museum zu Gotha
- Seite 96:** Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens, Schriftsteller und Philosoph. Stich von Schleuen nach einem Gemälde der Marquise d'Argens
- Seite 128:** Sanssouci. Bleistiftzeichnung von Menzel in der Nationalgalerie zu Berlin
- Seite 144:** Marie Antonie, Kurfürstin von Sachsen. Stich von Canale
- Seite 160:** Heinrich, Prinz von Preußen, Neffe Friedrichs des Großen. Gemälde von van Loo im Hohenzollernmuseum zu Berlin
- Seite 176:** Friederike Sophie Wilhelmine, Prinzessin von Preußen, Nichte Friedrichs des Großen, Gemahlin Wilhelms V. von Dranien. Farbenstich von Descourtis nach Torelli
- Seite 192:** Jean le Rond d'Alembert, französischer Mathematiker und Philosoph. Pastell von La Tour im Museum zu Saint-Quentin
- Seite 208:** Le gâteau des rois. Satirischer Kupferstich auf die Teilung Polens
- Seite 224:** Das Neue Palais in Potsdam. Bleistiftzeichnung von Menzel in der Nationalgalerie zu Berlin
- Seite 256:** Ulrike, Königin von Schweden, Schwester Friedrichs des Großen. Büste eines unbekanntenen Künstlers im Neuen Palais zu Potsdam

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.



HG.B
F8524bH
.Gop

5924.37

Frederick II, the Great, King of Prussia
Briefe; hrsg. von Max Hein; deutsch von
Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.

v.2

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET



